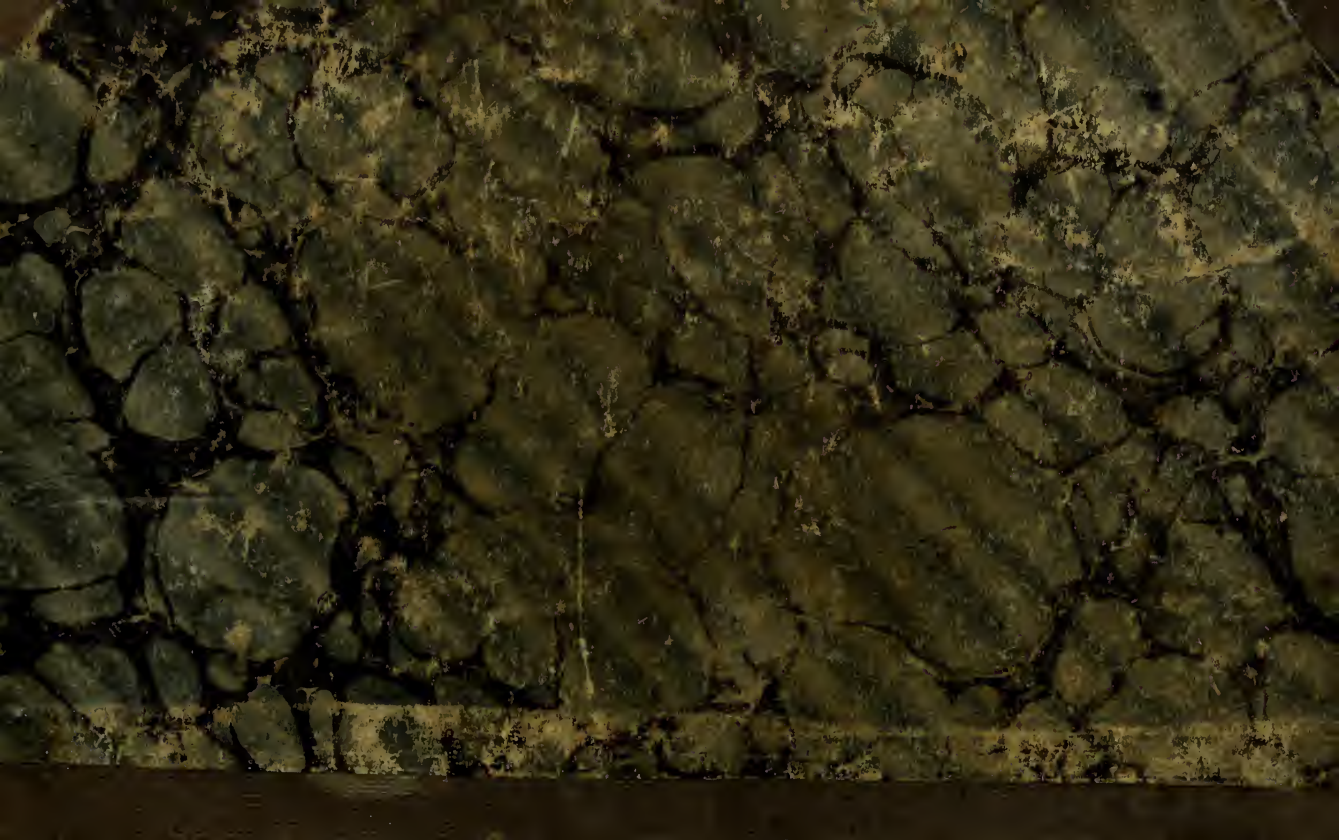

383

Mr. R. Schemmer.

Der Herr der Welt.

Fortsetzung des Grafen von Monte-Christo.

Roman

von

Adolf Mützelburg.

Dritter Band.

Dritte Auflage.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco.

Zimmerstraße Nr. 94.

RBR
Jantz
#36
Bd. 384
c.1

Eugenie Danglars.

Vierzehn Tage waren seitdem vergangen. Don Lotario hatte jenen Verein fast täglich besucht. Es hatte auch Donna Eugenia kennen gelernt.

Aber war eine Veränderung mit ihm vorgegangen? Nein; wenigstens keine Veränderung zum Besseren. Sein Geist war mit jedem Tage kränker, sein Gemüth finsterer geworden. Immer heftiger nagte derselbe quälende Schmerz an seinem Herzen, immer mehr umwölkte sich sein sonst so klarer, jugendlicher Geist, und durch den Nebel, der sein ganzes Denken allmählich umhüllte, leuchtete nichts mehr klar hindurch, als die glänzenden Augen Theresens.

Sagt mir, Ihr Leser, oder Ihr, meine Leserinnen — sagt mir, worin der unerklärliche Reiz, der seltsame Zauber besteht, den manche Frauen auf die Männer ausüben, obgleich sie weder so schön, noch so geistvoll, noch vielleicht auch so tugendhaft und reich an Gemüth sind, wie viele andere ihres Geschlechtes, an denen wir kalt vorüber gehen? Noch hat Niemand dieses Räthsel gelöst, noch hat Niemand den Zauber errathen, den solche Frauen ausüben, die dem Manne gleichsam die Seele auszusaugen und ihr eigenes Blut in sein Herz zu ergießen scheinen, so daß es für Nichts, für nichts Anderes mehr schlagen kann, als für die böse, quälende und doch geliebte Zauberin. Auch die alten Griechen schon

kannten dieses Geheimniß und wenn sie ein Weib bezeichnen wollten, das solche Macht über die Männer ausübte, so sagten sie, Venus habe ihr ihren Gürtel geliehen — den Gürtel der Anmuth und des unaussprechlichen Reizes.

Don Lotario hatte Eugenie gesehen — die hohe, stolze, schöne Eugenie, mit den dunklen Augen, den Brauen, die fast sich verneigend in düsterer Majestät die Augen krönten, wie dunkle Tannen sich über einen kühlen Waldsee neigen — er hatte sie gesehen in der ganzen Entwickelung ihrer jungfräulichen Pracht — und nicht nur sie, sondern auch die schönsten Frauen, diese berühmten Schönheiten mit den blauen Augen, den goldenen, weichen Locken, den lachenden Wangen, den Perlenzähnen — Alle hatte er gesehen und hundert Mal hatte er sich gesagt, daß Therese neben ihnen keinen Vergleich aushalten könne, daß man sie kaum beachten würde in dem Kreise solcher Göttinnen. Und doch ließen alle diese königlichen Gestalten ihn kalt, doch empfand er beinahe einen Schauder, wenn er daran dachte, daß er die Hand oder die Lippen einer dieser Frauen berühren solle — während der flüchtige Gedanke, daß er Theresens Hand ergreifen oder küssen, der Gedanke, daß sie ihre Augen voll Liebe und süßen Schmelz auf ihn richten könne, ihm alles Blut durch die Adern jagte und einen wahnsinnigen Schmerz der Sehnsucht in ihm hervorrief, der ihm zuweilen selbst inmitten einer glänzenden und rauschenden Gesellschaft einen dumpfen Schrei, einen unterdrückten Seufzer entlockte — der ihn hinaustrieb in die Nacht, nach Hause, wo er seinen Koffer packte, um ihr zu folgen in alle Welt — bis er endlich nach entsetzlichem Kampfe niedersank und sein männlicher Stolz siegte über sein blutendes Herz — ein Sieg, der ihn elend, unsäglich elend machte!

O Ihr Frauen, die Ihr so geliebt werdet und die Ihr wißt, daß ein Mann Euch so liebt — seid verflucht, wenn Ihr mit einem solchen Herzen spielt — seid verflucht und

möge die rächende Nemesis Euch an ein kaltes, grausames Herz ketten, das Euch fühllos zerreißt und über Eure Qualen lacht — wie Ihr einst gelacht habt! —

Don Lotario sprach diesen Fluch nicht aus — denn er wußte nicht, ob Therese absichtlich jenen Zustand der Verzweiflung in ihm hervorgerufen — aber zuweilen dröhnte etwas Aehnliches durch sein Herz und seine Augen richteten sich, wie um Rache bittend, empor zum Himmel. Seine Augen! Ach, sie waren nicht mehr so glänzend klar, so frisch, so jugendlich sprühend. Die Brauen senkten sich tiefer nieder auf diese dunklen Sterne, die jetzt durchsichtiger, geistiger geworden waren und die Spuren innerer Leiden verriethen, wie seine gefurchte Stirn, und die Wangen, die ihre jugendliche Frische halb verloren hatten, und der Mund, der sich immer fester schloß und immer mehr jene eigenthümliche Linie annahm, die mehr als Alles auf Schmerz, Kummer und traurige Erfahrungen deutet. Selbst seine Haltung war gebückter geworden und in allen seinen Bewegungen lag etwas Krankhaftes und Unruhiges.

Aber — man mag darüber denken, wie man will — in alle dem, in diesem unverkennbaren Ausdruck des Leidens lag Etwas, was die Frauen nur um so mehr fesselte, und in allen Salons, die Don Lotario — freilich nur selten — besuchte, galt er für eine außerordentliche Erscheinung, für einen sehr schönen Mann. Nichts reizt die Frauen mehr, als der Ausdruck wahren Schmerzes und tiefer Melancholie — deshalb werden diese Gefühle auch so oft von Thoren geheuchelt, die den Frauen interessant erscheinen wollen. Es ist, als ob jede Frau bemüht wäre, jenen Schmerz, jene Trauer vergessen zu machen. Oder fesselt die unglückliche Liebe eines Mannes deshalb die Frauen, weil sie die Tiefe eines unglücklichen Herzens ahnen und im Geheimen hoffen, ebenso innig geliebt zu werden, wie jener Mann bereits einmal geliebt?

Don Lotario befand sich in Gesellschaft bei Donna Eugenia Larsgand, oder wie wir sie nennen wollen, bei Eugenie Danglars. Die Gesellschaft war klein, denn sie bestand nur aus fünf Personen, einem sehr alten und schweigsamen Herrn, der die Sängerin halb aus Liebe zur Kunst, halb aus Lust zum Reisen begleitete und ihr seine Protektion schenkte, aus Eugenie, ihrer Freundin Louise d'Armilly, Don Lotario und Lord Bilser.

Eugenie hatte an diesem Abend unter rasendem Beifalle des Publikums die Donna Anna in Mozarts „Don Juan" gesungen — und zwar schöner als je. Sie sprach lebhaft über das englische Publikum und es schien ihr in England sehr zu gefallen. Ihre dunklen Augen — eigenthümliche Augen, die verzehrend leuchteten, ohne doch Wärme zu entsenden, wie die Leute behaupteten — strahlten in einem lebhaften Glanze und waren gewöhnlich auf Don Lotario gerichtet, der, wie immer, ruhig und aufmerksam zuhörte und dessen Gesicht selten einen veränderten Ausdruck bot. Manchmal senkte er auch die Augen und dann schien sein Geist vollständig abwesend zu sein. Das waren die Momente, in denen Eugenie in ihrer Erzählung stockte und durch ihre Unruhe verrieth, daß ihr nur an der Aufmerksamkeit Don Lotario's gelegen sei. Sie saßen beim Thee um einen kleinen Tisch.

Ja, wir müssen es ganz aussprechen, was wir hier angedeutet haben — die Bekanntschaft Don Lotario's mit der schönen Sängerin hatte einen ganz anderen Erfolg gehabt, als jeder vermuthete. Der junge Spanier war derselbe geblieben. Alle diese Reize, die um so schöner wurden, da sie sich für ihn belebten, diese dunklen, tiefen Augen mit den zürnenden Brauen darüber, diese melodische Stimme, die noch weicher klang, wenn sie zu ihm sprach — hatten keinen Eindruck auf ihn gemacht. Er sah Eugenie, er hörte sie singen und sprechen. Aber es war nicht Therese, es war nicht

Thereſens Stimme — und doch hatte Thereſe das Franzöſiſche mit fremdem, hartem Accent geſprochen.

Aber Eugenie ſelbſt war nicht gleichgültig geblieben. Unter allen Männern, die ſie geſehen und von denen ſie Huldigungen und Schmeicheleien empfangen, unter Allen hatte keiner einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht, wie dieſer junge Spanier mit den traurigen Augen, mit dem ernſten, ſinnenden Geſicht, über das zuweilen das Zucken eines tiefen Schmerzes fuhr. Und weshalb? Für Erſte war es ein Irrthum geweſen, Eugenie wirklich für kalt zu halten. Sie war es nicht. Wie hätte ſie ſonſt die große Sängerin ſein können! Sie war nur eine von jenen ſtrengen, herben Naturen, die von jeder Schmeichelei, von jeder abſichtlichen Huldigung unangenehm berührt werden und ſcheu zurückweichen. Sie war ja deshalb aus Paris, von ihren Eltern geflohen, weil ſie nicht das Joch einer Ehe ertragen wollte, weil ihr der falſche Prinz Cavalcanti zuwider war — zuwider, wie ihr wahrſcheinlich jeder andere Mann geweſen wäre. Eugenie trug den Geiſt jener Ungebundenheit und Selbſtſtändigkeit in ſich, die in dem Manne inſtinktiv den Herrſcher, den Tyrann ſieht und ſich ihm nicht beugen will. Sie war kalt, ſehr kalt in ihrem Aeußern. Aber in ihrem Herzen war Raum genug für die heftigſten Leidenſchaften. Sie war wie Diana, die den ſchönen Endymion um ſo heißer liebte, je kälter ſie den Anderen erſchien.

Und ſo war es auch mit ihr. Sie liebte Don Lotario und ſie liebte ihn bereits mit einer verzehrenden Leidenſchaft, mit einer Gluth, die ſie kaum noch beherrſchen konnte und die vielleicht nur deshalb weniger in die Augen fiel, weil man bei Künſtlerinnen und Sängerinnen an eine leidenſchaftlichere Sprache des Mundes und der Augen gewöhnt iſt. Louiſe d'Armilly und ſelbſt Lord Bilſer ahnten allerdings, was in ihrem Herzen vorging. Aber noch wußte ſich Eugenie zu beherrſchen, noch harrte ſie mit fieberhafter Ungeduld auf

irgend ein Zeichen, daß ihre Liebe von Seiten Don Lotario's erwiedert werde.

Dieses Zeichen war ausgeblieben und blieb aus, und so heftig brannte in Eugeniens Herzen die Flamme der Leidenschaft, daß sie in wenigen Tagen sogar ihr Aeußeres verändert hatte, denn sie war blasser, unruhiger, nervöser geworden. Don Lotario bemerkte es nicht. Wie hätte er es auch bemerken sollen, er, der an nichts dachte, als an Thereſe.

Aber schon stand Eugenie auf dem Punkte, sich zu verrathen, sich vielleicht auf eine eklatante Weise bloßzustellen. Denn in Bezug auf die Liebe war sie ein reines Naturkind. Sie hatte nie auch nur im Entferntesten etwas gekannt, was einer Neigung ähnlich sah, und jetzt, da sie das verzehrende Feuer einer Leidenschaft in sich fühlte, das ihr zugleich fremd und schauerlich und doch wieder süß entzückend war — jetzt schien es ihr unmöglich, daß der Mann, den sie liebte, diese Liebe nicht erwiedern solle. Sie wußte ja nicht, weshalb Don Lotario so unglücklich war. Sie hatte zwar Andeutungen darüber erhalten, aber sie glaubte, seine Geliebte sei todt, oder habe ihn verrathen. Sie hatte auch davon gehört, daß zuweilen edle Naturen, wenn sie eine gefeierte und berühmte Persönlichkeit liebten, absichtlich mit dem Geständniß ihrer Liebe zurückhielten und sich beherrschten, um nicht mit einer Menge fader Anbeter auf gleiche Stufe gestellt zu werden. Konnte das nicht auch bei Don Lotario der Fall sein? Konnte nicht ein Theil seines Kummers auch ihr gelten?

Das Gespräch nahm eine allgemeine Wendung, die jedoch noch im Bereiche der Kunst blieb, und Don Lotario, der verhältnißmäßig wenig von der Bühne gesehen hatte und sich nicht gar zu eifrig dafür interessirte, wurde immer zerstreuter und versank zuletzt in vollständige Träumerei. Gereizt und piquirt brach Eugenie mitten in ihrem Gespräche ab.

— Mylord, sagte sie dann zu Lord Bilser, es thut mir leid, Sie verabschieden zu müssen. Aber ich möchte gern mit

Don Lotario einige Worte allein sprechen — falls er mir solche Vertraulichkeit erlaubt — einige Worte in Bezug auf meine Mutter!

Don Lotario fuhr auf und sagte, daß er gern bereit sei, die Wünsche der Sängerin zu erfüllen. Lord Bilser war etwas verwirrt und erhob sich.

— Auf Widersehen, Don Lotario! sagte er. Sie wissen ja, wo!

Lotario gab ihm die Hand. Er wußte, daß der Lord seinen Klubb meine.

— Verzeihen Sie mir meine Anmaßung, Don Lotario, sagte Eugenie, als der Lord gegangen war. Aber Sie empfinden gewiß mit mir, wenn ich wünsche, aus Ihrem Munde noch Einiges über meine Mutter zu erfahren. Sie waren ja ein Augenzeuge jener gräßlichen That! Ich wagte früher nicht, Sie darum zu bitten — aber jetzt, wo wir einander näher kennen — indessen, Louise, willst Du nicht nachsehen, ob man mir die Notenhefte gebracht hat?

Louise verstand den Wink, auch der alte Herr, und Beide gingen.

— Jenes Ereigniß berührt so traurige Seiten in meinen Familien-Erinnerungen, sagte Eugenie, als sie Beide allein waren, daß mein Wunsch gerechtfertigt werden muß, keinen Andern zum Zuhörer unseres Gesprächs zu machen. Ist es nicht entsetzlich, daß derselbe Mensch, der einst mein Gatte werden sollte, jetzt der Mörder meiner Mutter wurde?

— Sie wissen noch nicht Alles, sagte Don Lotario, und nun erzählte er der Sängerin mit der Schonung, die nöthig war, in welchem Verhältnisse Benedetto-Loupert zu der Baronesse gestanden. Eugenie schauderte. Wie leicht wäre sie die Gattin eines Menschen geworden, der der Sohn ihrer Mutter war!

Die Erzählung nahm einige Zeit in Anspruch, ebenso der Bericht über die letzten Augenblicke der Baronesse. Es

war spät geworden. Die Kerzen waren herabgebrannt. Eine Dienerin hatte gemeldet, daß Louise d'Armilly schlafen gegangen.

Je mehr die Erzählung den Charakter von Einzelnheiten annahm, desto unruhiger wurde Eugenie und jeder Andere hätte bemerken müssen, daß sie wünschte, von diesem Gegenstande abzubrechen und zu einem anderen überzugehen. Ihre Wangen hatten sich geröthet, ihre schönen Augen waren glänzender und lebhafter geworden. Zuweilen trat dann eine plötzliche Blässe an die Stelle der Röthe und ihre Hand zitterte, wenn sie dieselbe zufällig erhob, um irgend eine Bewegung zu machen. Die Rollen waren hier vertauscht. Eugenie war der unruhige, aufgeregte Liebhaber, der im Begriffe stand, seine Erklärung zu machen — Don Lotario der Ahnungslose, Unvorbereitete, der durchaus nicht wußte, was in dem Herzen der Sängerin vorging.

— Nun, Don Lotario, sagte sie endlich, lassen Sie uns von diesem traurigen Gegenstande abbrechen, bei welcher Gelegenheit haben Sie meine Mutter kennen gelernt?

— Bei einer jungen Dame, antwortete Don Lotario und das Blut wich ihm aus dem Gesicht. Madame Danglars war die einzige Freundin dieser Dame, die in Folge des Todes Ihrer Mutter aus Paris abreiste. Sie war keine Französin.

— Man hat mir gesagt, Sie seien nicht lange in Paris gewesen, fuhr Eugenie dann fort. Sie sind ein Merikaner. Was hat Sie bewogen, Ihr Vaterland zu verlassen?

— Ein Unglück, Mademoiselle! antwortete der junge Mann mit einem trüben Lächeln. Meine Besitzung brannte ab, ich galt für einen ruinirten Mann und meine Braut kündigte mir in Folge dessen ihre Freundschaft und Liebe auf. Ich ging nach Europa, um Meriko zu vergessen.

— Ah, die Schändliche! rief Eugenie, die jetzt den Grund der Melancholie ihres Freundes zu ahnen glaubte.

Pfui, wie abscheulich! Als ob Sie nicht werth wären, Don Lotario, auch ohne Reichthum geliebt zu werden! Welch' Mädchen muß das gewesen sein?

— Sie war wie die meisten ihres Schlages! sagte Don Lotario achselzuckend.

— Wie die meisten, ja! sagte Eugenie. Es mag so sein. Ich verstehe nichts davon. Ich begreife nicht, wie man an einem Manne das Geld lieben kann, während es doch nur die Persönlichkeit ist, die uns glücklich machen kann, auch in den einfachsten Verhältnissen. Und Sie, Don Lotario — verzeihen Sie meine Zudringlichkeit — aber ich begreife nicht, wie der Verlust eines solchen Mädchens Sie so tief hat schmerzen können und noch immer schmerzt. Die Enttäuschung, der Verrath mögen im Augenblicke das Herz erschüttern. Aber später muß man doch einsehen, daß man einem unglücklichen Leben entgangen ist.

— Sie haben wohl Recht, sagte Don Lotario, aber es schmerzt doch immer!

Er ahnte jetzt, daß Eugenie seinen Trübsinn jener Liebe zu Donna Rosalba zuschrieb. Er wollte sie bei diesem Glauben lassen, da es unmöglich in seiner Absicht liegen konnte, der Sängerin sein Verhältniß zu Therese mitzutheilen.

— Es schmerzt, ja! sagte Eugenie. Aber die gütige Natur hat ein Gegenmittel für diesen Schmerz geschaffen, indem sie die Empfänglichkeit für Liebe in das Herz der Jugend legte. Ich sollte meinen, Don Lotario, daß Sie jener einen Täuschung wegen noch nicht mit dem Leben und der Liebe abgeschlossen hätten. Eher könnte ich mir denken, daß man den Verlust einer Gestorbenen, oder einer Geliebten, die uns auf andere Weise entrissen worden, lebenslang bedauert, denn in dieser Grausamkeit des Verhängnisses liegt etwas, das unsere Wunden immer wieder aufreißt. Aber ein Mädchen, das Sie aus solchen Gründen verließ — nein, Don Lotario, ich kann nicht glauben, daß dieser Schmerz

anhaltend ist. Ich müßte sonst an der männlichen Kraft Ihrer Seele zweifeln. Ich würde Sie für schwach halten.

— Ah, sagte Don Lotario lächelnd, wie gut verstehen Sie über die Liebe zu philosophiren! Niemand würde das glauben, denn man sagt immer, daß Sie in diesem Punkte sehr kalt und unerfahren seien. Fast möchte ich jetzt das Gegentheil behaupten.

— Unerfahren? Ja, das bin ich. Aber kalt — nein, gewiß nicht! rief Eugenie und ihre Blicke richteten sich brennend auf den jungen Mann. Ich weiß gewiß, daß ich den Mann, den ich liebe, glücklich machen würde — glücklich, wenn glühende Liebe glücklich machen kann!

— Ach! sagte Don Lotario mit einem Seufzer — denn er dachte unwillkürlich daran, wie namenlos glücklich ihn die Liebe Theresens machen würde — ja, es muß ein unendliches Glück sein, wahr und glühend geliebt zu werden. Selig der Mann, dem dieses Glück von Ihrer Seite zu Theil wird! Aber Sie sprechen nur von Möglichkeiten, von Theorieen, Mademoiselle. Wie können Sie wissen, wie Sie lieben werden, wenn Sie nicht lieben?

— Und wer sagt Ihnen, daß ich nicht liebe? sagte Eugenie mit leuchtenden Augen.

— Ah, sagte Don Lotario, der seltsamer Weise nichts von diesen Blicken begriff, das ist etwas anderes, und dann muß ich Sie beinahe um Verzeihung bitten. Aber wie gut verstehen Sie es, Ihre Liebe vor der Welt zu verbergen. Niemand weiß etwas davon.

— Und Niemand kann etwas davon wissen, denn sie ist geheim und bis jetzt in meinem Herzen verborgen, antwortete Eugenie. Selbst Louise kennt sie nicht.

— So theilen Sie also das Schicksal all' der jungen Männer, die nach Ihrer Gunst streben! sagte Lotario. Sie lieben im Geheimen und wagen es nicht zu sagen.

— Wagen! rief Eugenie. Muß denn ein Weib sagen,

daß es liebt? Ist es nicht Sache des Mannes, das erste Wort zu sprechen? Kann die Frau mehr thun, als zeigen, daß sie liebt?

— Und hat er, er, den Sie lieben, keine Ahnung von Ihrer Liebe? fragte Lotario.

Als der junge Mann von geheimer Liebe sprach, hatten sich die Wangen der Sängerin mit dunklem Purpur gefärbt. Jetzt wurden sie blaß, und diese plötzliche Blässe, dieses Zittern mußte selbst Don Lotario auffallen, so wenig er an eine solche Lösung dieses Räthsels dachte.

Eugenie selbst bemerkte, daß dem jungen Mann dieser schwache Augenblick nicht entgangen war, und Alles vergessend, drückte sie beide Hände vor das Gesicht und wandte sich ab.

— Mademoiselle! rief Don Lotario, der noch glaubte, daß er sich irre. Verzeihen Sie mir. Ich bin zu weit gegangen. Wie konnte ich auch danach fragen! Vielleicht lieben Sie unglücklich?

— Unglücklich? sagte Eugenie langsam und tonlos. Unglücklich? Das ist möglich!

— Verzeihung! Verzeihung! rief Don Lotario mit dem aufrichtigsten Bedauern. Ich habe mich vergessen! Aber das Gespräch kam so unwillkürlich auf diesen Gegenstand —

— Ja, ja, ich weiß jetzt, daß ich unglücklich liebe! rief Eugenie und ihr Haupt sank nieder auf den Tisch. Gott, was habe ich gethan! Was soll die Welt von mir glauben!

Der junge Mann stand in der peinlichsten Unruhe neben der Sängerin. Die Gewißheit, daß er es sei, den Eugenie liebte, ging ihm allmählich auf. Oder sollte er noch daran zweifeln? Und was war nun zu thun? Sollte er gehen? Sollte er bleiben?

— Mademoiselle, rief er, was soll ich Ihnen sagen? Liepen Sie Jemand, den ich kenne? darf ich Ihr Freund, Ihr Vertrauter sein! Vielleicht kann ich mit jenem Manne

sprechen, vielleicht irren Sie sich, vielleicht erwiedert er Ihre Neigung!

— Nein, nein! rief Eugenie und erhob sich mit einer letzten Anstrengung ihrer Kraft. Verlassen Sie mich, Don Lotario, gehen Sie, es ist schon spät, schon zu spät!

Sie ging einige Schritte nach der nächsten Thür. Dann aber verließ sie ihre Kraft; sie schwankte, schien zu fallen — Don Lotario fing sie auf in seinen Armen.

— O mein Gott, stehe mir bei! Gieb mir Kraft, es zu ertragen! schluchzte Eugenie. Aber es ist schwer, es ist hart! Verschmäht um der Erinnerung an eine Donna Rosalba willen!

Don Lotario erbebte. Das Wort war ausgesprochen, fast bewußtlos, denn Eugenie wußte vielleicht nicht einmal, daß sie laut sprach. Er war es, den die Sängerin liebte!

— Mademoiselle! sagte Don Lotario mit lauter und kräftiger Stimme. Mademoiselle, sind Sie geneigt, mich auch nur eine Minute lang anzuhören?

— Sprechen Sie, sprechen Sie, flüsterte Eugenie und ein Strahl von Hoffnung schien über ihr Gesicht zu fliegen. Ich bin stark genug. Mein Gott, was werde ich hören?

— Mademoiselle, sagte Don Lotario, der die Sängerin auf einen Sessel hatte sinken lassen, ich bin zu stolz und zu aufrichtig, um Sie zu täuschen und Ihr Geständniß zu mißbrauchen. Aber glauben Sie nicht, daß es die Erinnerung an eine Donna Rosalba ist, die mich kalt macht gegen die Verdienste einer so ausgezeichneten Dame, wie Sie. Auch ich will aufrichtig sein. Ich liebe eine Andere, ich liebe jene Therese, die Freundin Ihrer Mutter!

— Ah, eine Andere! rief Eugenie, und ein neues Feuer, das Feuer der Eifersucht und Rache blitzte aus ihren Augen. Und sie lebt, wo ist sie? Sprechen Sie!

— Sie lebt, ja, aber wo sie ist, weiß ich nicht! antwortete Don Lotario. Ich werde sie vielleicht nie wieder-

sehen; ich glaube auch nicht, daß sie mich liebt. Aber ich liebe sie!

— Er liebt sie! flüsterte Eugenie und ihre Lippen krümmten sich. Ach, es ist gut, es ist genug! Gehen Sie, Don Lotario, ich will Sie nie wiedersehen!

— Adieu, Mademoiselle, sagte der junge Spanier aufrichtig bewegt und traurig. Ich konnte nicht anders handeln. Ich konnte Sie nicht betrügen. Leben Sie wohl und glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, daß ich der Liebe einer solchen Dame nicht werth bin. Sie stehen weit über Thereſe. Wie könnten Sie einen Mann lieben, den Jene verachtete?

— Ja, ja, Sie haben Recht! rief Eugenie. Und gehen Sie. Aber noch Eins! Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so beschwöre ich Sie, verrathen Sie mich nicht! Mein Ruf, meine Ehre steht auf dem Spiel — verrathen Sie mich nicht, Don Lotario, ich bin elend genug!

— Mademoiselle, Sie hätten nicht nöthig gehabt, diese Aufforderung an mich zu richten, sagte er gefaßt und traurig. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß nie eine Sylbe davon über meine Lippen kommen wird. Ich werde nie darüber sprechen und ohnehin glaube ich, daß diese Lippen bald für ewig schweigen werden. Adieu, Mademoiselle!

— Großer Gott! stöhnte die Sängerin. Don Lotario — doch nein, gehen Sie!

Der Spanier grüßte ehrerbietig und ging. Dem unten harrenden Bedienten gab er den Auftrag, mit dem Wagen nach dem Klubb zu fahren. Er ging zu Fuß dahin.

Nie war die Stimmung des jungen Mannes düsterer und menschenfeindlicher gewesen. Nicht allein, daß er unglücklich war — er hatte noch ein anderes Herz unglücklich gemacht. Zwar ohne seine Schuld, aber er wußte doch, daß Eugenie unglücklich war. Und weshalb waren er und sie elend? Weshalb liebte Eugenie nicht einen Anderen, einen

Würdigeren, weshalb liebte er Thereſe? Weshalb zog er ihr nicht dieſe ſchöne, reichbegabte Sängerin vor, die ihm ein ganzes, volles und unentweihtes Herz von Liebe entgegenbrachte? Dunkle, verworrene Fügungen des Schickſals! Don Lotario ſah den leitenden Faden in dieſem Labyrinth nicht mehr. Seinen Glauben an eine waltende, ſorgende Vorſehung hatte er längſt aufgegeben. Wenn das Daſein auf der Erde eine Qual, ein Chaos von unglücklichen Verirrungen war — weshalb es dann fortſetzen? War es dann nicht beſſer, es ſo früh als möglich zu beenden?

Die Prüfung.

Das ungefähr waren die Gedanken Don Lotario's, als er in den Saal der Geſellſchaft der Selbſtmörder trat, in dem ihn Lord Bilſer erwartete. Die Miene des jungen Mannes war ſo entſetzlich düſter und finſter, daß ihn Alle verwundert anſtarrten. Lord Bilſer ſchien ihn fragen zu wollen, hielt aber doch zurück. Schweigend nahm Don Lotario in der Geſellſchaft Platz, die eben noch ſo lärmend geweſen und die bei dem Anblick des jungen Mannes plötzlich verſtummte, als ob der Schatten des Todes über ſie hingeflogen ſei.

— Ich bitte den Herrn Präſidenten jetzt um meine definitive Aufnahme in die Geſellſchaft! ſagte er dann. Ich bin nach reiflicher Ueberlegung zu dieſem Entſchluſſe gekommen.

— Gut, ſagte Lord Bilſer, der während der Zeit zum Präſidenten erwählt worden war, gut, ich für mein Theil habe nichts dagegen einzuwenden. Ich wiederhole der Geſellſchaft nur den Antrag Don Lotario de Toledo's. Morgen ſoll darüber abgeſtimmt werden. Vorher jedoch, Don Lotario, muß ich einige Worte mit Ihnen allein ſprechen.

Lord Bilser erhob sich und begleitet von dem Spanier verließ er den Salon. Sie gingen Beide durch eine Reihe von Gängen und es schien Don Lotario, als gehe er an den einzelnen Zimmern vorüber, die für die verschiedenen Todesarten bestimmt waren. Die sonst so helle Beleuchtung wurde jedoch allmählich dunkler und Don Lotario wußte nicht mehr, wo er sich befand. Dann traten Beide in ein großes Zimmer, das fast ganz dunkel war.

— Setzen Sie sich hier, Don Lotario! sagte der Lord. Ich will mir noch einen Freund holen, der Zeuge unserer Unterredung sein soll. Erwarten Sie mich in spätestens zehn Minuten. Wundern Sie sich nicht über die Dunkelheit. Es ist Gebrauch so.

Das Zimmer war in der That so dunkel, daß Don Lotario nicht die Wände desselben erkennen konnte. Die ganze Beleuchtung kam von einer Ampel, die an der Decke hing und mit einem Schirm so verdeckt war, daß ihr Licht nur einen Theil des Fußbodens erhellte.

Don Lotario kümmerte sich wenig darum. Er war nicht im Geringsten darauf neugierig, was ihm Lord Bilser sagen und was mit ihm geschehen werde. Er setzte sich ruhig auf das eine Sopha, das ganz im Dunkeln stand, und hing seinen Gedanken nach.

Bald jedoch fiel ihm eine gewisse Schwere der Luft auf. Er mußte tief Athem holen und doch war er nicht befriedigt. Eine seltsame Unruhe bemächtigte sich seiner. Er stand auf und ging einige Schritte durch das Zimmer. Aber er bemerkte, daß er schwankte; er war ihm zu Muthe, wie einem Trunkenen.

Das fiel ihm auf, aber von der Wahrheit kam ihm keine Ahnung. Er rieb sich die Augen und bemühte sich, frei und klar zu denken. Vielleicht hatte ihn eine Anwandlung von Müdigkeit überfallen. Aber das Drückende und Schwüle wurde immer stärker. Das Blut raste ihm durch

die Adern, hämmerte und pochte. Seine Schläfe schienen springen zu wollen. Die Zunge wurde ihm trocken, die Augen brannten ihm. Er konnte das Licht der Ampel kaum noch erkennen. Es schien dunkler zu werden.

Da plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Ein feiner Geruch durchdrang das Zimmer, ein Geruch, wie von glimmenden Kohlen. Er war in dem Zimmer, in welches sich diejenigen begaben, die sich durch Kohlendampf tödten wollten. Wahrscheinlich wollte man ihn auf die Probe stellen, wollte man wissen, wie er die Möglichkeit des Todes ertragen würde.

Dieser Gedanke gab ihm seine Ruhe und Besonnenheit zurück, soweit dies bei der körperlichen Unbehaglichkeit, in der er sich befand, möglich war. Er lächelte. Wenn dies eine Prüfung war, weshalb sollte er sie nicht überstehen? Man wollte ihn doch nicht tödten!

Aber der Körper lehnte sich gegen dieses Raisonnement des Geistes auf. Don Lotario machte die Bemerkung, daß es gar nicht so leicht und süß sei, durch Kohlendampf zu sterben. Es war ihm, als ob alle seine Glieder auseinander springen wollten. Das Athmen wurde ihm entsetzlich schwer und schnürte ihm die Brust zusammen.

Er hielt es aus mit der ganzen Standhaftigkeit eines Mannes, der zugleich weiß, daß es sich nicht um seinen Tod handelt. Er vermuthete, daß er beobachtet werde, und schon das hielt ihn ab, sich schwach zu zeigen. Er wollte Alles ertragen.

Aber — aber — es kamen ihm doch andere Gedanken. Wie, wenn man eine Kleinigkeit versah, wenn man ihn zu lange in dem Zimmer ließ. Er konnte sterben, ein Lungenschlag konnte ihn tödten. Noch heißer wurde sein Blut, noch rascher jagten sich seine Gedanken.

Sterben! Nun ja, was war es denn, wenn er starb? Hatte er nicht darauf angetragen, in eine Gesellschaft auf-

genommen zu werden, die den Tod, den Selbstmord als ihr Prinzip aufgestellt? War er nicht mit dem festen Entschlusse gekommen, hier ebenfalls zu sterben, und wenn auch nicht heute, doch bald? Wenn er nun starb, durch Zufall, was war daran gelegen? Er war einige Tage früher von seinen Qualen befreit.

Diese Gedanken — die aber schon verworren waren — zwangen ihn ebenfalls zur Ruhe. Aber er fühlte, wie mächtig sich sein jugendliches Leben gegen diese Vernunftgründe auflehnte. Es kostete ihn Mühe, auf dem Sopha sitzen zu bleiben, und jedes Mal, wenn er Athem holte, fühlte er den Drang, nach der Thür zu eilen und dort frische Luft zu athmen. Schon war er auch kaum noch Herr über seine Vernunft. Seine Gedanken zuckten durcheinander, wie Blitze am Gewitterhimmel. Visionen tauchten vor seinen Augen auf. Er sah Therese, den Lord, Donna Rosalba, den Abbé, Eugenie — Alle schienen vor ihm in einem einzigen großen Bilde zu verschmelzen. Vor Allem war es Therese, die ihm in jedem Moment wiedererschien. Sie sah ihn mit ihren tiefen Augen an, so sehnsüchtig, so winkend. Er wollte aufspringen — das Zimmer tanzte um ihn herum, er sank zurück. Dann war Theresens Bild verschwunden, Alles war finstere Nacht.

— Ich will sterben, ja, ich will sterben! murmelte er vor sich hin. Es ist doch Alles vorbei!

Nun schoß es ihm in allen Farben durch die Augen, Blitze leuchteten durch sein Gehirn. Bald schien das ganze Zimmer in Feuer zu stehen, bald war es in die tiefste Nacht gehüllt.

Dann aber allmählich trat an die Stelle der Aufregung eine tiefe und angenehme Abspannung, ein Gefühl unendlichen Behagens. Es war ihm, als schwimme er in einem luftigen Meere, im Aether, und würde sanft dahin getragen. Schaaren von Engeln schwebten um ihn her und Alle trugen nur

dieselben Züge, Alle blickten ihn mit denselben Augen an, mit den Augen Theresens. Er hörte eine süße Musik, aber diese Musik war ihre Stimme; er fühlte einen leisen, süßen Wind über sein Gesicht wehen, und dieser Hauch war ihr Athem. Er wurde höher getragen, immer höher, in ein Meer des Lichtes. — — —

Tod wählen. Einzelne jedoch widersprachen ihm. Lord Castlefort versicherte, er habe Beides versucht, den Kohlendampf und das Erhängen, und ziehe das Letztere vor. Es sei nur sehr gefährlich, eine Probe zu wagen, weil Einem zuweilen ein Wirbel brechen könne. Lord Beringuer erklärte sich für das Ertränken, das er einmal versucht. Andere stimmten ihm bei. Es schien also, als ob jede Todesart angenehm sei, sobald man die erste Unbehaglichkeit und das Auflehnen des Körpers gegen den Tod überwunden habe.

Es wurde nun für den folgenden Abend eine feierliche Sitzung anberaumt, in welcher Don Lotario förmlich in den Verein aufgenommen werden sollte.

Diese Sitzung fand auch statt. Dem jungen Manne wurden die Statuten vorgelesen und er verpflichtete sich, nirgend anders freiwillig zu sterben, als in dem Vereinsgebäude, und falls er austreten wolle, auf seine Vermögen zu verzichten. Außerdem mußte er versprechen, daß nur ernste und gewichtige Gründe, z. B. eine Heirath aus Liebe, oder die Uebernahme eines wichtigen Amtes, ihn zu diesem Austritt bestimmen dürften.

Darauf sagte ihm Lord Bilser, daß er ihm am folgenden Morgen mit Graf d'Ernonville besuchen würde, um sich über seine Vermögensverhältnisse zu unterrichten. Zugleich sagte er ihm, daß er frei über das Vermögen des Vereins disponiren könne und daß ihm auf jeden Fall ein jährliches Einkommen von zwanzigtausend Thalern gesichert werde, das ungefähr seinen wirklichen Vermögensverhältnissen entsprach. Falls besondere Fälle ihn zu besonderen Ausgaben verpflichteten, so stände ihm die Kasse des Vereins zu Gebote. Auch war der baldige Eintritt von zwei anderen Engländern angezeigt, von denen Jeder ein Privatvermögen von über einer Million besaß.

Vollständig zufriedengestellt — das heißt, sich im Grunde sehr wenig um alle diese Angelegenheiten kümmernd — ver-

ließ Don Lotario gegen fünf Uhr Morgens das Vereinsgebäude — ein Jüngling, der mit dem Leben nichts mehr zu schaffen, für den diese Welt keinen Reiz mehr hatte.

Der Wechsel.

Am Mittage des folgenden Tages hielt der Wagen des Lords vor der Thür Don Lotario's und Lord Bilser, begleitet von Graf d'Ernonville, als Kassirer der Gesellschaft, stieg zu dem jungen Spanier hinauf.

Da es sich um Geschäftsangelegenheiten handelte, so war der Besuch beinahe förmlich zu nennen. Don Lotario war überhaupt in einer sehr gedrückten Stimmung. Zum Theil litt er auch körperlich an den Folgen der Prüfung, die man ihm auferlegt hatte.

— Es handelt sich also um die Feststellung Ihrer Vermögensverhältnisse, sagte der Lord. Wahrscheinlich befinden sich jedoch Ihre Kapitalien in Kalifornien und es wird nicht leicht sein, dieselben hier zu realisiren. Vielleicht läßt sich ein anderes Abkommen treffen.

— Die Sachlage ist eine andere, sagte Don Lotario, und nun erzählte er den beiden Herren, worin sein Vermögen stehe und welches Abkommen er mit Lord Hope getroffen habe.

— Das ist eine seltsame Geschichte! näselte Graf d'Ernonville, der aufmerksam zugehört hatte.

— Allerdings, sagte Lord Bilser. Ihr Vermögen besteht also genau genommen in einem enormen Wechsel und es handelt sich darum, diesen in baares Geld umzusetzen. Wir wollen sehen, ob dies möglich ist. Merkwürdiger Weise kenne ich einen Lord Hope gar nicht, und da Sie ihn mir als enorm reich schildern, so wundert mich das.

— Ich bin gleichfalls sehr darüber erstaunt, sagte jetzt Graf d'Ernonville. Haben Sie vielleicht schon einen Theil dieses Wechsels realisirt? Welche Banquiers haben darauf gezahlt?

— Alle, an die ich mich gewendet, erwiederte Don Lotario. Ich für mein Theil bin auch überzeugt, daß es damit seine volle Richtigkeit hat. Wir wollen bei Rothschild den Anfang machen.

— Es würde sich also darum handeln, daß Sie uns oder vielmehr der Kasse des Vereins diesen Wechsel abtreten, sagte Lord Bilser. Wird er protestirt, so ist die Sache am Ende auch unwichtig, denn wir können von Ihnen nicht mehr Vermögen verlangen, als Sie haben. Sie wissen, daß es gleichgültig bei uns ist, ob Jemand Geld besitzt oder nicht. Wir sehen nur auf den Mann.

— Ich danke Ihnen, aber der Wechsel ist richtig, wie ich glaube, sagte Don Lotario.

In diesem Augenblick bat der Diener um die Erlaubniß, einen Brief überreichen zu dürfen, der aus Paris eingetroffen sei, mit der Bezeichnung: Eilig!

Don Lotario bat seine Gäste um Entschuldigung und erbrach den Brief. Er war vom Abbé Laguidais, der ihm Folgendes schrieb:

„Mein junger Freund!

Ich hoffe, daß Sie bemüht sind, den Unfall, der Sie in Paris betroffen, männlich zu ertragen. Wenigstens wünsche ich das. Graf Arenberg und Therese sind in Berlin eingetroffen und bitten mich, Sie zu grüßen. Außerdem sendet mir Lord Hope einen Brief für Sie, den ich Ihnen schleunig zusenden soll. Er vermuthete Sie noch in Paris. Behalten Sie mich in Ihrer Erinnerung und denken Sie an unsere letzte Unterredung!" —

Mit düsterer Miene — denn diese Worte riefen ihm sein ganzes Unglück ins Gedächtniß — erbrach Don Lotario den Brief des Lords. Während er ihn las, wurde er nur ein Mal ein wenig blaß, dann faßte er sich und seine Miene blieb ruhig und kalt.

— Ein seltsames Zusammentreffen! sagte er lächelnd. Hören Sie an, meine Herren. Der Wechsel ist jetzt null und nichtig. Mein verehrter Lord Hope erklärt sich bankerott.

„Mein werther Don Lotario!

Ich habe Ihnen eine traurige Mittheilung zu machen. Ein Etablissement in New-York, bei welchem die größere Hälfte meines Vermögens placirt war, hat fallirt. Außerdem haben meine Einrichtungen hier weit größere Summen weggerafft, als ich glaubte, und ich werde mich vielleicht genöthigt sehen, Einiges von meinem Besitzthum zu verkaufen. Sie werden es mir also verzeihen, wenn ich den Kauf zurückzunehmen versuche, den ich, ich gestehe es offen, damals nur abgeschlossen, weil Ihre Lage mein Mitleid erregte. Ich habe die betreffenden Banquiers angewiesen, keine weiteren Zahlungen auf den Wechsel zu leisten, da ich dieselben nicht decken kann. Es würde mir leid thun, wenn Sie dadurch in eine unangenehme Lage geriethen. Aber Ihre Stellung ist noch nicht ganz verzweifelt. Ich habe das Haus Rothschild in London angewiesen, Ihnen noch zehntausend Dollars auszuzahlen. Wollen Sie diese und die bereits empfangenen zwanzigtausend Dollars, die jedenfalls sicher sind, als Kaufsumme für Ihre Hacienda annehmen, so soll es mir lieb sein. Im anderen Falle stelle ich Ihnen Ihr Besitzthum ohne weitere Entschädigung wieder zur Disposition. Verzeihen Sie mir, daß es so gekommen, ich bin nicht Schuld daran. Und wenn Sie einen Rath von mir

annehmen wollen, so ist es der, sich nicht entmuthigen zu lassen. Sie können mit dem Reste Ihres Vermögens, der Ihnen noch bleibt, Ihre Studien in London und namentlich in Berlin auf eine sehr anständige Weise beenden, und dann bietet Ihnen Ihr Vaterland andere Hülfsquellen genug. Ich war nicht so reich, als ich jung war, und das Schicksal wird Ihnen so harte Schläge nicht senden, als mir. Folgen Sie also meinem Rathe und gehen Sie nach Berlin. Alles Andere, was ich Ihnen sonst gesagt, bleibt beim Alten, und wenn ich aus jenem Fallissement in New-York noch mehr rette, so sollen auch Sie Ihr Theil daran haben. Verlieren Sie nur den Muth nicht!

Ihr Lord Hope."

— Das ist eine seltsame Geschichte! sagte Graf d'Ernonville und schüttelte den Kopf. Glauben Sie daran?

— Warum nicht? Es ist nicht unmöglich! sagte Lord Bilser. Jeder Mensch kann Unglück haben und die Anerbietungen des Lords sind im Grunde genommen noch gut genug. Wahrscheinlich hat er seine Kräfte überschätzt und seine Hülfsquellen sind versiegt.

— Es muß so sein, sagte Don Lotario. Ich für mein Theil halte den Lord für aufrichtig. Aber es schien mir beinahe, als könne ein Mensch solchen Reichthum nicht entfalten, ohne sich zu ruiniren. Jedenfalls ist es ein außerordentlicher Mann.

— Das muß er sein, wenn er den Kauf Ihrer Hacienda für eine so hohe Summe übernahm, sagte Lord Bilser. Was ist Ihnen sonst an ihm aufgefallen? Möglicher Weise ist er doch ein Engländer und kommt nach London. Man könnte ihn auffordern, unserem Verein beizutreten.

Don Lotario unterdrückte ein Lächeln, das ihm unwillkürlich auf die Lippen kam. Dann erzählte er die Einzeln-

heiten seiner Bekanntschaft mit dem Lord und schilderte dessen Reichthum. Graf d'Ernonville hörte mit steigender Aufmerksamkeit zu.

— Ah, sagte er endlich, mir geht ein Licht auf und zwar jetzt, da Sie von einem Dampfboot sprechen. Erlauben Sie mir einige Fragen. Hat der Lord nicht schwarzes Haar und eine Figur, die wenig über mittelgroß ist? Hat er nicht einen stummen Neger zum Diener? Reitet er nicht sehr schöne Pferde? Ist sein Gesicht nicht immer kalt? Nicht wahr, er lächelt selten?

— Es ist Alles so, wie Sie sagen, erwiederte der junge Spanier.

— Und um welche Zeit, glauben Sie, ist der Lord nach Kalifornien gekommen?

Don Lotario besann sich und gab dann ungefähr die Zeit an.

— Auch das stimmt! sagte Graf d'Ernonville und seine Stimme verlor auf einen Augenblick ihren näselnden Klang. Nun gut, ich glaube diesen Lord zu kennen. Es ist der größte Abenteurer, den ich je gesehen. Er war auch in Paris und hielt sich dort unter dem Namen eines Grafen von Monte-Christo auf. Es ist ein Gauner, ein Betrüger!

— Monte-Christo? fragte Lord Bilser. Von dem habe ich allerdings gehört.

— Er machte viel Aufsehen, sagte d'Ernonville und daß er viel Geld hatte, unterlag keinem Zweifel, obgleich Niemand wußte, woher er es nahm. Ich hielt ihn gleich anfangs für einen Abenteurer. Aber man wollte mir nicht Recht geben und fabelte von allerlei Dingen, von denen ich kein Wort glaubte. Hat er nicht auch eine Dame bei sich?

— Ich habe keine bemerkt, aber ich vermuthe es, antwortete Don Lotario. Ob er überhaupt Familie hat, weiß ich nicht. Aber es fiel mir auf, daß er einen alten Mann bei sich hatte, der wahnsinnig ist, und daß er mir, als ich

ihn fragte, ob das vielleicht sein Vater sei, die Antwort gab: Vielleicht der Mörder meines Vaters!

— Sacre Dieu! rief d'Ernonville und sein Gesicht verfärbte sich.

Zum Glück sah ihn Don Lotario gerade nicht an, sondern hatte sich zu Lord Bilser gewendet und als er zu dem Grafen hinübersah, war dieser wieder ruhig und gefaßt.

— In welcher Gegend Kaliforniens ist das eigentlich? fragte er dann gleichgültig.

Don Lotario beschrieb ihm die Lage des Ortes und Graf d'Ernonville, dessen geographische Kenntnisse nicht bedeutend zu sein schienen, hörte sehr gespannt zu.

— Nun, wie ich Ihnen sagte, das ändert die Sache nicht! sagte dann Lord Bilser. Sie sind der Unsrige und werden es bleiben. Den Rest ihres Vermögens einzuzahlen, wäre Thorheit, da die Summe zu unbedeutend ist. Sie erhalten jährlich aus unserer Kasse dreitausend Pfund. Wie ich Ihnen schon gestern sagte, erwarten wir nächstens eine bedeutende Vermehrung unseres Vermögens durch den Beitritt zweier Herren. Also seien Sie darüber nicht traurig!

— Glauben Sie, daß Jemand, der das Leben verachtet, das Geld lieben könne? fragte Don Lotario.

— Das nicht, aber wie ich Ihnen sagte, es liegt in unseren Prinzipien, daß wir unseren Mitgliedern eine vollständig sorgenfreie Existenz schaffen. Die Stifter unseres Vereins gingen von dem ganz richtigen Grundsatz aus, daß nichts mehr an das Leben fesselt, als Sorge und Arbeit!

Darauf empfahlen sich die beiden Herren, Graf d'Ernonville nicht ohne eine gewisse Kälte, und Don Lotario blieb in einer höchst eigenthümlichen Stimmung zurück.

Was war nun aus ihm geworden, seit er durch einen Mann, den man jetzt als Abenteurer und Betrüger bezeichnete, aus seinem Vaterlande entfernt worden? Waren die Hoffnungen des Lords, die dieser in einer entweder erheuchel-

ten oder wahren Theilnahme ausgesprochen, in Erfüllung gegangen? Er war unglücklich, er war arm. Er hatte keine Kenntnisse, um sich eine eigene Existenz zu schaffen, und er war in der Fremde — niemals war ihm der Gedanke näher gewesen, die Grundsätze des Vereins zu erfüllen, zu dem er jetzt gehörte, und sich das Leben zu nehmen, das ihm eine einzige große Wüste war.

Aber er hatte noch Zeit. Er schickte zuerst zu Rothschild, um seine noch übrigen Wechsel zu realisiren und nach zwei Stunden befand er sich im Besitz von fünfzehntausend Dollars. Das war jetzt sein ganzes Vermögen. Wie viele Menschen wären mit dieser Summe glücklich gewesen. Für ihn hatte sie kaum mehr Werth, als fünfzehntausend Pfennige.

Und nun, wenn diese Summe aufgezehrt war? Dann sollte er aus der Kasse des Vereins leben. Unmöglich! So weit konnte er sich nicht erniedrigen. Lieber wollte er arbeiten. Aber welche Arbeit konnte er denn verrichten? Und weshalb sich quälen? — Ja, das war es! War Arbeit eine Qual? Hatte nicht Lord Bilser gesagt, daß diejenigen Menschen am meisten am Leben hängen, die mit Sorge und Mühe zu kämpfen haben?

Etwas Aehnliches durchzuckte jetzt das Hirn des jungen Mannes. Würde ihn Alles, was er bis jetzt erlebt, würden ihn seine Widerwärtigkeiten so tief ergriffen haben, wenn er dem Strome seiner traurigen Gedanken den Damm einer bestimmten Thätigkeit hätte entgegensetzen können? Kannte er die Welt, hatte er ein Recht, sie zu verachten? Kannte er das Leben? Hatte er denn versucht, mit seinem Schicksal zu kämpfen?

Nein, er hatte es nicht versucht! Er hatte sich von den Wellen treiben lassen! Drei Stunden lang ging er in seinem Zimmer auf und ab und überlegte. Es kamen ihm ganz neue Gedanken. Lord Bilsers Worte waren auf einen fruchtbaren Boden gefallen.

Er schickte an den Lord und an Eugenie Danglars seine Abschiedskarten, ließ seine Effekten packen, seinen Paß visiren und reiste an dem Abend desselben Tages nach Berlin. —

Vierzehn Tage später verließ ein anderes Mitglied der Gesellschaft der Selbstmörder London und zwar noch hastiger und geheimnißvoller. Es war Graf d'Ernonville, und wahrscheinlich, um den Verein in gutem Andenken zu behalten, hatte er Alles, was sich an Werthpapieren in der Kasse fand, — eine bedeutende Summe — mit sich genommen. Die Londoner Polizei war sehr betrübt über diese Abreise. Man hatte nämlich ziemlich sichere Anzeichen erlangt, daß Graf d'Ernonville kein Anderer sei, als Benedetto-Loupert.

Das Wiedersehen.

Im sogenannten Wintergarten, den Klängen der Musik lauschend, saßen der Professor Wedell, seine Frau und Don Lotario. Damals waren derartige Lokale etwas Neues in Berlin und man fand in ihnen die feinste Gesellschaft, obgleich sie nicht im Entferntesten den Luxus boten, den heut zu Tage selbst die Lokale für die arbeitende Klasse entfalten. Die Musik war verhältnißmäßig gut. Man konnte sie hören, ohne sein Ohr verletzt zu fühlen.

Don Lotario war in einer Stimmung nach Berlin gekommen, die man weder gefaßt noch unruhig nennen konnte. Er fühlte, daß ein neues Leben in ihm erwache und überließ sich diesem Gefühl mit der Ruhe eines guten Schwimmers, der zwar eine weite Strecke vor sich hat, aber doch hofft, daß ihn seine Kraft nicht verlassen wird. Er fühlte, daß er in London zu früh mit dem Leben abgeschlossen und daß er erst am Beginnen desselben stehe. Zugleich regte sich in ihm ein unbestimmter Durst und Drang nach Thätigkeit.

Leider aber war er zu wenig mit der Welt und mit den Verhältnissen der Stadt bekannt, in der er jetzt lebte, um diese Thätigkeit zu finden.

Er hatte sich weder nach Therese, noch nach dem Grafen Arenberg erkundigt. Er wollte eine gewisse Zeit vorübergehen lassen, ehe er Therese wiedersah. Er war sich sogar unklar darüber, ob sie noch denselben Eindruck auf ihn machen werde und hielt es deshalb für das Beste, mit dem Wiedersehen noch zu warten, bis er wenigstens so viel Ruhe erlangt habe, um sich über den Eindruck dieses Wiedersehens klar zu sein.

Dagegen hatte er sogleich am Tage nach seiner Ankunft den Professor Wedell aufgesucht, denselben, dem ihn Lord Hope empfohlen. Er war sehr zufrieden mit dieser Empfehlung. Er fand in dem Professor einen Mann in den dreißiger Jahren, gründlich gelehrt, bekannt mit dem Leben, von seltener Humanität und Feinheit der Sitten, bekannt mit allen Kreisen der Residenz und allgemein geachtet und beliebt.

Der Professor erinnerte sich mit großer Freude des Lords, den er in Calcutta kennen gelernt und der ihn dort einst aus einer großen Verlegenheit befreit hatte, als seine Gelder ausblieben. Er schilderte ihn als einen äußerst interessanten Mann und war verwundert darüber, daß er sich in die Einsamkeit Kaliforniens zurückgezogen, anstatt mit seinen Kenntnissen und seinen Lebenserfahrungen der Welt nützlich zu sein. Er war ein Mann, der in der ersten Stunde Vertrauen einflößte, und Don Lotario erzählte ihm deshalb sein ganzes vergangenes Leben, ohne jedoch den Namen des Grafen Arenberg und Thereſens zu nennen. Dieses Vertrauen hatte seine guten Folgen. Fürs Erste beruhigte der Professor den jungen Mann darüber, daß der Lord jedenfalls kein Abenteurer sei und daß er ihm gewiß die volle Wahrheit geschrieben. Zweitens aber gab er ihm Mittel und Wege an die Hand, ein vernünftiges Leben zu führen und erfolgreiche

Studien zu machen. Er setzte ihm auseinander, daß er nicht daran denken dürfe, in Deutschland zu bleiben, wo sich für einen Fremden, der Sprache Unkundigen, wenig Aussicht auf eine lohnende und angenehme Stellung biete. Er bat den jungen Mann, namentlich Geschichte und National-Oekonomie zu studiren und dann nach vollendeten Studien nach seinem Vaterlande zurückzukehren, um diesem unglücklichen und zerrissenen Lande, dem es nur zu sehr an gebildeten Männern fehle, ersprießliche Dienste in irgend einer amtlichen Stellung zu leisten. Mit dreitausend Thalern könne er lange Zeit in Berlin auf eine sehr anständige Weise existiren und sich dann mit dem Rest seines Vermögens in Meriko eine Zukunft gründen.

Don Lotario sah ein, daß der Professor in allen Stücken Recht habe, und begann unter der Leitung desselben seine Studien, die ihn bald so interessirten, daß sich ihm ganz neue Genüsse eröffneten, von deren Reiz er bis dahin keine Ahnung gehabt. Es lag eine tiefe Wißbegierde in dem Herzen des jungen Mannes verborgen und sein Geist besaß eine Ausdauer, die man bei seinem feurigen und leidenschaftlichen Temperamente kaum vermuthet hätte, und da er bemerkte, daß die Studien wirklich den Gram ein wenig erleichterten, der auf seinem Herzen lastete, so gab er sich ihnen mit einem um so größeren Eifer hin. Er studirte Tag und Nacht.

Die Familie des Professors war fast sein einziger Umgang. Der Professor und seine Frau sprachen fließend französisch — der Erstere auch spanisch — und die Frau Professorin war eine sehr schöne und sehr liebenswürdige Frau, die ihrem Manne außerdem ein Vermögen mitgebracht hatte, das ihn weit über die Beschwerden stellte, denen die Männer der Wissenschaft so oft unterworfen sind, und das er fast nur für die Wissenschaft verwendete. Leider fehlte etwas in dieser Familie, die Kinder, und selbst der Professor seufzte zuweilen, wenn er ein schönes, liebliches Kind sah. Aber

ihre Häuslichkeit war deshalb vielleicht nur um so traulicher und gemüthlicher, obgleich sich wohl auch annehmen ließ, daß Kinder in dieser Familie keine Störung hervorgerufen hätten.

Uebrigens war der Professor im Gegensatz zu vielen Gelehrten ein sehr schöner Mann, von einer fast imponirenden Gestalt und einem Gesicht, das Jedem auffiel. Für männliche, würdevolle Schönheit konnte man kaum einen besseren Repräsentanten erlangen. Es war nicht die etwa herausfordernde oder prahlende Schönheit des Kriegers, nicht die weiche, verlockende Schönheit des Künstlers, sondern eine ernste, ruhige, Achtung gebietende Schönheit, zu deren Eindruck die hohe, freie Stirn, das tiefe, sinnende Auge, der beredte, sanfte aber ausdrucksvolle Mund vereint beitrugen. Wenn er sprach und wenn man ihm in die Augen schaute, so konnte man den Blick nicht wieder von ihm abwenden. In seinem klangvollen, klaren Organ, in dem Ausdruck seines seelenvollen Auges, in seinem Mienenspiel, das immer wechselte, ohne deshalb gerade zu lebendig und auffällig zu sein, lag etwas Bezauberndes, Fesselndes. Die Frauen schwärmten für ihn und die Männer liebten ihn. Dabei hatte er durchaus nichts in seinem Wesen, das den Gelehrten, den Pedanten der Wissenschaft bekundete. Er war heiter, froh und ungezwungen, er vergaß keine der kleinen Förmlichkeiten des gewöhnlichen Lebens, aber er legte auch kein Gewicht darauf. Die Natur schien ihn aus einem Gusse gebildet zu haben. Man konnte kaum glauben, daß hier die Uebung oder die Kunst geholfen. In seinem Wesen lag nichts Auffälliges und doch bemerkte man ihn überall, und wer ihn einmal bemerkt, dessen Blicke folgten ihm gewiß.

Es war interessant, Don Lotario neben diesem Manne zu sehen, in dessen Zügen nichts mehr auf die Leidenschaften deutete, die vielleicht in seiner Jugend sein Herz erschüttert hatten. Auch Don Lotario war ruhig geworden. Aber wie

unruhig war diese Ruhe neben dem selbstbewußten Ernst des Professors! Don Lotario's Auge war glänzender, aber auch flüchtiger, der Ausdruck seines Gesichts, das jetzt blasser geworden war, wechselnder, erregbarer. Wie oft zuckte es um seinen strengen und herben Mund! Wie oft brach die Leidenschaft der Jugend siegreich durch den aufsteigenden Ernst des Mannes! Ja, Don Lotario stand erst auf dem Punkte, zu erfahren, daß die Erfahrung die Schule des Lebens ist. Und ging ihm wohl schon der Gedanke auf, daß die Erfahrung — wie Goethe sagt — die Kenntniß dessen ist, was wir nicht zu erfahren wünschen? —

So saßen die Drei und lauschten abwechselnd den Klängen der Musik und plauderten abwechselnd. In den Pausen gingen und kamen neue Gäste. Viele von ihnen grüßten den Professor und knüpften ein flüchtiges Gespräch mit ihm an. Don Lotario schien die Aufmerksamkeit der Damen zu erregen, denn die Lorgnetten derselben waren vorzugsweise auf ihn gerichtet. Wahrscheinlich hatte sich, wie das in Berliner Kreisen nicht anders ist, schon das Gerücht verbreitet, daß er ein Ausländer sei, und das erhöhte das Interesse für ihn. Leider vergalt ihnen Don Lotario diese Aufmerksamkeit selten durch einen Gegenblick. Er achtete kaum auf diese Gesellschaft.

Plötzlich jedoch und zufällig richteten sich die Blicke des Professors nach einer Seite, die er bis jetzt noch nicht beobachtet hatte, nach einer von den wenigen Logen, in denen sich vornehmere Personen befanden und die durch Vorhänge zum Theil verdeckt waren. Er erschrak, und dieses Erschrecken bei einem so ruhigen Manne mußte auffallen. Er war sogar bleicher geworden und eine Minute lang wußten seine Blicke nicht, wohin sie sich richten sollten, bis sie endlich auf seiner Frau hafteten, die sein Erschrecken bemerkt hatte.

— Was hast Du, Paul? fragte sie unruhig und in deutscher Sprache, von der Don Lotario bis jetzt noch sehr

wenig verstand. Du scheinst etwas Absonderliches bemerkt zu haben?

Der Professor machte eine gewaltsame Anstrengung über sich selbst und es gelang ihm, zu lächeln.

— Liebe Marie, sagte er, ich möchte es Dir beinahe nicht sagen, aber Du würdest mir vielleicht zürnen, wenn ich nicht aufrichtig wäre. Ich habe Jemand gesehen, den Du oft zu sehen gewünscht und gefürchtet hast und den ich selbst seit langer Zeit nicht gesehen.

— Ich ahne, es ist Therese! sagte die Professorin erbebend. Ja, es ist so!

— Du hast es errathen, erwiederte der Professor, und wieder legte sich das Lächeln, aber etwas seltsam, um seine Lippen. Indessen, errege keine Aufmerksamkeit! Sieh nicht sogleich hin. Sie sitzt in der zweiten Loge mit dem Grafen Arenberg und einem anderen Herrn.

Das Gesicht der Frau Professorin verrieth deutlich, daß diese Unterbrechung sie ernstlich beschäftigte. Während des Gesprächs mit Don Lotario war sie zerstreut und allmählich richteten sich ihre Blicke nach jener Seite, nach jener Loge.

Ja, dort saß Therese, halb verborgen hinter den Vorhängen, und ihr Gesicht, noch immer blaß und leidend, war mit einem unbestimmten und verschlossenen Ausdruck auf das Publikum und den Saal gerichtet. Man hätte sagen mögen, daß man von ihrem Gesicht nur die Augen sah, denn ihr Gesicht war klein und fast ganz von dem dunklen Haar eingefaßt. Diese Augen blickten mit einem ungemein ernsten und sinnigen Ausdruck nieder. Sie schien auf die Musik zu hören und kein Muskel, kein Zug ihres Gesichts bewegte sich.

Die Professorin hatte also Zeit und Muße, sie zu beobachten, und nach einigem Zögern richtete auch der Professor seinen Blick wieder dorthin, da Don Lotario jetzt mit einem Nachbar sprach, der einige Worte an ihn gerichtet hatte. Der Ausdruck seines Gesichtes dabei war ein äußerst selt-

samer, nicht aufgeregt, aber ungemein beobachtend. Sein Auge schien in die tiefsten Tiefen jener ruhigen und verschlossenen Züge eindringen zu wollen, und zuweilen, ohne daß er es wollte, bewegten sich seine Lippen ganz leise un sein Athem war tiefer.

Die Professorin wandte sich jetzt ihrem Gatten wieder zu, der bereits auf den Tisch blickte. Sie prüfte aufmerksam einen Augenblick lang sein Gesicht.

— Paul, sagte sie dann, Du wirst s nir vielleicht übel nehmen —

— Nein, gewiß nicht! Sprich nur, erwiederte der Professor lächelnd. Ich errathe, was Du sagen willst. Du hättest ihr Gesicht für ausdrucksvoller und schöner gehalten, nicht wahr?

— Nun ja, ungefähr wollte ich das sagen, antwortete die Professorin. Aber ich weiß, Du wirst es mir nicht verzeihen. Die Männer sind immer eitel auf ihre erste Liebe.

— Ich nicht, Marie! Nachdem ich Therese seit so langen Jahren nicht gesehen, finde ich Deine Bemerkung bestätigt. Dagegen muß ich bekennen, daß der Ausdruck ihres Gesichtes weit ernster und tiefer geworden ist, was Du auch sagen magst. Du hättest sie damals sehen sollen, leicht, hastig, flüchtig — Du würdest sie jetzt kaum wieder erkannt haben.

— Ob sie Dich vergessen hat? fragte die Professorin schüchtern und unruhig.

— Ich hoffe es, erwiederte Wedell klar und bestimmt. Und nun laß uns mit Don Lotario sprechen. Er wird wenig mit unserer Zerstreutheit zufrieden sein.

Dennoch wollte das Gespräch nicht recht in Gang kommen. Die Frau Professorin blickte zuweilen nach der Loge und selbst der Professor hätte zuweilen ihrem Beispiel folgen mögen; er überwand sich aber und blickte nur einmal hin, als seine Frau mit einer herangetretenen Freundin sprach.

Unterdessen erhob sich die Gesellschaft in der Loge und entfernte sich.

Auch der Professor, seine Frau und Don Lotario folgten bald diesem Beispiel. Der junge Spanier, der an dem Abend noch eine angefangene Arbeit beenden wollte, lehnte die Einladung der Professorin, eine Tasse Thee mit ihnen zu trinken, ab und ging nach seiner Wohnung.

Wedell hatte sich unterdessen vollständig wieder gefaßt und, zu Hause angelangt, führte er mit seiner Frau ein so ruhiges Gespräch, als wäre gar nichts vorgefallen. Die Frau Professorin wußte sich ebenfalls zu beherrschen und dieses eigenthümliche Wiedersehen schien glücklich vorübergegangen zu sein, ohne die stille Ruhe dieser Familie zu stören.

Der Professor arbeitete gewöhnlich nach der Abendmahlzeit noch anderthalb Stunden in seinem Zimmer, und wie immer, so ging er auch an diesem Abend dorthin. Aber er arbeitete nicht. Er öffnete seinen Schreibtisch, aber nur, um ein Medaillon aus demselben zu nehmen, das ein kleines Portrait enthielt und das sehr versteckt in einem geheimen Fache gelegen hatte.

Der Professor öffnete das Medaillon und seine Blicke ruhten lange auf dem Portrait, das ein sehr junges Mädchen darstellte, ein Mädchen von höchstens siebzehn Jahren, in festlicher, bürgerlicher Tracht. Je länger er es ansah, desto ernster und trüber wurde sein Gesicht. Zuletzt stützte er den Kopf auf die Hand und die Blicke fortwährend auf das Portrait richtend, saß er, in Anschauen und Nachdenken versunken, unbeweglich da.

— Wie verändert jetzt! flüsterte er leise vor sich hin. Und doch noch immer dieselbe. Eigenthümliches Herz des Menschen! Du birgst Wunden, die nie vernarben!

Ueber eine Stunde saß er so. Er hatte es nicht bemerkt, daß sich hinter ihm leise die Thür geöffnet hatte, daß

seine Gattin neben ihn getreten war, daß sie mit bleichem, ängstlichem Gesicht niedersah auf dasselbe Portrait, auf dieselben etwas blassen, weichen, wenig markirten Züge, die viel Leichtfertigkeit und Lebendigkeit, aber wenig Charakter verriethen.

Endlich schloß der Professor das Medaillon und ein leiser Seufzer stahl sich ihm aus der Brust.

— Marie! Du? rief er erschreckend, denn er bemerkte das Gesicht seiner Frau über sich.

— Paul! Paul! rief die Professorin mit einem so gellenden Aufschrei, wie man ihn aus diesem lieblichen Munde nie erwartet hätte. Paul, Du liebst sie noch immer!

Und sie starrte ihn an, ihre Augen waren weit geöffnet, ihre Lippen zuckten und bebten, ihre rechte Hand ruhte krampfhaft schwer auf seiner Schulter.

— Nein, nein, Marie, glaube mir, Du irrst Dich! rief der Professor warm und aufrichtig. Es war eine Thorheit von mir, diese alten Erinnerungen zu wecken, ich gestehe es. Aber wir sind einmal Thoren. Und es ist vielleicht gut gewesen. Ich habe eingesehen, daß jene Zeit vorüber ist, daß ich mit Ruhe und Vernunft daran zurückdenken kann.

— Paul, Du bist nicht aufrichtig! rief die Professorin in schmerzlicher Aufregung. Du seufztest, als Du jenes Bild fortlegtest.

— Ja, ich seufzte, erwiederte Wedell. Ich seufzte, weil ich daran dachte, eine wie schöne Zeit meines Lebens mir durch jene Verbindung entrissen worden. Ich seufzte, weil ich daran dachte, wie viel Thorheiten man vermeiden könnte, wenn man eben — nicht jung wäre!

Ob die Professorin sich dabei beruhigte, ob der Professor die Wahrheit sagte? Wer konnte es sagen! Wer hätte ihm nicht in dieser Lage, wo es sich um das Glück eines Lebens, um die Ruhe einer Ehe handelte, eine kleine Unwahrheit verzeihen mögen! Genug, der Professor zog seine

widerstrebende Gattin in die Arme und seinen sanften Worten, seinen Bitten, seinen Küssen gelang es endlich, das schwere Schluchzen, das ihre Brust quälte zu beruhigen und sanftere Thränen aus ihren Augen zu locken. Als sie zusammen nach dem Schlafzimmer gingen, waren sie versöhnt und nichts schien vorgefallen zu sein. Marie schlief süß und fest, nicht ganz so fest und ruhig ihr Gatte. In jedem Männerherzen ist ein Dorn, der auch dann noch schmerzlich sticht, wenn er längst stumpf geworden zu sein scheint.

Eine Jugendgeschichte.

Am Vormittage des folgenden Tages besuchte Don Lotario den Professor, um ihm eine Arbeit vorzulegen. Später entstand aus dem Gespräch, das sie über dieselbe führten, ein Diskurs über Religion. Der Professor hatte gehört, daß Don Lotario mit dem Abbé Laguidais in Paris bekannt gewesen, und befragte den jungen Mann über die religiösen Ansichten desselben. Don Lotario antwortete, daß er von diesen wenig mehr wisse, als der Abbé in seinen bekannten Schriften niedergelegt. Der Professor sagte darauf, er habe gehört, daß der Abbé sich in neuerer Zeit von religiösen Streitigkeiten und überhaupt vom öffentlichen Wirken auf diesem Felde ferngehalten. Dagegen erwiederte Don Lotario, daß der Abbé ja doch noch in Verbindung mit dem Grafen Arenberg stehe, der bekannter Maßen ein sehr religiöser Mann, vielleicht sogar ein Schwärmer sei.

— Haben Sie vielleicht zufällig den Grafen Arenberg während Ihres Aufenthaltes in Paris kennen gelernt? fragte der Professor aufmerksam.

— Ja, erwiederte der junge Mann, der nicht recht mit der Sprache heraus wollte.

— Dann kennen Sie auch wohl die junge Dame, die sich in seiner Gesellschaft befindet?

— Mademoiselle Therese? Ja, ich habe sie einige Male gesehen, antwortete Don Lotario.

— Und wollen Sie den Grafen nicht wieder in Berlin aufsuchen? fragte Wedell.

— Ich weiß es noch nicht, sagte der Spanier; es wird freilich wohl meine Schuldigkeit sein.

— Und was halten Sie von der jungen Dame, von Mademoiselle Therese?

— Hm, sie ist kränklich, gereizt, hat unglücklich geliebt, wie man sagt, antwortete Don Lotario zögernd und ausweichend. Ich habe mich nie bemüht, sie näher kennen zu lernen.

— Sie würden mir einen Gefallen thun, Don Lotario, sagte der Professor, indem er vertraulich seine Hand auf die Schulter des jungen Mannes legte, wenn Sie Ihre Besuche in der Familie des Grafen fortsetzten. Ich möchte wohl wissen, in welcher Stimmung sich Therese jetzt befindet, wie sie lebt, was sie treibt. Ich habe mich einst sehr, sehr für sie interessirt — ich habe sie geliebt. Mein Wunsch wird Ihnen also natürlich erscheinen.

— Wirklich? sagte Don Lotario nicht ohne einige Beklemmung. Ah, so sind Sie es vielleicht, der Theresens Herz so eingenommen hat, daß sie keinen anderen Mann lieben will.

— Keinen Anderen? Das wäre traurig! sagte der Professor und senkte ernst den Kopf. Ich hoffe, dem ist nicht so. Doch Sie werden Gelegenheit finden, sie näher kennen zu lernen. Man sagt, sie habe sich gegen früher sehr verändert, ich meine geistig. Und um Sie in Stand zu setzen, das Herz Theresens zu prüfen, will ich Ihnen die traurige Geschichte meiner Bekanntschaft mit Therese erzählen. Es ist die Geschichte meiner Jugend — eine Geschichte, wie sie

vielleicht häufig passirt und unbemerkt vorübergeht, die aber auf mich einen tiefen, entscheidenden Eindruck gemacht hat.

Don Lotario klopfte das Herz. Hier, wo er es am wenigsten erwartet hatte, hier sollte er plötzlich Aufschluß über Etwas erlangen, das für ihn von der höchsten Wichtigkeit war. Hier sollte ihm die Liebe Theresens enträthselt werden. Unruhig und gespannt setzte er sich neben den Professor.

— Ich schildere Ihnen diesen Theil meines Lebens nicht blos, um Ihre Neugierde zu befriedigen, begann dieser. Ich thue es zum Theil deshalb, um Sie vor ähnlichen Verbindungen zu warnen. Doch hören Sie! Meine Geschichte wird für sich selbst sprechen.

Ich stand, wie man es so nennt, in der schönsten Zeit meines Lebens. Ich hatte meine Studien vollkommen absolvirt, und meinem Durst nach Unabhängigkeit folgend, hatte ich mich entschlossen, nicht sogleich in den Staatsdienst zu treten, sondern eine Zeit lang frei und selbstständig zu existiren. Ich hatte nicht die Mittel, wohl aber die Kraft, und die letztere verschaffte mir die Mittel. Ich hatte gute Bekanntschaften und mein Wissen öffnete mir die gelehrten Zeitschriften; ich schrieb über Geschichte, Literatur und Kunst und fand in dieser Beschäftigung, die mir wenig von meiner Zeit raubte, nicht nur eine ausreichende, sondern sogar eine angenehme Quelle der Existenz. Meine Bedürfnisse waren nicht sehr groß und ich konnte sie sämmtlich befriedigen. Genug, ich war, wenn man so will, ein glücklicher Mensch. Ich hatte Zutritt zu den ersten Kreisen dieser Stadt; die Männer achteten mich und bei den Frauen stand ich, wie man sagte, in Gunst. Und ich kann es ohne Uebertreibung sagen — ich kannte wenige Frauen, die einer ernsten Bewerbung meinerseits widerstanden haben würden.

An diesem Ernste fehlte es jedoch. Es kam mir nicht entfernt in den Sinn, mich irgendwo zu fesseln. Die Ehen,

die ich für die glücklichsten hielt, waren von Männern im reiferen Alter geschlossen worden und ihrem Beispiele wollte ich folgen. Weshalb auch mich binden, da mir das Leben allen Reiz bot, den ich verlangte? Ich hatte noch nie ernst geliebt. Alle meine Bekanntschaften, die auf ein ernsteres Verhältniß hätten hinauslaufen können, hatten sich früh zerschlagen. Auch gefiel mir das unstäte, flüchtige Leben.

In dieser Zeit, es war im Frühling, schlenderte ich mit einem Freunde des Abends durch die Gegend vor dem Brandenburger Thore. Es war ein prächtiger Abend; hunderte von Pärchen zogen an uns vorüber. Ich war eigenthümlich melancholisch gestimmt und fast zum ersten Male kam mir der Gedanke, daß das Leben ohne Liebe nichts sei und daß es doch eine Wonne sein müsse, mit einem Liebchen am Arm durch die schöne Natur zu wandeln.

Das böse Geschick, immer bereit, schien meine Gedanken belauscht zu haben. An demselben Abend lernte ich Therese kennen. Mit den Kleinigkeiten dieser ersten Bekanntschaft will ich Sie verschonen. Genug, ich glaubte gefunden zu haben, was ich suchte.

Therese war die Tochter einer Frau, deren Mann vor langer Zeit in die Fremde gegangen war und die sich deshalb als Wittwe betrachtete. Ihr ältester Sohn lebte nicht bei ihr. Ich sah ihn nie. Er sollte ein wilder, verdorbener Gesell sein. Sie hatte, um sich zu ernähren, eine kleine Konditorei eröffnet und fand dabei ihr kümmerliches Auskommen. Sie war eine ächte Berlinerin, nicht gerade ungebildet, aber auch nicht fein, putzsüchtig im höchsten Grade, nur auf das Aeußere achtend, fein berechnend und im gewissen Sinne sogar klug.

In Therese lagen die Eigenschaften ihrer Mutter, nur veredelt, wie es mir schien. Sie war damals noch nicht siebzehn Jahre alt, nicht schön, aber für mich anziehend. Es lag etwas von der Beweglichkeit und Lebhaftigkeit in ihr,

die man den Pariserinnen zuschreibt, und sie schien mir ganz geeignet für ein flüchtiges Verhältniß, wie ich es damals wünschte. Es fiel mir nicht im Traum ein, sie zum Spielball meiner Begierde zu machen. Ich wollte sie und mich amüsiren und war fest überzeugt, daß sie sich nicht sonderlich grämen würde, wenn ich von ihr ginge.

Daran, daß sie mich dauernder fesseln würde, dachte auch wohl keiner meiner Freunde, der sie sah. Selbst an ihrer äußeren Erscheinung wäre Manches zu tadeln gewesen und ihre geistige Bildung war vollständig vernächlässigt. Dennoch langweilte ich mich nie eine Minute in ihrer Gegenwart. Sie hatte eine eigenthümliche Art, Allem etwas Scherzhaftes und Leichtes abzugewinnen. Ich war zufrieden, wenn sie nur lachte und plauderte.

Bald sah ich, daß ich ihr Herz vollkommen gewonnen hatte, und das war in doppelter Beziehung ein Triumph für mich. Denn da es Jedem freistand, die Konditorei ihrer Mutter zu besuchen, und da Therese hübsch genug war, um junge Männer anzuziehen — worauf die Mutter auch wohl rechnete — so hatte ich nicht wenig Nebenbuhler. Zweitens aber lag mir daran, um meiner selbst, meiner Persönlichkeit willen geliebt zu werden. In allen anderen Kreisen, die ich besuchte, waren es mehr meine Kenntnisse, mein Ruf als ein außerordentlich gebildeter Mann, die mir die Gunst der Damen erwarben. Bei Therese fiel das fort. Um meinen Geist, um meine Kenntnisse kümmerte sie sich wenig. Ich selbst, mein Wesen gefiel ihr, und das war es, was meinen Bemühungen um ihre Gunst einen eigenen Reiz verlieh.

Auch in anderer Beziehung hatte ich mich nicht getäuscht. Therese war zu jung, um zu berechnen, und zu wenig sentimental, um an ein ewiges Glück zu denken. Wir sprachen nie von Liebe, nie von Heirath; wir sahen uns aber täglich und amüsirten uns. Unsere Vergnügungen waren die unschuldigsten von der Welt. Gerade in dem Vertrauen, das

sie mir bewies, lag die stärkste Aufforderung für mich, dasselbe nicht zu mißbrauchen. Wir gingen zusammen auf Bälle, wir machten Landpartien, wir gingen spazieren, wir spielten zusammen Klavier und sangen, wir besuchten kleine Vergnügungsorte — entweder in Begleitung der Mutter oder anderer Familien. Ach, Don Lotario, es war eine schöne und glückliche Zeit. Ich bedauere es nicht, sie genossen zu haben, selbst um aller Leiden und Schmerzen willen nicht, die später folgten.

So verging ein ganzes Jahr. Wie ich Ihnen sagte, das Wort Liebe oder gar Heirath war nie von uns ausgesprochen worden. Selbst die klug berechnende Mutter hatte geschwiegen. Darauf machte ich eine kleine Reise, zum Theil deshalb, um zu prüfen, wie Therese und ich eine Entfernung ertragen würden. Aber wir schrieben uns gegenseitig und bei meiner Rückkehr war mein erster Gang zu Therese. Ich wußte nicht, was ich anders hätte thun können. Ich hatte kaum noch ein anderes Haus, das ich besuchte, als das der Mutter Theresens.

Dennoch hatten sich die Dinge ein wenig geändert. Ein reicher junger Mann bewarb sich um Theresens Gunst und um ihre Hand. Ich glaubte nicht recht daran. Aber dem Bewerber war es Ernst. Nun begannen meine ersten Kämpfe. Zuerst dachte ich daran, seltener zu kommen, endlich wegzubleiben. Aber das war mir unmöglich. Therese wurde traurig, ich bemerkte, daß die Mutter in sie drang, eine Wahl zu treffen. Sie begünstigte das Zusammensein Theresens mit jenem jungen Manne. Ich kam oft, ohne Therese zu treffen, und hörte, daß sie sich in einer Gesellschaft befand, bei der auch jener Bewerber war.

Nun folgten die Qualen der Eifersucht, und jetzt erst entdeckte ich, daß ich Therese liebte. Der Gedanke, daß sie einem Anderen angehören könne, war mir unerträglich. Dennoch — dennoch — ich hatte nie an eine Heirath gedacht,

sie nie für möglich gehalten! Ich kämpfte einen furchtbaren, entsetzlichen Kampf mit meinem Ehrgeiz, meiner Zukunft, meinem Dasein — und Therese siegte! —

Ich war der erklärte Liebhaber, der Bräutigam. Therese war glücklich, ich nicht minder. Glauben Sie nicht, daß ein Stachel in meinem Herzen zurückblieb. Mit dem heiligsten Ernst gelobte ich mir, Therese glücklich zu machen, und ich betrachtete sie von jetzt ab mit einer ehrerbietigen Scheu. Sie sollte ja einst mein Weib sein!

Aber so, wie sie war, konnte sie es nicht werden, das sah ich ein, so gut wie jeder Andere. Auch der Diamant muß geschliffen werden, wenn er wirken soll. Und wie jung schien mir Therese, wie bildsam! Sie hatte zwar ihre kleinen eigensinnigen Fehler, aber wie leicht hofft die Liebe, Alles zu überwinden! Ich sprach offen mit ihr. Ich stellte ihr vor, daß sie sich einst würde in Kreisen bewegen müssen, die ihr fremd seien, ich malte ihr ihre Zukunft aus. Sie war mit mir einverstanden und ich war zufrieden.

Dennoch wollte nicht Alles so werden, wie ich gehofft hatte. Lag es an Therese, lag es an der Mutter? Ich glaube das Letztere. Sie hatte gewünscht, einen Schwiegersohn zu haben, der sich um den Finger wickeln lasse, und nun sah sie ein, daß sie einem Charakter gegenüberstand, der gewöhnt war, nach eigenen Prinzipien zu handeln und sich nichts vorschreiben zu lassen. Denn ich bekenne es offen, daß es in meinem Wesen liegt, die Kreise zu beherrschen, in denen ich lebe, und um so mehr so einfache Kreise wie jene. In den ersten acht Tagen sah die Mutter ein, daß sie bald allen Einfluß über ihre Tochter verloren haben, daß ich der Herr im Hause sein würde, und das behagte ihr nicht. Sie bereute die Einwilligung, die sie mir gegeben, um so mehr, da sie als eine ganz praktisch berechnende Frau bedeutendes Gewicht darauf legte, daß ich ohne eine bestimmte, amtliche Stellung sei.

Nun drängten sich andere Kleinigkeiten zusammen, und ach, nirgends sind Kleinigkeiten entscheidender, als in Sachen der Liebe. Zuerst wurde Thereſe manchmal traurig bei meinen Ermahnungen, sie ließ das böse Wort fallen, sie sei nicht gut genug für mich! Da sie wußte, wie sehr ich sie liebte, so konnte nur die Mutter ihr solche Gedanken eingeflüstert haben und es ärgerte mich, daß sie diesen Einflüsterungen folgte. Selbst bei den kleinen Lehrstunden, die ich ihr gab und an die ich mit wehmüthigem Entzücken zurückdenke — denn was kann es Schöneres geben, als wenn der Liebende der Gebliebten seinen Geist erschließt, sie auch geistig an sich zieht — selbst dabei zeigte sie einige Ungeduld und ließ durchblicken, daß Andere das nicht verlangt haben würden. Auch in dieser Beziehung sprach die Mutter aus ihr, der es außerdem noch ein Dorn im Auge war, daß ich Thereſe an die größte Einfachheit in allen Dingen gewöhnen wollte. Denn die Mutter liebte Putz, Aeußerlichkeiten, Konzerte, Theater und Gesellschaften.

Andererseits zürnte ich auch mit meinem Schicksal. Das Glück, mir bis dahin so hold, schien mich zu verlassen. Vielleicht lebte ich auch nicht mehr genug in der Welt, um von ihr noch beachtet zu werden. Und doch mußte ich jetzt ernstlich Schritte thun, um mir eine feste Existenz zu sichern. Meine Bemühungen scheiterten. War aber Thereſe die Frau, die leicht die Entbehrungen ertragen konnte, denen das Leben eines Gelehrten zuweilen unterliegt?

Bei diesen Bemühungen mußte ich zuweilen andere Kreise aufsuchen, alte Bekanntschaften wieder anknüpfen. Ich mußte versuchen, mir meine früheren Freunde nützlich zu machen. Ich kam an manchen Tagen und Abenden nicht zu Thereſe. Auch das schien ihr nicht ganz recht zu sein. Sie war gewöhnt gewesen, mich täglich zu sehen. Sie ließ ein Wort fallen, ob es künftig, wenn wir Mann und Frau wären, auch so sein sollte? Wieder sprach die Mutter aus

ihr, das wußte ich und Thereſe geſtand es ein. Sie bat mich ſogar, der Mutter nicht zu ſagen, daß ich in andere Geſellſchaften gehe. Da lehnte mein Stolz, mein Unabhängigkeitsſinn ſich auf. Ich etwas verhehlen, etwas bemänteln und vor einer Frau, wie ſie zu Tauſenden unbeachtet ihr Krämerleben führten? Wie ſollte das enden? Wohin ſollte das führen? Damals hatte ich die erſte ſchlafloſe Nacht.

Und nun — gerade um dieſelbe Zeit kam ein berühmter und gefeierter Gelehrter nach Berlin, der in dem Hauſe eines meiner beſten Freunde wohnte. Ich erwartete viel von der Verwendung dieſes Gelehrten für mich und durfte die Gelegenheit nicht vorübergehen laſſen, mir ſeine Freundſchaft zu erwerben. Ich war alſo täglich in jenem Hauſe, ich war in Geſellſchaft der geiſtreichſten Männer, der liebenswürdigſten Frauen, und ich kann ſagen, daß ich trotz meiner Jugend nicht der Letzte in dieſem Kreiſe war. Aber glauben Sie nicht, Don Lotario, daß ich mich dort wohl fühlte. Inmitten dieſes Glanzes ſehnte ich mich nach Thereſe und ich betrachtete meine Anweſenheit dort nur als eine Pflicht. Noch ſpät Abends eilte ich zu ihr, um ein Wort, einen Blick von ihr zu erhaſchen. Aber dieſe Worte waren nicht ſüß, dieſe Blicke nicht freundlich. Thereſe fühlte ſich durch mein ſeltenes Kommen verletzt. Die Mutter ſchien im Geheimen thätig zu ſein und Thereſe ſchien leider auf ſie zu hören. Sie ſchien anzufangen, mich *ziehen* zu wollen, wie man es nennt, mich nach den Wünſchen der Mutter umzuformen, die ein Pferd aus mir machen wollte, das ruhig in der Mühle geht und für die Tochter Brod ſchafft. Ich ahnte es und mein Herz wurde finſter.

Was ſoll ich Ihnen von all den anderen Kleinigkeiten ſagen, Don Lotario? Von der Kälte, mit der meine Freunde und Verwandten die Nachricht von meiner Wahl aufnahmen — denn ſie ſchienen geglaubt zu haben, ich ſolle einſt mindeſtens eine Prinzeſſin heirathen!. Von dem Aerger, den ich

gegen mich selbst empfand — denn ich konnte nicht mehr arbeiten; Monate lang in jener Zeit sage ich Ihnen, habe ich keine Feder angerührt! Und nun die düsteren Gedanken, die mein Herz bestürmten. Denn ich liebte Therese so leidenschaftlich, wie nur immer. Meine Liebe war um nichts schwächer geworden.

Ich zwang mich zu einer ruhigen Ueberlegung. Meine Freunde glaubten, daß ich mich durch eine solche Verbindung unglücklich machen würde — aber sie irrten. Ich wäre in jeder Lage mit einer Gattin glücklich gewesen, die ich liebte und die mich verstand. Aber ich sah täglich klarer ein, daß ich Therese unglücklich machen würde. Mein zukünftiges Leben mußte mich in Kreise führen, in denen Therese sich beengt fühlte, wenn sie so blieb, wie sie war. Sollte ich zu Hause bleiben und für die Welt absterben? Sollte sie mich allein gehen lassen und mir nichts sein, als eine Haushälterin? Dazu war sie mir zu lieb, dazu sollte sie mir ihr Leben nicht opfern. Ich bedachte, daß es sich um das Glück zweier Menschen handele, ich bedachte, daß Therese es mir vielleicht einst danken würde, sie nicht in ein Leben geführt zu haben, das ihr keinen Reiz bieten konnte, daß sie einst glücklicher sein würde an der Seite eines Mannes, der mit ihr auf gleicher Stufe stand, als an der meinen, die ihr nichts als Unruhe, Entbehrungen und Demüthigungen bot.

Ach, Don Lotario, meine Worte sind jetzt ruhig, meine Gedanken klar. Aber was litt ich damals, was habe ich nachher gelitten! Denn vergessen Sie nicht, daß meine Liebe zu Therese dieselbe war. Dem überdrüssigen Liebhaber, dem frivolen Geck mag es leicht werden, solche Verhältnisse zu brechen. Mich aber zwang nur die Nothwendigkeit, nur die klare Einsicht, daß Therese nicht mit mir glücklich sein könne. Unglücklicher Stolz und Eigensinn der Frauen! Sie fesseln und reizen uns zuerst durch diese Eigenschaften, um uns dann unglücklich zu machen. Denn eine wahrhaft männliche Natur

kennt an der Frau keine andere Tugend, als die Liebe und Hingebung.

Eine Kleinigkeit brachte die Sache zum Bruch und machte mir klar, daß ich mich nicht getäuscht. Ich kam eines Abends spät. Ich hörte Gelächter. Therese hatte Besuch von einigen Freundinnen. Als sie gingen, dankte ihnen die Mutter und sagte, das wäre seit langer Zeit der erste frohe Abend, den ihre Tochter verlebt! Mir wallte es siedend heiß durch die Adern. Mein Entschluß war gefaßt. Ein solches leichtfertiges, oberflächliches Vergnügen konnte ich meiner Gattin nicht auf die Dauer bieten. Ich gab ihr mein Wort zurück!

Mein Gewissen war ruhig, mein Herz nicht. Don Lotorio, ich wußte, daß Therese mich liebte, so sehr liebte, wie jenes kleine unbefangene Herz damals lieben konnte. Wieder lag die Welt frei und klar vor mir — aber frei, wie eine Wüste! Ich versuchte, alte Freundschaften anzuknüpfen, es gelang mir nicht. Ich ging in Familienkreise, sie langweilten mich. Ueberall fehlte mir ihr Lächeln. Don Lotario, es mag ein großer Schmerz sein, durch den Zwang der Welt, durch das Schicksal von der Geliebten getrennt zu werden. Aber die unglücklichste Liebe ist die, von der man einsieht, daß sie nicht zum Glücke führen kann, wenn sie auch erwiedert wird!

Ich sah ein, daß ich Berlin verlassen müsse. Es bot sich mir eine Gelegenheit. Die Regierung wollte einen Gelehrten zu wissenschaftlichen Zwecken nach Ostindien schicken. Ich besaß wohl nicht die Fähigkeiten, eine solche Aufgabe zu lösen, aber ich bewarb mich um die Mission und erhielt sie. Ich reiste ab. Don Lotario, ich sage Ihnen, es war ein Glück für mich, daß meine Reise mich Tausende von Meilen wegführte. Wer weiß sonst, wie bald ich zurückgekehrt wäre, um mich in dasselbe Feuer zu stürzen, das mich zu verzehren drohte! — —

Der Professor schwieg. Seine Miene war ruhig, nur seine Worte verriethen die Bewegung seines Herzens. Auch Don Lotario sah schweigend vor sich hin.

— Ich habe Therese seitdem zum ersten Male gestern Abend aus der Ferne gesehen, fuhr der Professor dann fort. Als ich von meiner Reise zurückkehrte, war ihre Mutter todt, und ich hörte, daß sich Graf Arenberg der Waise angenommen. Der Graf befand sich damals auf seinen Besitzungen in der Provinz, und so kam es, daß ich Therese nie mehr sah. Bald darauf lernte ich meine jetzige Frau kennen. Nun, Sie kennen sie. Sollte mein Dasein nicht eben so trostlos und einsam werden, wie früher, so mußte ich mein Herz an etwas hängen, und ich habe es nie bereut. Marie ist ein Weib, das jeden Sterblichen glücklich machen könnte. Ich bin zufrieden und ruhig. Nur Eines fehlt mir noch und dazu können Sie mir vielleicht helfen. Ich möchte wissen, ob auch Therese ruhig ist, ob sie mich vergessen hat. Ich hoffe, ich wünsche es, und ich glaube, es ist so! — Nun lassen Sie uns von anderen Dingen sprechen! — fügte er dann hinzu. Sie sehen, es ist eine einfache Geschichte. Aber ein Stück meines Herzens ist dabei für ewig verloren gegangen!

Er leitete das Gespräch auf andere Dinge, aber Don Lotario war ein zerstreuter Zuhörer. Er dankte dem Professor für das Vertrauen, das er ihm bewiesen, versprach ihm, sich nach Therese zu erkundigen und empfahl sich dann, um nach Hause zu gehen.

Ach, für ihn war es eine weit wichtigere Frage, eine Frage des Lebens oder des Todes, zu wissen, ob Therese den Professor noch liebte. Er glaubte es. Er selbst liebte und verehrte diesen Mann. Wie hätte Therese ihn vergessen können!

Thereſens Erzählung.

Don Lotario war den ganzen Tag über ſehr träumeriſch und gedankenvoll. Was ihm der Profeſſor geſagt, gab ihm viel zu überlegen. Jeden Mann ergreift ein eigenthümliches Gefühl, wenn er hört, daß der Gegenſtand ſeiner Liebe ſchon früher einen Anderen heiß geliebt hat und heiß geliebt worden iſt. Es giebt ſogar Viele, die ihre Liebe nur einem ganz jungfräulichen Herzen, einem Herzen, das noch nie geliebt hat, ſchenken wollen. Freilich kann die Liebe, bei der eine ſolche Ueberlegung noch ſpricht, nicht ſtark ſein; denn die Leidenſchaft überlegt nicht. Auch wußte ja Don Lotario ſchon, daß Thereſe früher geliebt, und jetzt, nachdem er erfahren, wer der Gegenſtand ihrer Liebe geweſen, konnte er ihr unmöglich zürnen. Die Hauptfrage blieb immer: Liebt Thereſe den Profeſſor noch? Kann ſie den Geliebten ihrer Jugend, der ſich von ihr unter ſo eigenthümlichen Verhältniſſen getrennt, noch lieben? Kann ſie ſich im Ganzen ſo ſehr verändert haben, ohne daß auch ihr Herz ein anderes geworden?

Für ihn handelte es ſich jetzt hauptſächlich darum, über dieſe Angelegenheit klar zu werden. Sein Herz ſagte ihm, daß er Thereſe immer noch mit derſelben Gluth liebe, und derſelbe ſtechende Schmerz, der ihn früher durchzuckt, fuhr auch jetzt durch ſein Herz, wenn er daran dachte, daß Thereſe aus Paris abgereiſt, weil ſie von ſeiner Liebe erfahren und weil ſie ihn nicht ſehen wollte. Doch hatte er bis dahin nicht geglaubt, daß noch ein Anderer ſich in ihrem Herzen befinde. Er hatte ihre Gleichgültigkeit für Kälte im Allgemeinen gehalten. Erfuhr er jetzt, daß Thereſe den Profeſſor noch liebe, ſo war jede Hoffnung für ihn verloren und er mußte daran denken, ſich nach irgend einem Theil der Erde zu retten, in dem er ſeine Liebe vergeſſen konnte. Aber

sollte Thereſe wirklich noch einen Mann lieben, der ſie damals verlaſſen hatte und der jetzt ſeit Jahren verheirathet war? Wie ſehr hatte ſie ſich verändert! Sie war auch nicht im Entfernteſten mehr jenes Mädchen, das ihm der Profeſſor beſchrieben. Sollte ſie denn in allen Dingen eine Andere geworden ſein, ohne im Lauf der Jahre jenen Paul Wedell zu vergeſſen?

Jetzt, da Don Lotario zum Theil die Geſchichte Thereſens kannte, fühlte er ſich ruhig genug, ſie wiederzuſehen. Er wollte nicht als leidenſchaftlicher Liebhaber, ſondern als ein ruhiger, aufmerkſamer Beobachter zu ihr gehen, und zwar noch an demſelben Tage.

Da er die Wohnung des Grafen Arenberg nicht kannte, ſo ging er zu einem Freunde, der mit den Namen und den Verhältniſſen der preußiſchen Ariſtokratie genau bekannt war, und bat dieſen um Auskunft. Er konnte jedoch verhältnißmäßig nur ſehr wenig erfahren.

Graf Arenberg ſtammte aus einer alten Familie, deren einziger Nachkomme er war. Man hatte ihn in ſeiner Jugend ſehr ſtreng erzogen und für den Soldatenſtand beſtimmt, zu dem der Graf jedoch, deſſen Charakter ſehr ſanft war, keine Neigung hegte. Er war dadurch in manche Widerwärtigkeiten mit ſeinem Vater gerathen, der ihn zu enterben drohte und ihn eine Zeit lang beinahe gefangen hielt, um ihn zu ſeinem Willen zu zwingen. Aus jener Zeit ſchrieb ſich wahrſcheinlich die Melancholie und der Hang zur Frömmigkeit, die das ſpätere Leben des Grafen charakteriſirten. Mit fünfundzwanzig Jahren wurde er Beſitzer eines bedeutenden Vermögens, denn ſein Vater ſtarb. Aber ſeit jener Zeit hatte man ſehr wenig mehr von ihm gehört. Er verbrachte ſein Leben theils auf Reiſen in Italien, Rußland, Frankreich und England, oder auf ſeinen Gütern in Sachſen, oder in ſeiner einſamen Wohnung in Berlin. Man ſagte, daß er der Stifter oder wenigſtens der Apoſtel einer religiöſen

Sekte sei, die sich zu eigenthümlichen Glaubenssätzen bekannte und nirgends recht Anklang finden wollte. Er gab keine Gesellschaften und man sah ihn selten in Gesellschaft. Dagegen that er viel Gutes für die Armen, und es hieß, daß er die Hälfte seines Vermögens der Wohlthätigkeit widme. Auch sprach man von seinen Beziehungen zum Hofe und es galt für eine Thatsache, daß er mit Männern in Verbindung stehe und korrespondire, die sich in der nächsten Umgebung hoher Personen befanden.

Daß Therese sich bei dem Grafen befand, schien dieser Herr nicht zu wissen. Dagegen kannte er die Nummer des Hauses, in welchem der Graf wohnte, und er nannte sie Don Lotario.

In der Dämmerung — es war Winter und dämmerte sehr früh — begab sich Don Lotario dorthin. Das Haus des Grafen lag in der Wilhelmsstraße, aber nicht unmittelbar an der Straße selbst, denn den Eingang bildete eine hohe Mauer die mit alterthümlichen Verzierungen geschmückt, und in deren Mitte sich ein großes Thor befand, über dem sich das Wappen des Grafen erhob. Dieses Thor war fest geschlossen und die Mauer machte inmitten der anderen schönen Gebäude einen eigenthümlichen Eindruck von Einsamkeit und Abgeschlossenheit. Neben dem Thor befand sich eine kleine Eingangspforte mit einem Klingelzug.

Don Lotario klingelte und die Pforte sprang sogleich auf. Sie hinter sich schließend, trat der junge Mann auf einen großen und freundlichen Vorhof, der mit hohen und wahrscheinlich sehr alten Bäumen bepflanzt war. Wären diese Bäume belaubt gewesen, so würde Don Latario geglaubt haben, einen Garten vor sich zu sehen. Aber durch die winterlich entlaubten Zweige bemerkte er ungefähr zweihundert Schritte vor sich ein zwei Stock hohes Gebäude in dem einfachen, wenig ansprechenden Styl des vorigen Jahrhunderts. Er vermuthete, daß dies die Wohnung des Grafen sei.

Langsam ging er über den Vorhof, auf dem eine leichte Schneedecke lag. Der Hauptgang, der zum Schlosse führte, war reingefegt. Alles hier war heimlich und still. Don Lotario sah keinen Menschen. Auch die Nebengebäude, die sich auf beiden Seiten des Vorhofes befanden und wahrscheinlich zu Wohnungen für die Dienerschaft und zu Stallungen dienten, waren geschlossen, die Fenster verhangen und Don Lotario sah Niemand an den Fenstern. Es herrschte eine Stille, die ganz geeignet war, melancholische und religiöse Stimmung zu erwecken.

Unwillkürlich wurde auch Don Lotario noch ernster und ruhiger, als er über diesen fast klösterlichen Vorhof schritt. Er betrachtete das Gebäude. Es war in gutem Stande erhalten, verrieth aber durch nichts, daß der Besitzer desselben äußerliche Pracht liebe.

Don Lotario klingelte und es erschien ein Diener, den er schon in Paris bei dem Grafen bemerkt hatte.

— Der Herr Graf zu sprechen? fragte Don Lotario. Hier ist meine Karte.

— Don Lotario de Toledo, wenn ich nicht irre, sagte der alte Diener mit einer Verbeugung. Der Herr Graf hatte mir aufgetragen, mich heut nach Ihrer Wohnung zu erkundigen.

— Und Mademoiselle Therese? Ist sie zu sprechen? fragte der Spanier.

— Sie befindet sich wohl und ich glaube, sie ist bei dem Herrn Grafen, antwortete der Diener. Treten Sie ein, Don Lotario. Ich werde Sie nach dem Zimmer des Herrn führen.

Die Räumlichkeiten im Innern waren eben so einfach, entbehrten aber nicht einer gewissen alterthümlichen Eleganz, die noch aus dem vorigen Jahrhundert zu datiren schien.

Der Diener meldete den jungen Mann und nach einer Minute trat er in ein geräumiges, helles und warmes Zim-

mer. Der Graf saß mit Thereſe am Kamin. Sie ſchienen geleſen zu haben, denn Bücher und Zeitſchriften lagen auf einem Tiſche, der ſich neben ihnen befand.

— Willkommen in Berlin! ſagte der Graf, auf Don Lotario zutretend und ihm die Hand ſchüttelnd. Wir erfuhren erſt heute, daß Sie hier ſeien. Weshalb ſind Sie nicht früher gekommen?

Don Lotario war bei dem erſten Anblick Thereſens, die ſich mit dem Grafen zugleich erhob, blaß geworden. Die Anrede des Grafen gab ihm jedoch ſeine Ruhe und Faſſung wieder.

— Ich wollte erſt ſelbſt zur Ruhe kommen und meine Einrichtungen vollendet haben, ehe ich mir erlaubte, die Ruhe Anderer zu ſtören, ſagte Don Lotario. Es freut mich, Sie unverändert zu finden, Herr Graf. Und auch Sie, Mademoiſelle hoffe ich —

— Ja, Don Lotario, Gott ſei Dank, mir iſt hier in meiner Heimath beſſer geworden! ſagte Thereſe, ihn unterbrechend und ihm freundlich und offen die Hand reichend, die Don Lotario nicht ohne Bewegung ergriff. Laſſen Sie mein erſtes Wort eine Bitte um Verzeihung ſein! Wir reiſten ſo ſchnell aus Paris ab, daß es uns nicht einmal vergönnt war, Ihnen Adieu zu ſagen. Ach, ich will nicht davon ſprechen! Aber der Tod der Madame Danglars, meiner einzigen Freundin, erſchütterte mich ſo tief, daß die Luft von Paris unheimlich auf mir laſtete, ich glaubte, Paris müſſe über mich zuſammenſtürzen. Graf Arenberg meinte, das Beſte ſei, in die Heimath zurückzukehren und ich pflichtete ihm bei. Wirklich, ich habe hier meine Ruhe wiedergefunden. Denn dieſe Stätte iſt jetzt meine Heimath, meine einzige und liebſte Heimath.

Don Lotario hatte ſich während deſſen zu den Beiden an den Kamin geſetzt und beobachtete mit unruhiger Theilnahme das Geſicht Thereſens. Es war ganz daſſelbe wie

in Paris. Nur ihre Wangen schienen ein wenig frischer, ihr Auge heller zu sein. Möglicher Weise aber war dies die Wirkung der Winterluft oder des Feuers im Kamin. Sonst war das Gesicht des jungen Mädchens vollkommen ruhig, ihre Sprache sanft, angenehm und wohlwollend wie immer. Vergebens suchte sich Don Lotario in ihr jenes Mädchen vorzustellen, das ihm der Professor geschildert. Sie war eine ganz Andere geworden, so ganz anders, daß es Don Lotario schwer fiel, zu glauben, sie habe sich nicht immer in diesen Räumen, in dieser Art zu leben bewegt.

— Ein Brief des Abbé meldete mir, daß Sie nach London gereist seien, sagte der Graf dann. Sie hatten gesagt, Sie würden sich dort ein Vierteljahr aufhalten und wir erwarteten Sie deshalb erst später in Berlin. Es scheint Ihnen also in London nicht gefallen zu haben.

— Nein, meine Erinnerungen an London sind trüber Art, antwortete Don Lotario. Ich bin froh, jene Stadt hinter mir zu haben. Meine Abreise hatte jedoch noch einen anderen Grund. Das Leben dort wäre mir zu theuer geworden. Lord Hope, von dem meine Vermögensverhältnisse abhängen, hat sich halb und halb für bankerott erklärt.

Der Graf wollte Näheres darüber wissen und Don Lotario theilte ihm den Sachverhalt mit, natürlich ohne seine Beziehungen zu der Gesellschaft der Selbstmörder zu erwähnen. Graf Arenberg schüttelte den Kopf und schien nicht recht daran zu glauben.

— Was Sie mir erzählen, setzt mich in Erstaunen, sagte er. Der Abbé schilderte mir den Lord als einen Mann, der so reich und dessen Vermögen so gut fundirt sei, daß er unmöglich verarmen könne. Indessen, wenn er Ihnen das geschrieben, so muß es so sein. Er ist ein ehrenhafter Mann.

— Ich glaube es, sagte der Spanier. Genug, da ich in London nicht ruhig genug studiren und nicht wohlfeil genug leben konnte, so bin ich nach Berlin gekommen, und ich

gestehe, ich bin ganz zufrieden. Nichts zieht mich von meinen Studien ab, und meine Kasse wird nicht zu sehr angegriffen.

— Sie studiren wahrscheinlich so fleißig, daß man kaum hoffen darf, Sie öfter zu sehen? sagte der Graf.

— Im Gegentheil, wenn ich Ihnen nicht lästig bin, so komme ich recht oft, erwiederte der junge Mann. Ich habe mir vorgenommen, daß Ihr Haus und das des Professors Wedell die einzigen sein sollen, die ich besuche — natürlich nur, wenn es Ihnen lieb ist.

Don Lotario erwartete eine Frage nach dem Professor und hatte seinen Blick auf Therese gerichtet, als er den Namen desselben nannte. Aber Theresens Miene blieb unverändert, und jene Frage nach dem Professor erfolgte nicht. Der Graf schien den Namen überhört zu haben.

— Ich hoffe, Sie essen mit uns zu Abend, sagte Graf Arenberg dann. Aber Sie müssen mich entschuldigen, wenn ich Sie eine halbe Stunde mit Therese allein lasse. Der Abbé erwartet eine baldige Antwort von mir und ich will heut an ihn schreiben.

— Falls Fräulein Therese meine Gesellschaft nicht verschmäht! sagte Don Lotario, dem nichts erwünschter kam. Sonst beschäftige ich mich so lange mit diesen Büchern und Zeitschriften.

— Im Gegentheil, ich wollte Sie nach etwas fragen, sagte Therese. Ich bleibe bei Ihnen.

Der Graf ging. Don Lotario befand sich mit Therese allein vor dem Kamin. Der Augenblick, den er so sehr gefürchtet und gewünscht hatte, der Augenblick, in dem er nach seiner Trennung von Paris zum ersten Male wieder mit Therese allein sein würde — er war da!

— Sie wollten mich nach etwas fragen? begann der junge Mann.

— Ja, und da ich, wie Sie wissen, die Umschweife

nicht liebe und vom ersten Augenblick un
Bekanntschaft an ziemlich offen zu
ich auch jetzt nicht zurückhalten
Sie, um Offenheit!

— Ich werde aufric
nie gekannt! sagte Lota

— Ich weiß und
habe Sie bereits ge

— Gestern
nicht? Wo wa

— Sie
beschäftigt z
ten Unbefa

—
junge

—
Sie z
aufri

daß
t

er

h

habe — und ich bin täglich in der Fa=
wesen — muß ich schließen, daß seine
ist, die es giebt.
ut mich von Herzen, das zu

icht von ihr gewendet.
Preis. Und eine ganz
wohl ergreift, wenn
ist, war ihr Ge=

Alles gesagt,
ie auch zum
n Sie dem
wieder=

g von

über

ich
da
n.

— Fürs Erste will ich mich bemühen, mir zurückzurufen, wie ich damals war, sagte Therese. Es wird mir schwer. Denn ich bin eine ganz, ganz Andere geworden. Ich war damals ein junges Mädchen, das eine ganz oberflächliche Bildung genossen hatte, ein wenig Klavier spielte, sehr wenig gelesen hatte, den Putz liebte und glücklich war, wenn die Herren mir Aufmerksamkeiten bewiesen, was übrigens gewöhnlich geschah, denn da alle meine Freundinnen noch unbedeutender waren, als ich, so war ich gewöhnlich die Königin in diesen Kreisen.

Nur in einer Beziehung war ich meinen Genossinnen voraus. Das Geschäft meiner Mutter führte mich viel mit Herren zusammen; ich war sogar verpflichtet, dieselben zu unterhalten, wenn sie zu uns kamen, und ihre Gespräche anzuhören. Meine Mutter hatte mich früh zur Vorsicht ermahnt, und da ich mit einer leidlichen Dosis Mutterwitz begabt war, so wußte ich die Herren stets in ihren Grenzen zu halten. Eindruck hatte noch Keiner auf mich gemacht. Ich fühlte das Bedürfniß nach Liebe nicht. Ich amüsirte mich, so gut es ging, lief ans Fenster, wenn die Militärmusik vorüberkam, lachte, wenn die Lieutenants oder andere junge Leute mich grüßten, dachte Tag und Nacht darüber nach, welches Band ich auf meinen Hut und welchen Schnitt ich zu meinem Kleide nehmen sollte, und war höchst unglücklich, wenn es an einem Tage regnete, an dem wir hatten spazieren gehen wollen.

So ungefähr war ich, als ich Paul kennen lernte. Sie werden aus meinem Charakter, wie ich ihn damals hatte und wie ich Ihnen denselben geschildert, begreifen, daß er Anfangs keinen großen Eindruck auf mich machte. Er war zu verschieden von all' den jungen Männern, die mir bis dahin gefallen hatten. Er war ernster, kälter. Aber es fehlte ihm nicht an der Kenntniß derjenigen Umgangsformen, unter denen man sich jungen Mädchen meines Standes am leichtesten nähert und allmählich interessirte er mich. Ich sah,

daß sein Benehmen freier, leichter, feiner, vornehmer war, als das aller anderen jungen Leute, ich sah, daß sie sich Alle entfernten, wenn er mit mir sprach, daß sie ihm freiwillig das Feld räumten. Und in seiner Unterhaltung lag für mich ein eigenthümlicher Reiz. Wir sprachen nie über etwas anderes, als über die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens und gewöhnlich in einem scherzhaften Tone. Aber er wußte den einfachsten Sachen eine ganz eigene Seite abzugewinnen und während ich lachte, mußte ich nachdenken. Seine Urtheile überraschten mich wegen ihrer Wahrheit. Er schien mein Herz besser zu kennen, als ich. Und dann war er ein schöner Mann. Ich wußte, daß alle meine Freundinnen mich schon deshalb beneideten. Ich wußte auch, daß er aus den vornehmsten Kreisen kam, um mit mir zu plaudern. Alles das vereinigte sich, um bald jeden anderen Mann aus meinen Gedanken zu verdrängen. Ich kannte nur noch Paul.

Heut, da ich auf jene Zeit zurückblicke, begreife ich selbst nicht, was Paul an mir fand. Aber ich sah zu deutlich, daß er für nichts anderes Zeit und Sinn hatte, als für mich. Ich sah, daß er mich aufrichtig liebte, obgleich wir nie das Wort Liebe aussprachen. Wir waren täglich beisammen. Ich hatte ein unbegrenztes Zutrauen zu ihm, wie nie zu einem Manne; ich that, was er sagte, ich glaubte ihm jedes Wort. Und er war auch aufrichtig.

So verging beinahe ein Jahr. Meine Mutter machte mich darauf aufmerksam, daß das nicht länger dauern könne, Pauls Gegenwart vertrieb alle anderen Männer von uns und dennoch hatte er nie von einer festeren Verbindung gesprochen. Ja, seine einzelnen Bemerkungen über die Zukunft, die ihm bevorstand, hatten auch mich vollkommen überzeugt, daß an eine solche Verbindung nicht zu denken sei. Ich hielt es für gänzlich unmöglich, daß Paul einst mein Gatte werden könne. Ich lebte nur im Genusse seiner augenblicklichen Gegenwart.

Er machte eine kleine Reise. Ein junger Mann, den ich leiden mochte, wenn ich ihn auch vielleicht nicht lieben konnte, bewarb sich um meine Hand. Der Gedanke, daß Paul sie fordern könnte, kam mir nie ein. Halb und halb und ohne zu wissen, was ich that, sagte ich jenem Manne zu und befand mich häufig in seiner Gesellschaft.

Bald aber sah ich, wie entsetzlich Paul litt und nun kam mir zum ersten Male der Gedanke, daß er mich zu lieb habe, um mich einem Andern zu überlassen. Wir Frauen sind eigenthümliche Wesen, und wie ich damals war, sind die meisten jungen Mädchen. So lange ich glaubte, daß Paul jeden Augenblick von mir gehen könne, bemühte ich mich, ihn festzuhalten. Sobald ich sah, daß er unwiderstehlich an mich gebannt sei, sprach ich und schien ich kälter. Ich sagte ihm, unser Verhältniß müsse ein Ende nehmen, es handle sich um meine Zukunft. Einmal müsse ich mich doch für einen Anderen entscheiden und so solle es denn jetzt sein.

In Folge dessen hielt Paul um meine Hand an und ich ward seine Braut. Ich war sehr glücklich, glücklich wie ein Mädchen von siebzehn Jahren sein kann, das Braut ist und von zwanzig Freundinnen beneidet wird. Paul sprach damals sehr viel schöne Worte zu mir. Er machte mich auf meine zukünftige Stellung aufmerksam, er bat mich liebevoll, jetzt nur auf ihn zu hören, da er am besten wissen müsse, was mir für die Zukunft gut sei. Ich versprach Alles, denn ich ging mit ihm spazieren, ich hörte seine sanfte Stimme, ich sah in seine glänzenden Augen, er beugte sich zuweilen über mich und raubte mir einen Kuß — ich versprach Alles!

Zu meinem Schrecken bemerkte ich aber bald, daß die Lage sich dennoch änderte. Meine Mutter war nicht gut auf Paul zu sprechen, ich selbst hätte es lieber gesehen, wenn er mich nur amüsirte, anstatt es zu versuchen, mich zu belehren. Ich mache kein Hehl daraus, ich war ein thörichtes Mädchen. Paul hatte mir zwar angedeutet, daß ich stolz

darauf sein könne, ihn zu besitzen. Aber ich hatte keine Ahnung davon, daß er die Wahrheit spreche. Ich liebte in ihm nur den äußeren Menschen und den Edelmuth des Charakters, nicht den hohen Geist, der einer glänzenden Zukunft entgegenging. Ich mache deshalb kein Hehl daraus, daß ich den Einflüsterungen meiner Mutter mehr Gehör schenkte, als recht war. Ich reizte ihn durch Kleinigkeiten. Ich vergaß, daß ich nicht mehr einen bloßen Liebhaber zu fesseln, sondern ein treues und aufrichtiges Herz zu bewahren hatte. Ich gestehe es ein, es war meine Schuld, daß er von mir ging. Er mußte an mir verzweifeln.

Obgleich ich dies damals nicht einsah, so überraschte mich sein Scheiden, der Bruch unseres Verhältnisses doch tief und schwer. Damals betrachtete ich freilich auch diesen Bruch äußerlich. Ich war sehr geneigt, zu glauben, daß Paul meiner überdrüssig geworden, und ich schämte mich vor den Leuten. Aber ich bin fest überzeugt und gestehe es ruhig ein, ich würde mich bald getröstet habe, denn es fehlte mir nicht an neuen Verehrern — ich würde Paul mein ganzes Leben lang als einen abtrünnigen und flatterhaften Menschen betrachtet haben, wären nicht Verhältnisse eingetreten, die meinem Leben eine ganz andere Wendung gaben.

Meine Mutter starb ziemlich plötzlich und im Groll gegen Paul. Ich stand allein in der Welt, den Aufenthalt meines älteren Bruders kannte ich nicht. Ich war in großer Gefahr, unterzugehen, denn der Bruch mit Paul hatte mich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß die Männer leichtsinnig und falsch seien. Da — ob zu meinem Glück oder Unglück, wage ich noch heute nicht zu bestimmen — lernte mich Graf Arenberg kennen und nahm sich meiner an.

Meine Mutter war die Jugendgeliebte eines seiner Freunde gewesen und deshalb und da er ganz allein stand, übertrug er seine ganze Anhänglichkeit auf mich. Er nahm mich zu sich und da er bemerkte, daß ich gewisse Talente be-

sitze, so ließ er sie ausbilden. Ich erhielt von den besten Lehrern Unterricht. Doch das gehört nicht hierher. Ich will nur von meinem Herzen sprechen.

Ich hatte Paul früher von mir gehen sehen, wie man einen treulosen Liebhaber gehen sieht, und wie ich Ihnen sagte, würde ich mich bald mit einem Andern getröstet haben, schon um ihm zu zeigen, daß ich noch immer Liebe einflößen könne. Jetzt aber begann ich ganz allmählich und stufenweise einzusehen, wer der Paul gewesen, den ich einst hätte besitzen können. Ich hörte von ihm. Ich sah, wie alle die Männer, die ich kennen lernte und die in der Welt geachtet waren, selbst abgesehen von seiner persönlichen Liebenswürdigkeit, tief unter ihm standen. Ich hörte, wie man von ihm sprach, ihn verehrte, ich sah die Kreise, in denen er gern gesehen war, und allmählich ging mir ein Begriff auf von seinem ganzen Wesen und von der Größe meines Verlustes. Ich sah, daß das glänzende Glas, das mich thörichtes Kind einst gereizt hatte, ich sah, daß es ein Diamant gewesen. Und ich hatte ihn fortgeworfen!

Damals, Don Lotario, damals begannen meine Qualen! Mit der Erkenntniß seiner ganzen Liebe und seines ganzen Werthes kam auch die Erkenntniß meiner Thorheit und meiner Fehler. Ich sah ein, wie tief er zu mir herabgestiegen war, um die mühevolle Arbeit zu übernehmen, mich zu sich emporzuheben. Ich sah ein, welche Opfer er mir hatte bringen wollen. Nur eins begriff ich nicht, wie er mich damals hatte lieben können.

Und das begreife ich selbst heute noch nicht — ich sage es, denn mein Bekenntniß soll offen sein! Damals hielt ich die Liebe für etwas rein Aeußerliches, für ein gegenseitiges Gefallenfinden an der Persönlichkeit, und ich war ganz einverstanden damit, ich fand es natürlich, daß Paul mich liebte. Heut aber, heut, wo meine Gedanken über die Liebe ganz andere sind, wo ich mehr von dem Manne verlange,

als eine ansprechende Persönlichkeit — heut ist es mir ein Räthsel, daß Paul, der damals bereits auf einer so hohen Stufe stand, mir, dem kindischen Mädchen, sein Herz schenken konnte. Er hätte wissen sollen, daß ich es nicht zu würdigen verstand.

Sie werden sich das, was ich damals empfand, selbst ausmalen können, Don Lotario. Aus jener Zeit stammt meine Krankheit. Ich überließ mich mit einer wilden Freude allen Qualen, allen Schmerzen der Erinnerung. Paul stand in seiner ganzen Erhabenheit vor mir, ich sagte mir täglich, wie unermeßlich groß mein Glück hätte sein können, wenn ich ihn damals verstanden, wie ich ihn jetzt begreifen konnte. Aber es war vorbei. Ich griff nach Schatten, ich dachte an das Unmögliche. Selbst dem Grafen, meinem treuen Beschützer, wußte ich wenig Dank. Hätte ich ihn nicht kennen gelernt und hätten mich seine Bemühungen nicht auf eine Stufe geführt, auf der ich den ganzen Werth Pauls kennen lernte, so wäre mein Schmerz nie so entsetzlich groß gewesen. Das einfache Bürgermädchen hätte den verlorenen Geliebten bald vergessen; das gereifte Weib aber konnte den Verlust eines so herrlichen Mannes nicht ertragen!

Die Heftigkeit meines Schmerzes linderte sich allmählich mit der Zeit. Aber es schien mir, als sei mein Herz gebrochen. Die geringste Erinnerung, der kleinste Umstand, der mir Pauls Persönlichkeit ins Gedächtniß zurückrief, versetzte mich in einen Zustand leidenschaftlicher und krankhafter Aufregung, in jene krampfartigen Zufälle, von denen Sie den einen in Paris überrascht haben. Es war mir unmöglich, an einen anderen Mann zu denken, oder auch nur einen mit ihm zu vergleichen. Ich glaubte mein ganzes Lebensglück verscherzt zu haben, und allein durch meine eigene Schuld. Und das machte mich so elend!

Welche Mühe gab sich Graf Arenberg, mich auf andere Gedanken zu bringen! Er führte die schönsten, geistreichsten

jungen Männer zu mir, er zeigte mir fremde und schöne Länder. Zuletzt aber sah er ein, daß Alles das mich nur noch mehr aufregte und daß es das Beste sei, mich ganz allein meinem Schmerze zu überlassen und die Wirkungen der heilenden Zeit abzuwarten. Ich selbst hoffte nichts mehr für mein Leben. Ich glaubte fest, die Fähigkeit zu lieben für ewig verloren zu haben. Und welchen Reiz hatte das Leben für mich mit solcher Aussicht? Welchen Zweck hat das Dasein eines Weibes auf der Erde, wenn es nicht liebt? —

Aber ich ging zu weit in meinem Schmerze und mit meiner wiederkehrenden Gesundheit begann ich auch zu hoffen, daß die Last dieser Erinnerung allmählich von meinem Herzen sinken werde. Mit dieser Hoffnung wurde ich froher und theilnehmender. Nicht, daß irgend ein Mann mich reizte oder fesselte, oder mir Theilnahme entlockte. Aber ich betrachtete die Männer doch nicht mehr mit Widerwillen, was ich gethan hatte, so lange ich nur an Paul dachte. Genug, Don Lotario, ich glaube jene Leidenschaft vollständig überwunden zu haben. Ich habe den Professor gestern gesehen und bin ruhig gewesen. Auch er hat sich sehr verändert. Vielleicht würde ich ihn wieder lieben, wenn wir uns zum ersten Male begegneten. Aber jetzt ist an eine solche Neigung nicht mehr zu denken, und da Jahre seit jener Zeit verflossen und meine Wünsche, meine Ansichten, meine Forderungen ganz anderer Art geworden sind, so würde selbst eine nähere Bekanntschaft mit ihm mich vielleicht jetzt kalt lassen. Paul und ich standen damals in einem unnatürlichen Verhältniß. Es mußte brechen; ich stand zu tief unter ihm. Heut aber mache ich ganz andere Ansprüche an den Mann, offen gesagt, ich befinde mich vielen Männern gegenüber in der Stellung, die Paul damals gegen mich einnahm. Wer weiß, ob Paul mir heut noch genügen würde!

Also sagen Sie ihm, daß ich ruhig, ganz ruhig bin, daß ich nach langen Kämpfen und nach der vollen Einsicht

dessen, was ich verloren, doch endlich dahin gekommen, mit klarem Blick in die Welt zu schauen, und daß ich die Hoffnung gewonnen, einst wieder lieben zu können. Sagen Sie ihm, daß ich es ihm verzeihe, daß er mich damals verlassen, und daß ich einsehe, es hätte nicht anders sein können. Möge auch er mir verzeihen! Denn ich weiß, daß er mich wahrhaft liebte und daß ich ihn für einige Jahre seines Lebens unglücklich gemacht habe. Ich weiß nicht, ob er seine Frau so heftig liebt, wie mich damals. Ich meinerseits aber glaube, daß ich einen Mann noch glühender und tiefer lieben werde, als ich damals Paul liebte, denn erst jetzt ist mir das Verständniß der Liebe und des menschlichen Herzen aufgegangen. Sagen Sie Paul, daß ich ihn mehr bedauere, als mich, denn er gab mir damals sein ganzes Herz und ich ihm nichts, als einen Theil, einen kleinen Theil desselben, den ich für das Ganze hielt. Noch kann ich also jetzt mein Herz ganz einem Manne schenken.

Sagen Sie ihm das, Don Lotario, und lassen Sie damit unser Gespräch über diesen Gegenstand enden. Aus der Ruhe, mit der ich gesprochen, sehen Sie am besten, daß ich Ihnen die Wahrheit gesagt. Die Liebe Pauls bildete bis jetzt die glänzendste und die traurigste Periode meines Lebens. Bald aber wird sie nichts mehr für mich sein, als ein untergegangener Stern.

Sie schwieg. Don Lotario, der mit einer fieberhaften Aufmerksamkeit und mit verhaltenem Athem zugehört, saß schweigend und mit gesenktem Haupte da. Er hatte Alles vollständig verstanden, was ihm Therese gesagt, er begrifft vollständig, was in ihrem Herzen vorgegangen. Aber war es wirklich möglich, daß Therese jetzt noch einen Anderen lieben konnte? Oder täuschte sie sich selbst darüber? Und wer konnte der Mann sein, der einen Paul Wedell aus ihrem Herzen verdrängte? Er — Don Lotario? Er glaubte es nicht!

Ratour.

Jetzt trat der Graf ein. Sein helles Auge musterte flüchtig die beiden jungen Leute, die immer noch gedankenvoll dasaßen und in das Kaminfeuer starrten.

— Ich bin lange ausgeblieben, sagte er dann. Aber mein Brief ist beendet und der Abbé wird sich freuen, daß Don Lotario uns wiedergefunden. Apropos, liebe Thereſe, wir werden heute Abend noch mehr Besuch haben. Monsieur de Ratour hat mir sagen lassen, daß er uns zum Thee besuchen und daß ihn vielleicht Madame Morrel begleiten werde.

— Das Erstere ist mir angenehm, das Letztere würde mir noch angenehmer sein, sagte Thereſe. Es würde darauf hindeuten, daß Madame Morrel sich besser befindet.

— Ratour hat mir Aussicht darauf gemacht, daß ihr Schmerz bald in jenes Stadium treten werde, welches man Trauer nennt, sagte der Graf, und ich wünsche es der guten Frau von Herzen. Kennen Sie vielleicht zufällig Herrn de Ratour von Paris her, Don Lotario?

— Nein, erwiederte der junge Mann. Ich bin nie mit einem Herrn dieses Namens zusammengetroffen.

— Freilich, Ratour war damals ein Gefangener, sagte der Graf. Nun, Sie werden eine interessante Persönlichkeit kennen lernen. Herr de Ratour ist Mediziner, zugleich aber ein religiöser Mann und, was viel sagen will, obenein ein Mann von Welt. Er hatte das Unglück, in den bonapartistischen Prozeß wegen des Attentats von Boulogne verwickelt zu werden. Aber es gelang ihm, zu entfliehen, und eine eigenthümliche Mission führte ihn nach Berlin, nachdem er sich eine Zeit lang verborgen in Paris aufgehalten.

Darauf erzählte der Graf dem jungen Manne die Geschichte Morrels und seiner Gattin, wie die Leser sie bereits aus jenem Briefe Valentinens erfahren haben. Don Lotario

hörte aufmerksam zu. Das Schicksal dieser unglücklichen Frau interessirte ihn.

— Wir erwarten täglich den Schwager der Madame Morrel, Herrn Herbault, sagte der Graf. Eine gefährliche Krankheit seiner Frau, die Folge einer schweren Niederkunft, hält ihn in Paris zurück. Einen einzigen Fall ausgenommen — der Graf blickte flüchtig auf Therese — habe ich nie einen wahreren und tieferen Schmerz gesehen, als den dieser Frau um ihren Gatten. Herr de Natour versteht es gewiß in seiner doppelten Eigenschaft als Mann von Gemüth und als Arzt ein Seelenleiden zu mildern. Aber alle seine Bemühungen bei Madame Morrel sind vergeblich gewesen.

— Es ist die liebenswürdigste Frau, die ich je kennen gelernt habe, sagte Therese zu Lotario. Und der Schmerz um ihren Gatten läßt sich erst dann begreifen, wenn man weiß, auf welche Weise sie mit ihm vereint worden. Es ist dies eine abenteuerliche und beinahe unglaubliche Geschichte.

Sie erzählte kurz, was sie von Madame Morrel über ihre Liebe zu Max und über ihre Vereinigung mit ihm durch den Grafen Monte-Christo erfahren. Don Lotario schüttelte den Kopf.

— Das klingt allerdings unglaublich! sagte er. Was mich aber bei der ganzen Sache am meisten interessirt, ist eine Entdeckung, die auch mich betrifft. Einige Freunde von mir in London glaubten, daß der Graf Monte-Christo und mein Lord Hope dieselbe Person sei.

— Das ist nicht unmöglich, durchaus nicht, sagte Graf Arenberg. Monte-Christo ist plötzlich verschwunden und kann sich wohl nach Kalifornien zurückgezogen haben. Nun, vielleicht bietet sich Ihnen die Gelegenheit, mit Madame Morrel über ihn zu sprechen und zu erfahren, ob die Persönlichkeiten übereinstimmen. Auch mir wäre es interessant, das zu wissen.

Ein Diener meldete jetzt die Ankunft des Herrn de Natour und der Madame Morrel und wenige Minuten darauf

traten die Beiden ein. Madame Morrel war im tiefsten Schwarz.

Don Lotario fuhr zusammen. Auf den ersten Blick und trotz der Veränderung, die mit seinem Bekannten von jener Nacht vorgegangen war, erkannte er jenen Etienne Rablasy, den Flüchtling, denselben, vor dem er den Grafen Arenberg hatte warnen wollen und der ihm während der letzten inhaltsreichen Wochen vollständig aus dem Gedächtniß entschwunden war.

Ob das Erkennen ein gegenseitiges war, ob Herr de Ratour oder Rablasy Don Lotario wieder erkannte, das vermochte der junge Mann nicht zu unterscheiden. Kein Blick, kein Zucken verrieth es. Als er Don Lotario vorgestellt wurde, verbeugte er sich mit der größten Ruhe und mit der vollkommenen Höflichkeit eines Mannes von Welt.

In seinem Wesen war Herr de Ratour überhaupt sehr verändert. Das war nicht mehr der freche, unverschämte Eindringling jener Nacht, der dem Don Lotario durch seine Kühnheit zu imponiren suchte — er war ein feiner, vollständiger Weltmann geworden. Sein Anzug war der eines Menschen, der etwas auf Kleidung giebt, ohne jedoch auffallen zu wollen, seine Miene aufmerksam, sein Betragen höflich. Er trug einen starken, schwarzen Backenbart und sein Aussehen war gesund und frisch. Don Lotario sah, daß es ein Mann war, der wenig über dreißig Jahre zählen konnte, und in seinem großen, lebhaften, unruhigen Auge lag etwas, das Interesse erweckte, wenn seine Züge auch im Allgemeinen gewöhnlich waren.

Bei weitem fesselnder war das Gesicht Valentinens für den jungen Mann. Er hatte nie einen solchen Ausdruck von Kummer und Schmerz auf einem Gesichte gesehen, wie auf dem dieser unglücklichen Frau. Ihre Haut war weiß wie Marmor geworden, ihre Augen waren geröthet. Aber es lag etwas ungemein Anziehendes und Liebenswürdiges in

diesem Ausdruck des Schmerzes. Es gehörte ein Herz von Stein dazu, um bei diesen Zügen kalt zu bleiben.

Der Thee war in einem Nebenzimmer servirt worden. Es war still und heimlich, wie das Zimmer, in dem Don Lotario sich bis jetzt befunden. Teppiche und Vorhänge dämpften den Klang der Stimme, ernste Bilder an den Wänden stimmten zur Ruhe und Beschaulichkeit, und über Allem ruhte der Ausdruck einer reichen und angenehmen Behaglichkeit.

Das Gespräch war zuerst ein ganz allgemeines und wurde fast nur von dem Grafen, Therese und Ratour geführt. Don Lotario dachte an die Erzählung Thereſens und Valentine Morrel saß schweigend und mit gesenkten Augen da. Therese wußte sie jedoch zuletzt ebenfalls in das Gespräch zu ziehen. Die Antworten der jungen Frau waren aber einsilbig und tonlos.

— Madame Morrel, sagte der Graf endlich, Don Lotario ist ein Bekannter des Grafen Monte-Christo.

Dieser Name schien die unglückliche Frau aus ihrer Apathie zu wecken.

— Ah! sagte sie mit sichtlicher Theilnahme. Kennen Sie diesen ausgezeichneten Mann?

— Ich glaube ihn zu kennen, erwiederte Don Lotario und führte die Gründe an, die ihn zu dieser Vermuthung berechtigen.

Madame Morrel war fest überzeugt, daß jener Lord Hope ihr Graf von Monte-Christo sei. Sie fragte nach Haydee. Lotario hatte sie leider nie gesehen.

— Nur Eins begreife ich nicht, sagte Madame Morrel kopfschüttelnd. Der Graf veranlaßte meinen Mann, sich der Sache Ludwig Napoleons anzuschließen, und bei seiner Alles berechnenden Voraussicht mußte er es doch für möglich halten, daß Max gefangen werde. Ich begreife nicht, daß er nichts für meinen Mann gethan hat, daß er ihn hat sterben lassen.

— Vielleicht befand sich der Graf Monte-Christo selbst in Verlegenheit, sagte Don Lotario und erzählte der jungen Frau, was ihm der Lord über den Wechsel geschrieben.

— Das wäre möglich! sagte Valentine, während sie sich bemühte, ihre Thränen zurückzuhalten. Aber Alles, was mir Max von ihm erzählte, deutete auf einen so großen Reichthum, daß es beinahe unglaublich klingt, wenn man von einem Bankerott dieses Mannes spricht.

— Dennoch muß dem so sein, sagte Graf Arenberg, und wie Don Lotario ganz richtig sagte, seine eigenen traurigen Angelegenheiten werden Lord Hope verhindert haben, das Schicksal Ihres unglücklichen Gatten zu überwachen. Doch werde ich mich bemühen, Näheres darüber zu erfahren.

— Kennen Sie die Adresse des Grafen? fragte Valentine. Ich möchte an ihn schreiben.

— Ich kenne sie nicht genau, wohl aber der Abbé Laguidais, antwortete dieser. Der Abbé kann Ihren Brief weiter befördern. Freilich — er kommt leider zu spät!

Es trat eine peinliche Pause ein. Don Lotario wollte sie abkürzen.

— Sie sind Mediziner, Herr von Ratour? sagte er zu dem Franzosen. Mit welchen Krankheiten haben Sie sich vorzugsweise beschäftigt? Oder sind Sie überhaupt kein Praktiker?

— Ich bin einer von den Praktikern, die am wenigsten Gelegenheit haben, ihre Praktik anzuwenden, antwortete Ratour mit einem höflichen Lächeln. Ich habe mich vorzugsweise mit den Krankheiten der Seele beschäftigt.

— Also mit dem Wahnsinn und der Melancholie? fragte Don Lotario.

— Mit dem Wahnsinn weniger, erwiederte Ratour, mehr mit der letzteren. Mein Hauptstudium war von jeher, zu erforschen, ob nicht die Krankheiten des Herzens und der Seele zu heilen oder wenigstens abzukürzen seien, dadurch

daß man medizinische Mittel anwendet Man könnte mir allerdings einwenden, daß ich dann die Seele nur als einen Theil des Körpers betrachtete, auf den man medizinisch einwirken könne. Aber das ist doch nicht ganz der Fall. Ich glaube nur, daß durch krankhafte Seelenzustände auch ein krankhafter Zustand des Körpers eintritt und daß man durch Heilung des letzteren auch den ersteren heben kann.

— Im Allgemeinen sind Aerzte und Laien bis jetzt anderer Ansicht gewesen, sagte Don Lotario. Sie glaubten, daß man das Gemüth aufheitern müsse, um den Körper zu heilen.

— Wenn das möglich ist, so ist es allerdings der einfachste Weg, erwiederte Herr de Ratour. Oft wird das aber ganz unmöglich sein.

— Nun, vielleicht nehme ich Ihre Kunst einst in Anspruch, sagte Don Lotario mit einem trüben Lächeln. Haben Sie schon Kuren ausgeführt und Erfolge erzielt?

— Ich glaube, ohne anmaßend zu sein, daß Mademoiselle Therese zum Theil durch meine Mittel ein wenig heiterer geworden ist, sagte Ratour mit einem eigenthümlichen Seitenblick auf Therese, die sehr gleichgültig blieb. Nicht so glücklich bin ich bei Madame Morrel. Sie verschmäht sogar die Medizin, die ich ihr geben will.

— Sie machen sich vergebene Mühe, sagte Madame Morrel fest. Nichts wird meinen Kummer heilen.

— Auch die Homöopathen behaupten, Schmerz, Kummer und Freude durch Arzneien mildern zu können, sagte Graf Arenberg, in der Absicht, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken. Und was Therese anbetrifft, so ist sie allerdings etwas heiterer geworden, seit wir das Vergnügen haben, Herrn de Ratour zu kennen.

Don Lotario empfand bei diesen Worten ein unangenehmes und stechendes Gefühl in seinem Herzen.

— Ich weiß wirklich nicht, ob die Medizin des Herrn

de Ratour mir geholfen, sagte Thereſe lächelnd. Vielleicht haben andere Gründe, die in meiner Seele lagen, dazu beigetragen, ſie zu erheitern.

Wieder warf Ratour denſelben Blick auf Thereſe. Don Lotario bemerkte es nicht. Er ſah auf den Tiſch. Thereſens Worte hatten ihn noch ſchmerzlicher durchzuckt.

— Die Homöopathen nehmen aber dabei zu wenig Rückſicht auf den Zuſtand jeder einzelnen Perſon, ſagte Ratour. Sie behandeln die Sache zu allgemein. Und doch iſt es die Hauptſache, das Temperament und die Konſtitution deſſen zu ſtudiren, der an der Seele leidet.

Und nun erging ſich Herr de Ratour in einer weitſchweifigen Auseinanderſetzung der Unterſchiede, welche Trauer und Gram bei Leuten von verſchiedenen Temperamenten annehmen — eine Auseinanderſetzung, die Don Lotario nur ſo weit intereſſirte, als ſie auf wirkliche Kenntniſſe ſchließen ließ, die Herr de Ratour in der Pſychiatrie beſaß. Wie kam er dazu? Woher hatte ein Dieb, ein Räuber — und das war jener Rablaſy geweſen — dieſe Kenntniſſe?

Thereſe beſchäftigte ſich nun vorzugsweiſe mit Madame Morrel, und während der Graf und Herr de Ratour ihr Geſpräch fortſetzten, beugte ſich Don Lotario über ein großes und ſchönes Kupferwerk und überließ ſich ſeinen Gedanken. Sollte er dem Grafen mittheilen, wer dieſer Herr de Ratour war? Die Pflicht der Freundſchaft verlangte es. Wenigſtens mußte Graf Arenberg gewarnt werden. Aber was hatten die Worte Ratours bedeutet? War es ſeine Medizin geweſen, durch die Thereſe geheilt worden? Oder — oder — war Ratour der Mann, der dem Herzen Thereſens einen Theil ſeiner früheren Heiterkeit zurückgegeben?

Dieſer letztere Gedanke war dem jungen Manne faſt unerträglich. Er betrachtete Ratour nicht mit den Augen eines eiferſüchtigen Liebhabers, er betrachtete ihn unparteiiſch. Sollte dieſer Mann es ſein, der Eindruck auf ein Herz machte,

das einst den Professor geliebt? Ihn, den Professor, ihn hätte Don Lotario für würdig gehalten, sein Nebenbuhler zu sein. Ihm wäre er — wenn auch mit schwerem Herzen — gewichen. Aber ein Ratour, ein Mensch, der sich kaum über das Gewöhnliche erhob? Unmöglich!

Er wurde in seinen Gedanken gestört, denn Madame Morrel erhob sich, um Abschied zu nehmen, und Ratour begleitete sie. Don Lotario mußte sich ebenfalls empfehlen, vorher aber das Versprechen geben, recht oft und wo möglich täglich wiederzukommen.

— Ich hoffe, wir werden uns nicht nur hier sehen! sagte Ratour höflich, als er sich Don Lotario empfahl. Wollen Sie mir die Ehre Ihres Besuchs gönnen — hier ist meine Karte.

Don Lotario mußte diese Artigkeit erwiedern und gab dem Franzosen ebenfalls seine Karte, auf der auch seine Wohnung angegeben war. Dann trennten sie sich.

Der junge Spanier ging langsam nach Hause. Dieser Tag war für sein Seelenleben ein sehr reicher gewesen. Zuerst die Mittheilung, die ihm der Professor gemacht, dann die Eröffnungen Theresens und nun noch dieses Wiedersehen Rablasy's — es war fast zu viel. Er ging nach Hause und wollte nur seinen Anzug wechseln, um dann noch durch die Straßen zu gehen. Denn bei solchen Betrachtungen, bei Gedanken so düsterer Art war ihm das Zimmer zu eng.

Aber kaum in seinem Zimmer angelang, sagte ihm sein Diener, daß ein Herr unten sei, der ihn zu sprechen wünsche und seine Karte abgegeben habe. Don Lotario las den Namen Ratour. Der Franzose kam also schon jetzt, um mit ihm zu sprechen.

Gleich darauf trat Herr de Ratour ein, mit großer Ungenirtheit — denn er hatte die Antwort und Erlaubniß Don Lotario's gar nicht einmal abgewartet — aber doch sehr höflich.

— Verzeihen Sie, Don Lotario, sagte er, daß ich Sie störe. Aber es drängte mich, eine kurze Unterredung mit Ihnen zu haben. Wollen Sie mir dieselbe gestatten?

— Sehr gern, sagte der junge Mann kalt. Und welches ist der Gegenstand dieser Unterredung?

— Unsere frühere Bekanntschaft, erwiederte Ratour unbefangen.

— Verzeihung, sagte Don Lotario, der seinen Mann ein wenig prüfen wollte — ich kann mich nicht besinnen, Sie jemals anderswo gesehen zu haben, als heut bei dem Grafen Arenberg.

— Ich weiß nicht, ob ich Ihnen für diese Diskretion danken, oder ob ich mich durch diese Vergeßlichkeit verletzt fühlen darf, sagte Ratour lächelnd. Aber Ihre Bewegung bei unserem Wiedersehen war zu deutlich. Ich wußte auf der Stelle, daß Sie mich erkannten.

— Ich hätte mich also nicht geirrt? sagte Don Lotario finster. Und doch, es ist unmöglich! Jener Mensch, den ich in Ihnen zu erkennen glaubte, war ein Räuber, vielleicht ein Mörder.

— Nun, wie Sie wollen! sagte Ratour. Aber ich bin in der That jener Etienne Rablasy.

— Wie? rief Don Lotario mit verstelltem Erstaunen. Und Sie sind — kühn genug, sich unter die Menschen, in die Gesellschaft eines so ehrenwerthen Mannes, wie des Grafen zu wagen?

— Wie Sie sehen, ja! antwortete Rablasy kaltblütig. Doch Sie sehen, wie sehr ich mich beeile, Ihnen Aufklärungen über das zu geben, was Sie in der That seltsam finden müssen. Sind Sie geneigt, mich eine Minute lang anzuhören?

— Sogar zehn Minuten lang, sagte Don Lotario mit eisiger Kälte. Denn ich bin neugierig, zu hören, wie eine so unnatürliche Sache auf natürliche Weise zu erklären ist.

— Ich will Ihre Neugierde befriedigen, sagte Ratour. Daß ich offen und verwegen bin, wissen Sie bereits von jenem Morgen her, an dem ich Ihnen meinen Namen nannte. Ich habe nur dann eine Maske angenommen, ich habe mich nur dann verstellt, wenn es unumgänglich nöthig war. Ich will Ihnen also eine Geschichte, eine ganze kurze Geschichte meines Lebens geben.

Meine Eltern waren wohlhabende Leute in der Provence. Meine Erziehung war gut und mein Vater bestimmte mich für das Studium der Medizin. Ich begab mich nach Paris und begann dort meine Studien. Auf diese Weise werden Ihnen also meine Kenntnisse in diesem Fach erklärlich sein. Ich war jedoch ein lockerer Vogel, dem Paris ein theurer Aufenthalt wurde, so daß nach dem Tode meiner Eltern mein Vermögen in einem einzigen Jahre aufgezehrt war. Ich wußte nicht, wovon ich leben sollte. Ich bebte zurück, mir auf dem einfachen und ärmlichen Wege ärztlicher Praxis ein Auskommen zu verschaffen. Wild, kühn und phantastisch, wie ich war, dachte ich daran, nach Italien zu gehen und mich den Räubern in den Abruzzen anzuschließen. Dann aber fiel mir ein, daß ich vielleicht auch in Spanien, im Heere des Don Carlos eine angenehme Beschäftigung finden könne, und ich ging nach Spanien. Eine Zeit lang nahm ich an den Kämpfen dort Theil. Aber das Leben war nicht so angenehm, wie ich geglaubt hatte. Es bestand in einer langen Kette von Entbehrungen und Strapazen. Auch ahnte ich, daß Don Carlos' Glücksstern sich dem Untergange zuneige, und als ich wegen einiger Excesse in einem Frauenkloster bestraft werden sollte, floh ich mit den Genossen, die an jenem Exceß Theil genommen, und begab mich nach meinem Vaterlande, nach der Provence, um dort auf eigene Hand ein unabhängiges, romantisches Leben zu führen.

Halten Sie mich also nicht für einen ganz gewöhnlichen Dieb und Räuber, Don Lotario. Ich brauche Ihnen die

Einzelheiten meines Lebens nicht zu schildern. Daß ich ein Verbrecher bin im gewöhnlichen Sinne des Gesetzes, das steht fest. Man hätte mich ohne Zweifel zum Tode verdammt. Aber ich glaube nicht, daß ich gemeine Verbrechen auf meinem Gewissen habe, und wäre Frankreich ein Land, wie Italien, so würde mein Name vielleicht im Munde des Volkes leben, wie der Fra Diavolo's und Rinaldo's. Deshalb also kann ich mich nicht als einen Ausgestoßenen betrachten, der den Umgang mit der Welt zu scheuen hätte. Ich muß natürlich über meine Vergangenheit einen Schleier werfen. Aber die Zukunft soll und darf für mich noch nicht todt sein. Deshalb benutzte ich eine günstige Gelegenheit in der Nacht jenes Brandes, um zu entfliehen, und damals machte ich Ihre Bekanntschaft.

— Gesetzt auch, ich wollte dieser romantischen Auffassung Ihres Lebens Glauben schenken, sagte Don Lotario — wie stimmt das dann aber mit dem Verhältnisse, in dem Sie zu Madame Morrel stehen und zu ihrem Manne gestanden haben wollen?

— Die Sache verhält sich so, wie ich gesagt, antwortete Ratour. Nur war ich nicht wegen einer Theilnahme an den Plänen Louis Napoleons, sondern wegen meiner Vergangenheit angeklagt. Ich korrespondirte mit Morrel, der sich in der Zelle neben mir befand. Sterben sah ich ihn nicht. Aber ich empfing vor seinem Tode seine letzten Aufträge, denn er hielt mich für einen Bonapartisten. Ich glaube, dabei ist nichts Schlimmes.

— Scheinbar nicht, sagte Don Lotario. Weshalb aber schlossen Sie sich dem Grafen an?

— Das war ein Zufall, der ernstere Folgen hatte, als ich dachte, erwiederte Ratour. Ich lebte damals natürlich im größten Geheimniß in Paris, um eine günstige Gelegenheit zu finden, nach dem Auslande zu gehen. Daß Sie mich bei Tortoni einmal bemerkt, spricht nicht dagegen, denn

in Paris lebt man am geheimsten, wenn man die größte Oeffentlichkeit aufsucht. Ich nahm den Namen Ratour an und machte die Bekanntschaft eines Herrn, der den Grafen Arenberg kannte und mich bei ihm einführte. Anfangs versprach ich mir sehr wenig von dieser Bekanntschaft. Später aber, als ich hörte, daß der Graf nach Berlin gehen wolle, glaubte ich, er könne mir hier eine gute Praxis verschaffen, und ich schloß mich näher an ihn an. Indessen, ich bin nicht gekommen, um Ihnen das zu sagen. Das wäre kein Grund für Sie, über meine Vergangenheit und über unser Zusammentreffen zu schweigen. Die Gründe liegen tiefer. Achten Sie den Grafen Arenberg? Achten Sie Thereſe?

— Ja, antwortete Don Lotario unumwunden, ich halte Beide für vortreffliche Menschen.

— Dann theilen Sie meine Ansicht, sagte Ratour. Nun gut! Als ich den Grafen, als ich Thereſe näher kennen lernte, kam mir allmählich der Gedanke, daß dies die Leute seien, die mir nicht nur eine ehrenvolle Zukunft sichern, sondern mich auch mit dem einfachen bürgerlichen Leben, mit den Gesetzen der Gesellschaft aussöhnen konnten. Ich befand mich im Hause des Grafen so wohl, wie nirgends. Ich ahnte, daß wenn ich in dieser Familie leben, mit ihr vertraut werden könnte, mein ganzes Leben eine andere Wendung nehmen werde. Ein sehr ernster und für mich wichtiger Umstand kam hinzu, mich noch mehr an diese Familie zu fesseln. Aber Sie müssen mir versprechen, Don Lotario, über das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, das tiefste Stillschweigen zu beobachten.

— Ich kann mein Wort nicht unbedingt geben, sagte Don Lotario ausweichend — denn Alles, was ihm Ratour bis jetzt gesagt, leuchtete ihm noch nicht vollständig ein. Ich verspreche nur darüber zu schweigen, so lange nicht ernste und gebieterische Pflichten mich zwingen, mein Schweigen zu brechen.

— Gut, ich verlange nicht mehr, denn diese Pflichten dürften wohl kaum eintreten, sagte Ratour. Also hören Sie. Ich stand bald mit dem Grafen Arenberg, der eine große Vorliebe für Mediziner hat, auf vertraulichem Fuße und er theilte mir mit, weshalb Mademoiselle Therese so kränklich, so angegriffen und so reizbar sei. Ich weiß nicht, ob Sie die Gründe kennen. Es ist auch gleichgültig. Dieser Krankheit liegt eine frühere unglückliche Liebe zu Grunde. Er sagte mir aber auch, daß Therese sich in der Besserung befinde und daß er hoffe, sie werde bald ganz hergestellt sein. Da es nun für eine unglückliche Liebe kein anderes Heilmittel giebt, als eine neue Liebe, und da ich durchaus nicht bemerken konnte, daß Therese irgend einem anderen Manne Aufmerksamkeit bewies, da ich mich täglich in ihrer Gesellschaft befand und, wie es schien, gern von ihr gesehen wurde — so stieg zuletzt der Gedanke in mir auf, daß ich der Gegenstand sei, den sie liebe, und daß ich ohne mein Wissen und Wollen mehr als alles Andere zu ihrer Heilung beigetragen.

Ich suchte mich genauer darüber zu unterrichten, und wenn ich auch keine bestimmten Beweise, keine Erklärung von Therese aufweisen kann, so steht es doch für mich fest, daß sie mich liebt. Nun wissen Sie, wie sehr der Graf an Therese hängt. Sie ist sein Einziges, sein Alles. Er liebt sie mehr, als seine wirkliche Tochter, er liebt sie mit einem religiösen Fanatismus als den gottgesandten Engel, der dazu bestimmt ist, ihm den Weg durch das Leben zu erhellen. Sagen Sie selbst, wie tief der Graf davon getroffen werden würde, wenn Sie ihm meine Vergangenheit mittheilten. Von Therese will ich nicht sprechen, sie würde mich vielleicht dennoch lieben, denn ich bin ihrer Liebe immer noch werth. Für die Frömmigkeit des Grafen aber würde meine Vergangenheit gewiß ein Stein des Anstoßes sein und es würde ihn grenzenlos unglücklich machen, mich von Therese trennen

zu müssen. Habe ich nöthig, Ihnen mehr zu sagen? Wollen Sie mich dem Grafen verrathen?

— Ich werde es mir überlegen, sagte Don Lotario tonlos und starr vor sich niederblickend. Aber Sie können sich auch täuschen. Vielleicht liebt Sie Thereſe nicht!

— Nein, nein, sie liebt mich, ich habe es aus tausend kleinen Zeichen bemerkt, rief Ratour. Selbst heut Abend ließ sie einige Worte fallen, die mich in meiner Ansicht bestärkten. Ich leugne nicht, daß Sie in jedem anderen Falle eine Pflicht erfüllen würden, wenn Sie das, was Sie über mich wissen, Ihren Bekannten mittheilen. In diesem Falle aber würden Sie dem Grafen und Thereſe den Dolch in's Herz stoßen, und das kann nicht Ihre Absicht sein. Ich habe Ihnen gesagt, mein Gewissen ist frei von solchen Verbrechen, die mich in meinen eigenen Augen entehren könnten. Wollen Sie mich daran hindern, ein ehrlicher Mensch zu werden? Wollen Sie Thereſe unglücklich machen? Wollen Sie dem Grafen den Rest seines Lebens verbittern? Nein, das können Sie nicht, das werden Sie nicht!

— Ihre Gründe haben etwas Ueberzeugendes, sagte Don Lotario mit entsetzlicher Kälte. Dennoch muß ich erst Alles reiflich überlegen. Ich weiß ohnehin nicht, ob ich Ihnen unbedingt Glauben schenken darf. Vorhin sagten Sie mir, Sie hätten die Bekanntschaft des Grafen in der Absicht gemacht, ihn zu Ihrem ehrlichen Fortkommen zu benutzen. Aber ich belauschte einst ohne meinen Willen ein Gespräch, das Sie mit einem anderen Herrn führten, als Sie das Haus des Grafen verließen, und Sie sagten damals offen zu Ihrem Begleiter, daß es Ihre Absicht sei, die Frömmigkeit des Grafen zu benutzen, um ihn zu betrügen.

— Sagte ich das? rief Ratour, der sich nach einem kurzen Erschrecken rasch gesammelt hatte. Dann täuschte ich meinem Begleiter, der ein frivoler Mensch war. Vielleicht, ich gestehe es zu, vielleicht dachte ich im Anfang meiner Be-

kanntschaft mit dem Grafen nicht ganz so ernst, wie jetzt. Meine Gedanken trugen noch etwas von meiner Vergangenheit an sich. Aber wer kann den Grafen kennen, ohne ein guter Mensch zu werden? Wer kann Thereſe lieben, ohne jede Thorheit abzuschwören?

— Also Sie lieben Thereſe? sagte Don Lotario. Sie sprachen vorher nicht darüber.

— Gewiß liebe ich Thereſe! rief Ratour. Wer kann sie nicht lieben? Ich war sogar auf Sie eifersüchtig in Paris, obgleich ich Sie nicht bei dem Grafen traf und nur von einem jungen Manne hörte, der Thereſe besuchte. Aber ich sehe ein, daß ich in dieser Beziehung offen mit Ihnen sprechen kann. Sie sind nicht mein Nebenbuhler, Sie würden sich sonst nicht so lange von Thereſe getrennt und einem Anderen freies Spiel überlassen haben. Genug, Don Lotario, ich appellire an Ihre Ehre, an Ihr Gewissen! Werden Sie mich verrathen, oder darf ich sicher sein, daß Sie schweigen werden?

— Ich werde Ihnen morgen brieflich und in wenigen Worten den Entschluß mittheilen, den ich in dieser Nacht fassen werde, antwortete Don Lotario. Bis dahin können Sie unbedingt sicher sein.

— Wohlan, ich danke Ihnen, sagte Ratour, indem er sich erhob. Und da ich im Voraus weiß, wie Ihr Entschluß ausfallen wird — denn Sie sind ein Ehrenmann — so will ich Ihnen einen guten und freundschaftlichen Rath geben. Ich habe heut Abend gehört, daß Ihre Vermögensverhältnisse ein wenig gestört sind. Es bietet sich Ihnen eine vortreffliche Gelegenheit, dieselben auf eine höchst angenehme Weise zu verbessern. Sie kennen jetzt Madame Morrel. Man kann sich keine liebenswürdigere Wittwe denken, und mag ihr Schmerz auch noch so groß sein, er wird sich mit der Zeit besänftigen lassen, um so mehr, wenn Sie das Ihrige dazu thun. Madame Morrel besitzt nach meiner ungefähren

Schätzung ein Vermögen von zwei Millionen Francs. Sie ist jetzt noch eine der schönsten Frauen und jünger, als viele unverheirathete Mädchen. Ich erlaube mir also, Ihnen diesen Fingerzeig zu geben. Sie sind ein sehr interessanter junger Mann, und da Morrel meiner Ansicht nach kein Gott war, so dürfte es Ihnen leicht genug werden, ihn zu ersetzen.

— Ich danke Ihnen, sagte Don Lotario mit einem sarkastischen Lächeln. Aber überlassen Sie es mir, Herr von Ratour, mir eine Frau zu suchen. Auch könnten ja Ihre Absichten auf Therese scheitern, und dann würde es Ihnen gewiß leid thun, Madame Morrel einem Anderen überlassen zu haben. Denken Sie zuerst an sich selbst.

— Sie scheinen an meiner Liebe zu Therese zu zweifeln! rief Ratour entrüstet.

— Durchaus nicht, erwiederte Don Lotario, aber besser ist besser. Noch Eins! Ich las damals in Paris zu meinem Erstaunen, daß Sie nicht entkommen, sondern noch in den Händen der Justiz seien. Wie ist das möglich gewesen? War das eine Verwechselung?

— Wahrscheinlich, antwortete Ratour. Man wird einen anderen Gefangenen für mich gehalten haben. Gewiß hat sich das später aufgeklärt. Sonst hätte ich den Behörden gemeldet, daß ich entkommen. Denn es wäre doch traurig für einen Anderen gewesen, an meiner Stelle hingerichtet zu werden — vorausgesetzt, daß er nicht ohnehin die Guillotine verdiente. Und nun verzeihen Sie, daß ich Sie so spät gestört. Adieu! Ich erwarte morgen Ihren Brief.

Er wollte Don Lotario seine Hand reichen, aber der junge Mann entzog sich durch eine geschickte und gerade nicht auffällige Bewegung dieser Freundschaftsbezeigung. Ratour ging. —

— Er liebt Therese! Und sie liebt ihn! Großer Gott — das kann ich nicht ertragen!

Das waren die einzigen qualvollen Worte, die sich nach

dem Abschiede Ratours aus der Brust des jungen Mannes rangen. Dann nahm er seinen Pelz und eilte hinab auf die winterliche Straße. Es hatte angefangen zu schneien. Aber unbekümmert darum durchwanderte Lotario stundenlang die Straßen.

Dieser Schlag war härter gewesen, als alle anderen. Es ist immer noch eine Art von Trost, zu wissen, daß eine Frau aus Liebe zu einem früheren und verlorenen Geliebten unsere Neigung nicht erwiedert und zu wissen, daß jener Mann ihrer Liebe werth war. Aber zu erfahren, daß sie uns verschmäht, um eines Anderen, Neuen willen, der tief unter uns steht — das ist ein grenzenloser, bitterer Schmerz! Alle jene entsetzlichen Qualen, die er bei seiner Abreise von Paris nach London gekostet, erfüllten noch einmal und noch heftiger seine Seele. Ein Glück für ihn, daß er bereits ein wenig gelernt hatte, den Schmerz zu ertragen. Er wäre sonst verloren gewesen!

Eines stand freilich bei ihm fest. Er durfte Ratour nicht verrathen. Mochte sein Verhältniß zu Therese sein, welches es wollte — er durfte jetzt nicht mehr über die Vergangenheit dieses Menschen sprechen. Zwar, wenn er sprach, konnten weder der Graf noch Therese ahnen, daß er eifersüchtig auf Ratour sei. Aber Don Lotario fühlte in sich selbst, daß er den Verbrecher nicht mehr aus bloßem Pflichtgefühl beschuldigen würde; er fühlte, daß er es thun würde, um sich seiner zu entledigen. Und das litt seine Ehre, sein Gewissen nicht. Durfte er auch Therese unglücklich machen? Hatte er ein Recht dazu? Er zweifelte an der Erzählung Ratours, er hielt ihn noch immer für einen schlauen Betrüger. Aber es war doch möglich, daß Therese ihn wirklich liebte. Nein, er durfte nicht sprechen. Er mußte es ruhig ertragen, diesen Menschen in ihrer Nähe zu sehen.

Doch nein, das brauchte er nicht. Er war ja nicht verbunden, nicht verpflichtet, das Haus des Grafen zu be-

suchen. Weshalb sollte er seine Schmerzen vermehren, indem er Thereſe aufſuchte und sah, wie sie einen Anderen bevorzugte? Er beschloß, das Haus des Grafen zu vermeiden, sich selbst aus Thereſens Nähe zu verbannen. Ach, auch seine letzten Hoffnungen waren vereitelt. Er war nach Berlin gekommen, weil er wußte, daß er hier Thereſe nahe sei. Und nun — ja, er war ihr nahe und doch ferner, als je!

Todtmüde, abgespannt bis auf den letzten Funken von Lebenskraft, kehrte er nach seiner Wohnung zurück, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb an Natour nichts, als die Worte:

„Ich werde schweigen.“ —

Dann fiel ihm jenes Blatt in die Augen, das ihm Lord Hope als Viatikum mitgegeben. Er hatte es in der letzten Zeit oft durchlesen. Es enthielt allgemeine Lebensregeln, Regeln, die aus einer eigenen tiefen Erfahrung und aus einer genauen Erkenntniß des menschlichen Lebens hervorgegangen waren — Grundsätze, die sich fast auf alle Verhältnisse anwenden ließen. Don Lotario hatte diese Regeln in der ersten Zeit wenig benutzt, da sich ihm das Leben von einer leichten und glänzenden Seite zeigte. Später aber, als er in den Kampf verwickelt wurde, den alle große Naturen hienieden zu kämpfen haben, sah er ein, wie einfache und tiefe Wahrheiten in diesen Regeln enthalten waren, und sie hatten ihn oft getröstet.

Jetzt weilte sein Blick lange auf einer derselben; sie hieß:

„Wenn Du glaubst, irgend ein Unglück oder eine Widerwärtigkeit nicht ertragen zu können, so *versuche* es wenigstens, ihr zu widerstehen. Siehst Du ein, daß Deine Kräfte zu schwach sind, oder daß das Unglück zu groß ist, so ist es immer noch Zeit, zu unterliegen!“

— Ich will es versuchen! sagte Don Lotario mit einem tiefen Seufzer und legte das Blatt fort.

Der Verdacht.

Als Don Lotario am andern Morgen spät und betäubt erwachte, überreichte ihm sein Diener ein Billet, das vor einer Stunde abgegeben worden war. Die Adresse war von einer fremden Damenhand, und mit einem Zittern dachte der junge Mann an eine Einladung Theresens.

Er hatte sich geirrt. Das Billet hatte einen anderen Inhalt. Es lautete:

„Verehrter Don Lotario!

Obwohl ich Sie erst seit gestern kenne und wohl weiß, daß ich keine Ansprüche auf einen Freundschaftsdienst von Ihrer Seite habe, so weiß ich doch, daß Sie dem Unglück Ihre Theilnahme nicht versagen werden. Ich bitte Sie deshalb, mich heut zwischen zwölf und ein Uhr zu besuchen. Sollte Herr de Ratour, der in demselben Hause wohnt, Sie bemerken, so bitte ich Sie, ihm zu sagen, daß Ihr Besuch nur ein Höflichkeitsbesuch ist. Herr de Ratour wird aber, wie ich hoffe, nicht zu Hause sein. Ich rechne bestimmt auf Ihr Kommen. Sie werden mir einen großen Gefallen thun.

Valentine Morrel."

Don Lotario war etwas überrascht. Aber hier half kein langes Besinnen, und da es schon elf Uhr war, so kleidete er sich rasch an und ließ einen Miethswagen bestellen. Er wußte durchaus nicht, was ihm Madame Morrel zu sagen habe. Er hatte sogar einen Theil seines Interesses für sie verloren, seit er wußte, daß sie mit diesem ihm so gehässigen Menschen in Verbindung stehe. Ihre Worte in Bezug auf Ratour klangen jedoch wie eine Vorsichtsmaßregel. Sollte Madame Morrel diesen Ratour ebenfalls zu fürchten haben?

Seine Wohnung war nicht weit entfernt von derjenigen der Madame Morrel. Don Lotario wohnte am Gensdarmenmarkt, Ratour und seine Gefährtin in der Behrenstraße, in der Nähe der Wilhelmsstraße. Nach wenigen Minuten befand sich Don Lotario auf der Treppe, die zu der Wohnung der Madame Morrel führte. Das Haus war leidlich elegant, wie Berliner Häuser sind, in denen einzelne Stockwerke an fremde Familien auf kürzere Zeit vermiethet werden.

Ein alter Diener öffnete dem jungen Manne und führte ihn, nachdem derselbe seinen Namen genannt, in das Empfangszimmer Valentinens.

Die junge Frau schien die Ankunft Don Lotario's mit Ungeduld erwartet zu haben. Sie kam ihm mit einer Miene entgegen, die eine gewisse Aufregung verrieth.

— Ah, mein Herr, rief sie, ich habe den ganzen Morgen meinen Brief bereut. Ich hätte eine andere Gelegenheit abwarten sollen, um meine Bitte an Sie zu richten. Aber es ist geschehen und ich kann nichts thun, als Sie um Verzeihung bitten.

Sie sprach so aufrichtig, so warm, die Thränen standen ihr so bittend in den Augen, daß Don Lotario sogleich jeden Verdacht fallen ließ, den er etwa gehegt hatte.

— Ihr Vertrauen ehrt mich, Madame! sagte er. Bitte, sprechen Sie!

— Vertrauen! Ja, es ist Vertrauen, das ich Ihnen schenken will! rief Madame Morrel. Wie ich auf den Gedanken gekommen bin, mich gerade Ihnen zu offenbaren, das weiß ich nicht. Vielleicht, weil auch Sie in Verbindung mit dem Grafen Monte-Christo stehen, mit diesem Manne, den ich über Alles verehre. Doch, mein Herr, verzeihen Sie mir — Ratour kann jeden Augenblick kommen, um mich zu besuchen. Ich muß eilen. Was halten Sie von Herrn de Ratour?

Diese Frage war so ernst betont und Madame Morrel

schien so gespannt auf die Antwort Don Lotario's, daß der junge Mann bedenklich wurde und stutzte.

— Madame, sagte er zögernd, ich kenne Herrn de Ratour erst seit gestern Abend. Also —

— Das ist wahr, unterbrach ihn Valentine, deren ganzes Wesen hastig und ängstlich war. Aber man sagt doch immer, daß der erste Eindruck entscheidet. Weshalb faßte ich sogleich Vertrauen zu Ihnen? Weshalb zu Graf Arenberg und Thereſe? Wie war der Eindruck, den Ratour auf Sie machte?

— Nun, Madame, wenn Sie die Frage so stellen, sagte Don Lotario, dann muß ich Ihnen antworten, daß Herr de Ratour nicht der Mann ist, dem ich mich unbedingt anvertrauen würde.

— Ah — ganz mein Gefühl! Dasselbe, was ich empfinde! rief Madame Morrel und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen. Ja, auch ich kann ihm nicht trauen, ich weiß nicht weshalb. Dürfte ich doch nur mit dem Grafen Arenberg über ihn sprechen!

— Aber weshalb dürfen Sie das nicht, Madame? fragte Don Lotario.

— Weshalb? O, er hat sich bei dem Grafen so in Gunst zu setzen gewußt, daß ich es nicht wage, irgend etwas über ihn zu sagen! antwortete Valentine. Und was soll ich auch sagen? Ich empfinde nur ein unbestimmtes Mißtrauen gegen ihn.

— Und worin, in welchen Stücken mißtrauen Sie ihm? fragte Don Lotario.

— Ja, worin? Das ist es! Ich kann nicht glauben, daß mein Mann, daß Max todt ist! rief die junge Frau weinend. Das bloße Wort Ratours kann mir nicht genügen!

Don Lotario sah sie erstaunt und forschend an. Dieser Gedanke war bei einer jungen Frau nicht auffallend. Welche

Gattin, die ihren Mann liebt und die von seinem Tode in der Ferne hört, wird ohne Weiteres daran glauben, wird nicht noch hoffen, daß das Gerücht falsch gewesen und daß ihr Gatte zurückkehren werde.

— Haben Sie denn irgend welche Gründe, zu glauben, daß Ihr Gemahl nicht todt sei? fragte Don Lotario. Ich hörte gestern die Erzählung von seinem Tode. Sie klingt wahrscheinlich.

— Ja, wahrscheinlich, rief Valentine. Und doch kann ich sie nicht glauben. Ich weiß nicht, ob Herr de Ratour mich täuscht, ob er aus bestimmten Gründen mir mehr oder weniger sagt, als er weiß. Aber ich mißtraue ihm. Mein Herz sagt mir, daß Max noch lebt.

— Sie müssen also doch Verdachtsgründe haben, sagte Don Lotario, den diese Angelegenheit ernstlich zu beschäftigen anfing und der eine Verrätherei Ratours durchaus nicht für unmöglich hielt. Theilen Sie mir diese Gründe mit, damit ich sie prüfen und darüber urtheilen kann.

— Es wird mir schwer werden, mich Ihnen klar zu machen, sagte Valentine. Doch will ich es versuchen. Fürs Erste kann ich nicht glauben, daß die Regierung Ludwig Philipps grausam genug wäre, einen Mann heimlich hinrichten zu lassen, der fast gar keinen Antheil an dem Vergehen hat, das man ihm zur Last legt. Es ist wahr, daß in politischen Prozessen zuweilen unerhörte Dinge geschehen sind, aber so weit darf man es nicht treiben. Jedenfalls würde man meinem Manne verstattet haben, mich noch einmal vorher zu sehen oder mir einen letzten Brief, ein Abschiedswort zuzusenden. Wir leben im neunzehnten Jahrhundert, Don Lotario, und in Frankreich sind solche Gräuel nicht mehr möglich.

— Gut, darin pflichte ich Ihnen vollkommen bei, sagte der junge Spanier. Aber welche Absicht kann Herr de Ratour gehabt haben, Sie zu täuschen und hierherzuführen?

— Vielleicht ist er ein Agent der Regierung, antwortete Madame Morrel. Vielleicht will man das letzte Mittel versuchen, meinen Mann zur Nennung eines Namens zu zwingen, den die Regierung wissen will. Vielleicht sagt man ihm, daß er mich nicht eher wiedersehen würde, als bis er den Wunsch der Regierung erfüllt hat.

— Offen gestanden — das ist sehr unwahrscheinlich, Madame, sagte Don Lotario kopfschüttelnd.

— Oder — Herr de Ratour handelt für sich allein, fügte Madame Morrel zögernd hinzu. Welche Absichten er dabei hat — ich weiß es nicht. Vielleicht kennt er die Lage meines Mannes, vielleicht weiß er, daß derselbe nicht im Stande ist, sich meiner anzunehmen, vielleicht hat er Zwecke, die — doch ich kann darüber nicht sprechen!

— Sie setzen mich in Erstaunen! unterbrach Lotario die erröthende Frau. Dann wäre Herr de Ratour ein ganz gemeiner Verbrecher! Aber Sie müssen Gründe haben, einen solchen Verdacht zu hegen! Schenken Sie mir Ihr volles Vertrauen! Sprechen Sie sich darüber aus.

— Es wird mir schwer, aber ich will es versuchen. Herr de Ratour war im Anfang sehr höflich, sehr besorgt für mich, ganz wie ein Freund meines Mannes es gewesen wäre. Als er aber sah, daß mein Schmerz sich nicht milderte, als wir hier in Berlin angelangt waren, änderte er sein Betragen. Er blieb nicht mehr ein Freund, ein Beschützer. Er sprach von anderen Dingen, er ließ Worte mit einfließen, die darauf hindeuteten, daß Max vor seinem Tode gesagt habe, Ratour solle einst der Vater seines Kindes, vielleicht auch mein Gatte werden. Er sprach sich nie ganz klar darüber aus, aber ich errieth leicht, was er meinte. Und das hat mich mit Abscheu und Widerwillen gegen ihn erfüllt. Ich die Gattin eines Anderen! Und vielleicht ist Max nicht einmal todt! Und selbst wenn er todt wäre — wie könnte ich je einen anderen Mann lieben? Wie könnte

ich daran denken, einem Anderen anzugehören, während ich noch das Trauerkleid um den Verlorenen trage, um Max, der für mich sterben wollte, der mich geliebt, wie nie ein Mann liebte.

— Und spricht Herr de Ratour jetzt noch so zu Ihnen? fragte Don Lotario aufmerksam.

— Nein, antwortete Madame Morrel. Er änderte sein Betragen etwas plötzlich und sein Benehmen gegen mich wurde fast kühl. Er sprach fast nie mehr von Morrel und als ich meinte, ich könne wohl nach Paris zurückreisen, setzte er diesem Wunsche nicht mehr dieselben Gründe entgegen, die er früher stets geäußert. Das bestärkt mich noch mehr in dem Gedanken, daß er mich nur von Paris fortgelockt, um freies Spiel mit mir zu haben, und daß er sich meiner entledigen möchte, indem er eingesehen, daß er keine Hoffnung hat.

Sollte die junge Frau Recht haben? Don Lotario zweifelte kaum daran. Er wußte, was Valentine nur ahnte: daß Ratour ein Betrüger von Profession sei. Er wußte noch mehr. Er kannte das Verhältniß, in welchem Ratour zu Therese stand. Ratour war kalt gegen Madame Morrel geworden, als er anfing, auf Therese zu hoffen.

— Es ist wirklich nicht leicht, sich in einer so eigenthümlichen Angelegenheit auszusprechen, sagte er nach einer Pause. Aber Sie haben doch Verwandte in Paris. Haben Sie nicht an diese geschrieben, haben diese keine näheren Erkundigungen eingezogen?

— Das ist es eben, was mich in meinem Verdachte bestärkt! rief Madame Morrel. Ich habe keinen Brief, keine Nachricht von Emanuel und Julie. Und doch habe ich drei Briefe an sie geschrieben. Es ist unglaublich, daß sie mir nicht geantwortet haben sollten!

— Sie überließen die Besorgung dieser Korrespondenz natürlich Herrn de Ratour? sagte Lotario.

— Ja wohl, antwortete Valentine. Er sagte mir, daß er die Briefe abgesendet und daß er nur eine Antwort von Emanuel erhalten, in der ihm mein Schwager anzeigt, daß er der Krankheit seiner Frau wegen nicht zu mir kommen könne. Aber Ratour hat mir diesen Brief nicht gezeigt.

— Das ist allerdings verdächtig, sehr verdächtig, sagte Lotario überlegend. Ich sollte jedoch meinen, daß es Ihnen nicht so schwer gewesen wäre, einen Brief ohne Wissen Ratours nach Paris zu senden.

— Glauben Sie das nicht! antwortete Valentine. Ich werde von ihm bewacht und beobachtet, wie eine Gefangene. Außer Penelon habe ich keinen eigenen Diener, und der ist alt und taub. Ratour sagte mir von Anfang an, wir müßten hier in Berlin sehr still und verborgen leben, da es möglich sei, daß die Regierung uns sonst nicht dulden werde, um nicht in Konflikt mit Frankreich zu gerathen. Er läßt mich deshalb nie allein ausgehen, besorgt Alles für mich, läßt Niemand zu mir; genug, sein Schutz ist für mich eben so viel wie eine Gefangenschaft. Dies ist die einzige Stunde, in der ich hoffen durfte, Sie allein zu sprechen, weil er um diese Zeit gewöhnlich Mademoiselle Therese und den Grafen besucht. Auch kann er, wenn ich ihm sage, daß Sie hier gewesen, nichts weiter in Ihrem Besuche sehen, als einen Beweis der Höflichkeit.

— Herr de Ratour geht also oft zu dem Grafen? fragte Don Lotario.

— Jetzt fast täglich zwei Mal, antwortete Valentine. Doch, wie ich fürchte, kann er jeden Augenblick zurückkehren. Es ist ein Uhr. Deshalb, Don Lotario, meine Bitte. Schreiben Sie an meinen Schwager — hier ist seine Adresse — schildern Sie ihm meine Lage und bitten Sie ihn, mir schleunig zu antworten, aber unter Ihrer Adresse. Sagen Sie ihm, er solle sich vor allen Dingen Gewißheit darüber zu verschaffen suchen, ob Max wirklich todt sei. Ich glaube es

nicht. Ich kann es nicht glauben! Schreiben Sie auch an den Abbé Laguidais, oder direkt an Lord Hope, den ich für den Grafen Monte-Christo halte, und benachrichtigen Sie ihn von den Schicksalen meines Mannes. Der Graf wird helfen, wenn er helfen kann.

— Ich werde noch heut Ihren Wunsch erfüllen! sagte Don Lotario. Und seinen Sie auf Ihrer Hut gegen Ratour. Ich traue ihm ebenfalls nicht. Ich habe Gründe dazu.

— O, sagen Sie mir welche? rief Valentine. Ich möchte Gewißheit über ihn haben.

— Ich darf noch nicht sprechen, antwortete Don Lotario. Dringen Sie also nicht in mich. Adieu!

— Und wollen Sie nicht meinen kleinen Edmond sehen? rief die junge Frau.

Sie eilte in das Nebenzimmer und kam mit einem Knaben auf dem Arm zurück. Es war ein liebliches Kind und lächelte den jungen Mann so freundlich an, daß er es küssen mußte und mit ihm tändelte, obgleich er wahrlich nicht aufgelegt war zum Scherzen.

— Sehen Sie, Edmond ist doch freundlich gegen Sie! rief Valentine. Weshalb mag er Ratour nicht leiden? Er schreit und weint, wenn dieser ihn ansieht. Doch da kommt er. Gehen Sie, Don Lotario, sagen Sie, ich hätte mich Ihnen krank melden lassen, ich hätte Sie nicht gesprochen. Und meinen Dank, meinen tiefsten Dank! Schreiben Sie an Emanuel, und recht bald!

Bittend, lächelnd und doch furchtsam drückte sie ihm die Hand. Don Lotario eilte fort. Unten auf dem Hausflur begegnete ihm Ratour, der ihn verwundert ansah.

— Ich wollte Madame Morrel eine Visite machen, sagte Lotario, indem er sich zum Lächeln zwang. Aber sie ließ sich krank melden. Machen Sie ihr meine Empfehlung.

— Sehr gern, sagte Ratour, Sie wird Sie ein ander Mal empfangen.

— Ich hoffe es, erwiederte Lotario. Sie haben meinen Brief erhalten, Herr de Ratour?

— Ja, ich danke Ihnen von Herzen! rief der Franzose. Ich wußte, daß ich es mit einem Kavalier zu thun hatte!

— Adieu, mein Herr! sagte der Spanier.

— Adieu, Don Lotario! Auf ein baldiges Wiedersehen!

Auf dem Berge der Wünsche.

Edmond Dantes und Haydee saßen bei einander im Zimmer des Ersteren.

Der Lord war im Negligee, so leicht gekleidet, wie er sich sonst nie Jemand zeigte. Sein Anzug war hell und von einem einfachen, leinenen Stoffe. Und dennoch, selbst hier in dieser Einfachheit, hier, wo er seiner Gattin allein gegenüber saß, lag eine Würde, ein Adel in dem ganzen Wesen und Ausdruck dieses Mannes, der jeden hätte bezaubern und überraschen müssen, wenn es je einen Zuschauer dieser häuslichen und vertraulichen Scenen gegeben hätte. Hier zeigte dieser Mann, der der Welt gegenüber jede Rolle, jeden Rang anzunehmen wußte, sich in der ganzen Liebenswürdigkeit des Mannes, des Gatten, des Familienvaters; hier war sein Auge sanft und liebevoll, hier lächelte sein Mund, hier hatte sein Gesicht jenen Ausdruck der Strenge und herben Verschlossenheit verloren, der jeden Fremden und selbst jeden Bekannten in ehrerbietiger Entfernung hielt. Mit dem vollen Strahl inniger Zärtlichkeit glänzte sein Auge zu Haydee hinüber, die neben ihm saß.

Nie hätte man ein glücklicheres Gesicht sehen können, als das dieser jungen Frau. Sie hielt ein Kind auf ihren Armen, einen Knaben, der wohl wenig über ein Jahr alt

war und in dessen unschuldigen, lieblichen Zügen sich der ruhige Ernst des Vaters und die Anmuth der Mutter paarten, ein Kind mit einem so klugen Blick, daß manche alte Frau behauptet haben würde, es werde nicht lange auf dieser Erde bleiben, und doch von so kräftigem und gesundem Aussehen, daß man unwillkürlich versucht gewesen wäre, über diese Prophezeihung zu lächeln. Jetzt war es jedoch müde geworden und schloß die Augen. Haydee wiegte es sanft auf ihren Armen und es schlummerte ein.

— Haydee, mein liebes Weib, sagte Dantes zu seiner Gattin, ich habe Dir einen wichtigen Entschluß mitzutheilen und will Deinen Rath darüber hören.

— Edmond, Du spottest! Meinen Rath? sagte Haydee lächelnd, was kann ich Dir rathen? Eben so gut könnte dieses Kind Dir einen Rath geben!

— O nein, Ihr Frauen trefft gewöhnlich das Rechte, sagte Dantes. Nun höre! Ich bin Willens, Kalifornien zu verlassen und nach Europa zurückzukehren.

— So wollen wir es thun! sagte Haydee. Ich dachte mir längst, daß es Dir auf die Dauer in dieser Abgeschiedenheit nicht gefallen könne. Du mußt mehr Raum für Deine Kräfte haben.

— Das nicht, erwiederte Monte-Christo. Als ich hierher ging nach Kalifornien, als ich diesen einsamen Winkel der Welt aufsuchte, dürstete ich nach Einsamkeit und Abgeschiedenheit. Im Kampfe mit der Welt, im Verfolgen meiner Pläne hatte ich meine ganze Kraft aufbieten müssen. Ich hatte mein Ziel erreicht, ich war sogar über dasselbe hinausgegangen, und ich wollte nun mit mir allein sein, um auf die Vergangenheit zurückzublicken und neue Pläne für die Zukunft entwerfen zu können. Ich wußte nicht, daß mir der Zufall hier größeren Reichthum geben würde, als ich je besessen. Die Schätze blieben nicht ohne Einfluß auf meine Pläne. Ich konnte sie erweitern und umgestalten.

Erinnerst Du Dich jener Nacht, in der Du mich in meinem Laboratorium trafst und in der ich zum ersten Male das Gold prüfte?

— O, wie sollte ich nicht! erwiederte Haydee. Es war jene Nacht, in der Du mich mit Staunen und Bewunderung erfülltest. Edmond, ich weiß, daß Du Großes in Deinem Geiste hegst. Aber daß Deine Gedanken so hoch zum Himmel emporstiegen — das ahnte ich nicht!

— Du bewunderst mich und deshalb überschätzest Du mich, sagte Monte-Christo lächelnd. Genug, ich habe jetzt Schätze gesammelt, wie sie wohl kein anderer Mensch auf der Erde besitzt, ich habe hier eine Kolonie gegründet, die ausdauern und emporblühen wird, wenn ich auch nicht mehr hier bin. Ich bedarf keiner weiteren Schätze für mich. Ich kann diese Goldminen Anderen überlassen, ich kann sie der allgemeinen Ausbeutung Preis geben. Alle diese Männer die ich hier um mich versammelt hatte und die für mich gearbeitet haben, verdienen reich zu sein. Sie Alle haben Kraft und Ueberwindung genug, den Reichthum ertragen zu können. Ich kann also den Berg der Wünsche verlassen. In Europa wird das Andenken an mich erloschen sein. Ich kann dort wieder auftreten, ohne fürchten zu müssen, sogleich erkannt zu werden.

— Also Du willst Dich wieder in das Gewühl der großen Welt mischen, Edmond? fragte Haydee.

— Deine Frage klingt so ängstlich, liebes Weib! Hast Du etwas dagegen einzuwenden?

— O nein, Edmond, nein. Aber in Paris, ich weiß es noch, warst Du selten bei mir —

— Ah, Du fürchtest, das Gewirr Europa's könnte mich Dir entziehen! unterbrach sie Dantes lächelnd. Nein, fürchte das nicht! Ich will nicht nach Paris zurückkehren, wenigstens nicht auf längere Zeit. Ich werde immer bei Dir sein. Ich werde mich niemals wieder in das Gewühl dessen mischen,

was die Menschen die große Welt nennen. Ich finde, daß der Mensch größer und stärker ist in der Einsamkeit, als in dem Gewühl der Massen, und daß er aus der Verborgenheit mehr wirken kann, als von der Höhe, auf die ihn die Laune der Welt erhebt. Nein, Haydee, ich werde bei Dir bleiben. Du wirst mich in Europa häufiger sehen, als hier auf dem Berge der Wünsche.

— Dann, Edmond, dann wollen wir bald nach Europa zurückkehren! rief Haydee.

— Es ist außerdem dort drüben Manches geschehen, was mich wünschen läßt, mehr in der Nähe derjenigen zu sein, an denen ich Theil nehme, fuhr Dantes fort. Hier in Amerika habe ich so ziemlich Alles gethan, was ich thun konnte. Dieser Welttheil ist noch zu jung, zu neu. Man muß ihn sich selbst überlassen. Alle menschlichen Berechnungen scheitern an diesem Chaos der Elemente, an dieser Verwirrung sich neubildender Staaten. Wohl wäre es eine würdige Aufgabe, sich in diesen Strudel zu stürzen, zu ordnen und aufzubauen. Aber noch erhält Amerika seine Gesetze von Europa, noch immer ist Europa das Mutterland der Kultur, und wer auf Amerika wirken will, muß auf Europa wirken. Für Kalifornien habe ich die Bahn gebrochen. In wenigen Jahren wird dieses Land von Auswanderern überschwemmt sein und sich an Nord-Amerika anschließen. Ich bin hier nichts mehr nütze.

— Sag', Edmond, ich wollte Dich schon längst fragen, wie geht es Villefort? unterbrach ihn Haydee. Du hofftest, seine Krankheit würde sich hier ändern, sein Gemüth würde heilen.

— Meine Hoffnungen sind vergebens gewesen, antwortete Monte-Christo und eine leichte Wolke flog über sein Gesicht. Sein Wahnsinn ist nicht mehr so rasend, wie zu Anfang. Ich glaubte sogar eine Zeit lang, er würde vernünftig werden. Aber ich täuschte mich. Und am Ende — vielleicht

ist es besser für ihn, nicht in eine Vergangenheit zurückblicken zu können, die so entsetzlich ist. Ich hoffe nur noch auf Eins, auf den Augenblick, in dem er Valentine wiedersehen wird. Sie ist sein Kind und er glaubt auch sie todt. Er hat sie stets geliebt. Vielleicht ist es gut, daß er seine Vernunft nicht eher wiedererlangt, als bis er sie sieht und in dem Bewußtsein, daß er sie noch besitzt, einen Trost findet.

— Das Schicksal dieses Mannes ist gräßlich! sagte Haydee. Alle seine Verwandten vergiftet zu wissen von seiner Gattin, im Kampf mit seiner Pflicht, die ihm gebietet, sie anzuklagen, und mit seiner Liebe zu ihr — dann an einem Tage der Tod dieser Frau, die ihren und seinen Sohn mit sich vergiftet, und die Entdeckung, daß jener Benedetto, der Mörder, sein Sohn ist — ach, Edmond, wie hätte ein Mensch das ertragen können, ohne wahnsinnig zu werden!

— Erinnere mich nicht daran, Haydee, ich bitte Dich! rief Dantes schmerzlich. Meine Rache ging weiter, als ich gewollt. Ich beabsichtigte nur, ihn von der glanzvollen Stellung herabzustürzen, die er eingenommen, ich wollte ihm fern von Paris mit Valentine und seinem rechtmäßigen Sohne ein Asyl schaffen — ich konnte nicht voraussehen, nicht ahnen, daß es so kommen würde. Aber Gott wird mir helfen, auch das wieder gut zu machen, und was ich an Villefort verschuldet, durch das Gute zu sühnen, das ich Anderen erzeige. Bedenke ich es recht, so lag der Keim zu Allem, was Villefort traf, doch immer in den Thaten dieses Mannes. Er war sein schlimmster Feind.

— Selbst als Du Europa schon verlassen hattest, waltete das Verhängniß noch fort, sagte Haydee dann. Schrieb Dir nicht der Abbé, daß die Baronesse Danglars durch jenen Benedetto getödtet worden?

— Ja, aber an diesem Verhängniß bin ich nicht mehr Schuld! erwiederte Monte-Christo. Ich bin nicht Schuld daran, daß die französischen Richter jenen Verbrecher ent-

weichen, daß sie ihn zwei Jahre lang in Paris sein Wesen treiben ließen. Und in welches Menschen Brust kann der Gedanke auftauchen, daß ein Sohn im Stande sei, seine eigene Mutter zu tödten? In London hätten sie ihn beinahe gefangen. Er ist noch einmal entkommen und Gott weiß, wohin er seine verbrecherischen Schritte gelenkt hat. Ich kümmere mich nicht um ihn. Er mag gehen, wohin er will. Mit diesem Menschen will ich nichts mehr zu thun haben!

— Aber sollte er nicht daran denken, sich an Dir zu rächen? fragte Haydee besorgt.

— Ich habe daran gedacht; er hat Gründe dazu, sagte Monte-Christo. Aber ich fürchte ihn nicht. Ich werde ihn zertreten, wenn er mir irgendwo entgegentritt.

— So laß uns nicht mehr daran denken, laß uns von Erfreulicherem sprechen! sagte Haydee. Was ist aus jener Französin geworden, aus der Tochter Morcerfs, die bei den Mormonen war?

— Noch kann ich über ihre Zukunft kein bestimmtes Urtheil fällen, antwortete Dantes. Ihr Glück hängt von dem Betragen des Mannes ab, dem sie sich angeschlossen hat. Aber ich hoffe, sie wird mit ihm glücklich sein. Seltsam, wie mir hierbei der Zufall eine Person in den Weg führte, die ich sonst Jahre lang vergebens hätte suchen können. Ich erzählte Dir von jenem Wolfram, einem verwegenen Burschen, der es wagte, mir in meinem eigenen Hause zu trotzen. Ich sagte Dir schon damals, daß ich trotzdem diesen Menschen in mein Herz geschlossen, denn ich erkannte die Charakterstärke, die Festigkeit seines Willens und ein hohes, wenn auch irre geleitetes Ehrgefühl. Ich beschloß sogleich, mich seiner anzunehmen, und als ich hörte, daß Amelie seine Geliebte sei, sah ich ein, daß er nur durch die Liebe gerettet und gestärkt werden könne. Meine Erwartungen täuschten mich nicht. Ich schickte Amelie zurück zu den Mormonen. Ich sah vor-

aus, in welche Kämpfe Wolfram mit diesen Leuten gerathen und daß er mit Amelie fliehen werde. Von Bertois erhielt ich wöchentlich Nachrichten. Ich selbst begab mich einmal dorthin, um mich durch den Augenschein von den Zuständen der Mormonen und von der Lage dieser beiden jungen Leute zu überzeugen. Ich erzählte Dir auch, auf welche fabelhafte und wahrhaft staunenswerthe Weise er sich und Amelie gerettet. Nun aber zur Hauptsache. Wer glaubst Du, daß dieser Wolfram ist? Du schüttelst den Kopf. Ich glaube wohl, daß Du es nicht errathen kannst. Höre! Bertois schrieb mir, Wolfram habe ihn auf seiner Insel um Waffen gebeten und ihm als Gegengeschenk einen Ring gegeben. Da ich ihm aufgetragen, sich nach Allem zu erkundigen, was die Verhältnisse Wolframs anbetraf, so schickte er mir diesen Ring, denn in demselben befand sich ein Name. Dieser Ring ist für Wolfram von der größten Wichtigkeit. Er hat zu Bertois gesagt, daß er seinem Vater gehört habe, und es steht der Name Büchting darin.

— Büchting? Nun, und was bedeutet dieser Name? fragte Haydee.

— Büchting hieß der Sterbende, der mir diese Goldminen entdeckte, und Wolfram ist ohne Zweifel sein Sohn. Ich hatte bereits von Berlin und Paris aus Nachricht, daß der Sohn Büchtings, ein gewisser Wolfram, nach Paris und von dort mit einem jungen Mädchen nach Amerika gegangen sei. Es ist also fast eine Gewißheit, daß dieser Wolfram ein Sohn jenes Mannes ist, dem ich die zweite und größere Hälfte meiner Schätze verdanke.

— Welch seltsames Zusammentreffen! rief Haydee. Aber dann schuldest Du ihm einen Theil dieser Schätze!

— Ohne Zweifel! antwortete Monte-Christo. Aber da Wolfram seinen Reichthum noch nicht kennt, und da er meiner Ansicht nach noch nicht in der Lage ist, den richtigen Gebrauch davon zu machen, so werde ich ihm diese Reich-

thümer erst dann zustellen, wenn sie ihm wirklich nützlich sind, d. h. wenn er über den Werth des Geldes so gleichgültig denkt, daß er den Reichthum nur noch als ein Mittel betrachtet, der Welt und seinen Mitmenschen zu nützen.

— Und dieser Augenblick, sagst Du, ist noch nicht gekommen? fragte Haydee.

— Ich glaube nein, erwiederte Monte-Christo. Doch Du magst Dich selbst davon überzeugen. Schon seit einiger Zeit war es mein Wille, Dich von meinem Wirken zu unterrichten. Ich schilderte Dir in jener Nacht mein Ziel, meine Pläne. Ich habe seitdem nie wieder mit Dir darüber gesprochen. Ich freue mich über Deine Zurückhaltung und doch kann ich mir denken, daß Du gern wissen möchtest, wie ich gewirkt und was ich erreicht. Sieh hier, in diesem Fach liegen Briefe von meinen Freunden und Kopien meiner eigenen. Lies diejenigen, die Dich am meisten interessiren. Mit wenigen Ausnahmen sind sie in französischer Sprache geschrieben. Vielleicht siehst Du dann ein, daß ich in jener Nacht nicht zu viel gewünscht und zu viel gehofft hatte. Ich habe nicht Alles erreicht, aber doch Vieles. Lies sie. Ich werde während dessen selbst einen Brief nach Berlin schreiben. Es müssen dort bald Dinge geschehen, die meine ganze Aufmerksamkeit erfordern. Myrtho kann den Knaben nehmen.

Er klingelte. Zuerst erschien Ali, der Neger, dem der Lord sagte, daß er nach Myrtho verlange. Dann erschien diese, die Dienerin Haydee's, und die Mutter übergab ihr den schlafenden Knaben, den Myrtho mit sich davon trug, als sei er ein unschätzbares Juwel.

Monte-Christo setzte sich nun an seinen Schreibtisch und Haydee entfaltete mit einiger Hast das Packet Briefe. Manche derselben waren kurz, viele lang. Die meisten waren nicht direkt an Lord Hope, sondern an Leute gerichtet, die sich in seinen Diensten befanden. Viele waren ihm auch aus Paris, London und New-York durch die Vermittelung dortiger

Freunde zugekommen und trugen ganz fremde Adressen. Sämmtliche Briefe waren nach den Angelegenheiten, die sie betrafen, und nach den Daten geordnet. Die Briefe Monte-Christo's befanden sich an gehöriger Stelle mit eingelegt. So bildeten die Briefe eine der seltsamsten und merkwürdigsten Korrespondenzen, die je geführt worden. Wir theilen nur die wichtigsten Briefe mit. Diejenigen Leser, die allein interessante Thatsachen wünschen, werden die Briefe nicht überschlagen können, da wichtige Mittheilungen in ihnen enthalten sind. Diejenigen aber, die einen Blick in das Wirken des Grafen Monte-Christo, in seine geheimen Pläne und Absichten werfen wollen, werden in ihnen endlich die Aufklärungen erhalten, die sie vielleicht schon lange gewünscht haben.

Monte-Christo und die Mormonen.

1. Brief an Fortery.

„Geehrter Herr!

Als ich zuerst Gelegenheit hatte, Sie kennen zu lernen, habe ich Ihnen meine Ansichten über die Kirche der Heiligen des letzten Tages mitgetheilt und, wie ich glaube, auch in Ihnen einige neue Anschauungen erweckt. Ich bezeigte Ihnen meine Theilnahme für die Kirche thatsächlich, indem ich Ihnen hunderttausend Dollars anwies. Ich schicke Ihnen heut die Anweisung auf die doppelte Summe durch einen Mann (Bertois), dem Sie in Allem, was meine Angelegenheiten anbetrifft, unbedingt trauen können. Durch ihn habe ich auch erfahren, daß die Kolonie in Deseret einen erfreulichen Fortgang nimmt. Meine Erwartungen sind also eingetroffen.

Vergessen Sie nur auf keinen Fall, daß die Kolonie aufhören würde, das zu sein, was sie ist, wenn das religiöse

Moment aus Ihrer Gesellschaft verschwände. Ich habe Ihnen allerdings damals gesagt, daß die Kraft der neuen Sekte sich vor allen Dingen in der Urbarmachung unbebauter Gegenden, in der Errichtung glücklicher Kolonien bethätigen müsse. Dadurch, durch die Erfolge, die Sie erreichen, werden Ihnen stets neue Mitglieder zugeführt werden. Lassen Sie aber niemals das Band, das alle diese Mitglieder umschließt, das Band der Religion locker werden. Ich selbst habe Ihnen gesagt, daß Ihre Lehre viele Irrthümer, sogar einzelne Lächerlichkeiten enthält. Aber selbst mit diesen Fehlern ist sie besser, als gar keine Religion. Alle diese wilden, energischen Naturen, die sich Ihnen aus einem unbewußten Drange nach Unabhängigkeit zugesellen, diese zusammengewürfelten Kinder der verschiedensten Nationen würden bald den Halt und die Einheit verlieren, würden das mühsam errichtete Gebäude zusammenstürzen lassen, wenn sie nicht durch das Band einer und derselben Religion, durch den Fanatismus — ich will das Wort aussprechen — vereinigt wären. Ihre Lehre hat Irrthümmer, aber diese werden sich mit der Zeit von selbst läutern. Jahrhunderte mögen darüber hingehen. Diese Religion mag auch scheinbar Nebensache sein. Sie bleibt dennoch das wichtigste Vereinigungsmittel. Es ist traurig genug, daß keine der bestehenden Religionen die Kraft hat, eine große Zahl von Menschen zu neuem Wirken und neuem Schaffen zu vereinigen. Die Schuld liegt auch nicht an den Religionen, sondern an Nebendingen und sehr häufig an den Dienern derselben. Da es nun aber einmal so ist, und da die Menschen in diesem Jahrhundert so sehr nach neuen Dingen streben, so mag ihnen selbst eine irrende Religion geboten werden, ehe man sie in den Abgrund einer wüsten Leere versinken läßt, in dem sie untergehen müssen. Nur wer glaubt, kann auch handeln; nur wer hofft, kann große Pläne ausführen. Irgend etwas Ideales muß dem Menschen geboten werden. So mag denn

Ihre Religion das Ideal sein für diejenigen, denen dieses Ideal genügt. Es könnte besser sein, aber für die wilden Amerikaner ist es gut genug.

Sorgen Sie nur, daß Sie möglichst viele Mitglieder erhalten. Nehmen Sie an, wer sich Ihnen bietet. Kein Mensch ist so schlecht, daß sich nicht etwas aus ihm machen ließe, und diejenigen, die von der alten Welt verstoßen worden, sind oft noch brauchbar genug da, wo sie nicht mit der alten Welt in Berührung kommen. Aber sorgen Sie auch für eine eiserne Zucht und Disziplin. Halten Sie scheinbar die Zügel locker, aber strafen Sie jede Uebertretung, wenn sie in böser Absicht geschehen ist. Leute, wie sie in Deseret versammelt sind, müssen streng gehalten werden. In dieser Beziehung billige ich auch vollkommen, was Sie gegen Wolfram gethan haben. Es ist gut für Sie, ihn entfernt zu haben, und noch besser für ihn selbst. Denn, offen gesagt, für die Mormonen ist er zu gut. Seine Talente reichen weiter. Er kann anderswo selbstständig, auf eigene Hand wirken, und in Ihrer Kirche könnte er für lange Zeit doch nur ein untergeordnetes Mitglied sein. Ich werde dafür sorgen, daß seine Kraft in der Welt nicht verloren gehe.

Sie fragen mich, was ich von der Vielweiberei halte, und ich habe viel darüber nachgedacht. Ich habe sie im Orient genau kennen gelernt und durchaus nichts Verächtliches in ihr gefunden. Sie widerstrebt freilich den Sitten der civilisirten Welt, und daß es in der Vernunft begründet ist, daß ein Weib für einen Mann genüge, ist ebenfalls klar. Dennoch muß ich mich schließlich dafür entscheiden, daß Sie diese Einrichtung thatsächlich beibehalten, ohne sich prinzipiell darüber auszusprechen. Viele Mitglieder werden dadurch zu Ihnen gelockt werden, und die sinnlichen Naturen sind nicht immer die schlechtesten. Auch in dieser Beziehung müssen Sie jedoch dafür sorgen, daß keine Extravaganzen stattfinden. Sie müssen auch hierin Zucht und Ordnung aufrecht erhalten.

Die Vielweiberei ist nur dann möglich, wenn entweder die Sitte oder das Gesetz dem Manne den Umgang mit einer Frau, die nicht sein ist, verbietet. Im Orient verbietet es die Sitte. Kein Türke, kein Perser wird das Weib eines Anderen anrühren. Erheben Sie diese Sitte zum Gesetz und bestrafen Sie den Ehebruch wo möglich mit dem Tode. Dann wird in dieser Beziehung mehr Moralität unter Ihnen herrschen, als in den Städten des civilisirten Europa's und Amerika's, wo die eigene Frau von dem Manne oft schändlich vernächlässigt wird.

Sie befragen mich ferner, was ich für Sie in New-York gethan. Ich werde Ihnen bald darüber Auskunft geben können. Noch einmal, halten Sie Zucht und Ordnung und hüten Sie persönlich sich vor Wipky, dem ich mißtraue. Ich erwarte bald einen Brief von Ihnen. Theilen Sie mir mit, wie viel Mitglieder und aus welchen Ländern zu Ihrer Kolonie hinzugekommen.

Lord Hope."

2. Brief an Mr. M., Staats-Sekretär der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

„Hochverehrter Herr!

Ihre letzten Auseinandersetzungen der amerikanischen Politik habe ich mit dem größten Interesse gelesen und ich bin Ihnen nicht nur für das Vertrauen, das Sie mir schenken, sondern auch für die Zeit, die Sie mir widmen, äußerst dankbar. In der That, die Vereinigten Staaten können sich Glück dazu wünschen, einen solchen Staatsmann zu besitzen, der die Erfahrenheit und Umsicht der europäischen Diplomaten mit der Kühnheit des Amerikaners vereinigt.

Sie haben von mir einige Details über Kalifornien gewünscht. Ich gebe sie Ihnen in dem beiliegenden Memoire, da eine Schilderung dieses Landes für einen Brief zu lang

wäre. Sie thun recht daran, diesem Lande eine große Aufmerksamkeit zu schenken. Schon ein Blick auf die Karte genügt, um einzusehen, daß Kalifornien früher oder später ein Theil der Vereinigten Staaten werden muß, und ich für mein Theil thue alles Mögliche, um die Einverleibung vorzubereiten. In spätestens fünf Jahren — ich bin fest davon überzeugt — wird auf meinem Kastell, auch wenn ich es dann nicht mehr bewohne, das amerikanische Sternenbanner wehen. Mexiko ist viel zu schwach, um den Verlust Kaliforniens verhüten zu können, und erst nach einigen Jahren werden Sie einsehen, wie wichtig die Erwerbung dieses Landstriches für Sie ist. Denken Sie an meine Worte!

Sie wünschen zu wissen, ob es mir mit meiner Protektion der Mormonen Ernst sei. Ja, vollkommener Ernst! Ich habe die Lehren, die Sitten und die Erfolge dieser Leute gründlich studirt und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihnen eine große Zukunft bevorsteht. Sagen Sie mir nicht, daß ihre Lehre lächerlich sei, das werden stets nur die Gegner der Sekte sagen, die Anhänger derselben werden es nie einsehen. Sie selbst haben mir gesagt, daß ein Leben und Treiben, wie es jetzt in New-York und in den östlichen Staaten der Union herrsche, auf die Dauer unmöglich sei, daß ein Staat, der von einem so krassen Materialismus beherrscht werde, zusammensinken müsse. Nun wohl, das war längst meine Ansicht. Deshalb schaffe man ein Gegenmittel. Die idealen Mittel der modernen Humanitätsprediger, Kunst, Literatur, Politik werden nicht im Stande sein, Leute, wie die Amerikaner, zusammenzuhalten. Es giebt nur ein Band, die Religion, das die verschiedenartigsten Elemente vereinigen kann. Geben Sie dem Protestantismus, dem Katholizismus einen neuen Aufschwung. Wenn das aber nicht möglich ist, so überlassen Sie es dem Mormonenthum, einen Vereinigungspunkt für alle diejenigen zu bilden, die sich in den alten staatlichen und kirchlichen Formen nicht mehr zurechtfinden

können. Daß diese Religion eine sehr unreine ist, thut nichts zur Sache. Sie genügt den Hinterwäldlern, den Jägern, den Trappern, den eingewanderten Irländern, Schotten, Schweden und Deutschen. Sie wird sich schon weiter ausbilden!

Deshalb, ich komme darauf zurück, mache ich es zu einer Hauptbedingung des Fortbestandes unseres jetzigen Verhältnisses, daß die Regierung der Union den Mormonen keine ernstlichen Hindernisse in den Weg lege. Sie mag thun, als ob sie die Ausbreitung der Mormonen-Lehre nicht begünstige — damit bin ich nicht nur einverstanden, sondern ich wünsche es sogar, denn eine unterdrückte und befeindete Sekte wächst schneller, als eine begünstigte. Aber diese Hindernisse sollen eben nur scheinbare sein. Lassen Sie den Mormonen freien Spielraum. Sie werden sehen, daß die Union sich in der Folge nicht darüber beklagen wird. Ich habe mich mit eigenen Augen davon überzeugt, wie erstaunlich diese Leute kolonisiren. In wenigen Jahren wird Deseret eine bedeutende Stadt sein und in höchstens zwanzig Jahren wird der Staat Utah als einer der blühendsten unter den Staaten der Union genannt werden. Der ganze Westen der Union, Utah, Oregon, Nebraska, selbst Kalifornien vielleicht, gehören den Mormonen. Betrachten Sie dies als eine Thatsache und richten Sie Ihre Politik danach ein. Sie sind noch jung. Sie werden vielleicht einst der Unterstützung der Mormonen bedürfen.

Sagen Sie deshalb Mr. T., daß diese — obgleich geheime — Protektion der Mormonen die Hauptbedingung ist, die ich ihm für meine Unterstützung stelle. Er wird keine Einwendungen machen, davon bin ich fest überzeugt. Meine zweite Bedingung kennen Sie. Sie betrifft die Sklavenfrage. Mr. T. muß sich verpflichten, wenn er auch nicht direkt gegen die Sklaverei auftreten kann, dieselbe doch im Prinzip zu verdammen und sich gegen die Einführung derselben in

neuen Staaten zu erklären. Daß die Mormonen nicht auf die unglückselige Idee kommen, Sklaven zu halten, dafür werde ich sorgen. Wenn also Mr. T. meine Bedingungen eingeht, so stelle ich fünf Millionen Dollars zu seiner Verfügung und hoffe mit Bestimmtheit, daß er seinen Zweck erreichen wird. Ich erwarte natürlich, daß er keine Bedingungen eingehen wird, die er nicht zu halten gesonnen ist. Ich verlasse mich auf sein Wort als Ehrenmann. —

Sie haben mir in Ihrem letzten Schreiben einige brave und wackere Familienväter genannt, welche verdienen, unterstützt zu werden. Wenn Sie davon überzeugt sind, daß diese Männer einst Gutes wirken und der Menschheit nützlich sein können, so fangen Sie damit an, dieselben allmählich zu unterstützen. Ich lege eine Anweisung auf fünfzigtausend Dollars für diesen Zweck bei. Suchen Sie es dann so einzurichten, daß diese Leute nach verschiedenen Staaten der Union gehen. Es handelt sich darum, gute und tüchtige Menschen über die ganze Erde zu verbreiten. New-York ist ohnehin für meine Pläne so gut wie verloren. Es wird ein zweites Paris und London werden und in Zukunft nur dazu dienen, die Tiefe zu messen, zu welcher Amerika auf der einen Seite herabgesunken ist.

Leben Sie wohl für heut und seien Sie versichert, daß ich Ihren nächsten Brief mit großer Sehnsucht erwarte und mit noch größerem Interesse lesen werde.

Lord Hope."

3. Fortery an den Lord.

„Mylord!

Ich bin beauftragt, Ihnen im Namen unserer Kirche den ergebensten Dank für das großmüthige Geschenk auszusprechen, das Sie uns gemacht haben. Wir dürfen Sie wohl mit Recht als einen unserer größten Wohlthäter betrachten,

und schon deshalb wird Ihr Rath bei uns nicht unbeachtet bleiben, obgleich uns derselbe auch schon an und für sich als der eines erfahrenen Mannes von Werth ist. Ich habe die Hauptpunkte Ihres Briefes der Versammlung der Aeltesten mitgetheilt, und man ist in Bezug auf die Disziplin und die Vielweiberei vollständig Ihrer Ansicht. Die Hoffnung, die Sie uns machen, daß die Regierung unserer Lehre keine ernstlichen Hindernisse in den Weg legen werde, ist mit großer Freude aufgenommen worden. Einzelne Anzeichen deuten bereits darauf hin, daß diese Hoffnung sich erfüllen wird.

Was Sie über Wolfram geschrieben haben, hat mich nicht überrascht. Ich bin herzlich froh, daß er und Amelie unsere Kolonie verlassen haben, denn Beide paßten nicht hierher. Ob die Fähigkeiten des jungen Mannes so groß sind, daß sie anderswo besser wirken können, müssen Sie allein beurtheilen können. Ich habe mit Wolfram wenig zu thun gehabt.

Vor Wipky hüte ich mich. Er fängt im Allgemeinen an, verdächtig zu werden. Man vermuthet, daß er damit umgehe, nicht nur mich, sondern auch einen andern Aeltesten zu verdrängen. Man dürfte ihm eines Tages den Laufpaß schreiben. Ohnehin sind die Frauen seit jener Geschichte mit Amelie gegen ihn — und das ist ein nicht zu verachtender Umstand.

Unsere Kolonie gedeiht vortrefflich. Wir haben jetzt fast lauter steinerne Häuser und die Fundamente zu den größeren öffentlichen Gebäuden sind bereits gelegt. Noch ist nicht die geringste Störung vorgekommen. Das Gefängniß ist leer, ebenso das Haus für die Armen. Die Zuzüge sind beträchtlich. In den letzten zwölf Wochen sind elfhundertundfünfzig Personen angekommen. Deseret zählt jetzt über fünftausend Einwohner. Die meisten Ankömmlinge waren aus den Unionsstaaten. Nach ihnen lieferten Irland, England, Nor-

wegen und Deutschland verhältnißmäßig den größten Beitrag. Angekündigt sind uns durch unsere Apostel beinahe zweitausend Personen, die in Jahresfrist eintreffen werden. Ich zweifle also nicht daran, daß binnen drei bis vier Jahren die Zahl der Einwohner von Deseret sich verdoppelt haben wird.

Erhalten Sie uns Ihren Schutz, Mylord, und fahren Sie fort, uns auch mit gutem Rathe beizustehen. Ihre Stimme ist gewichtiger, als die des Gouverneurs.

Fortery."

Monte-Christo und Wolfram.

1. Der Banquier Nathan in New-Orleans an den Lord.

„Mylord!

Ich ergreife mit Freuden die Gelegenheit, Ihnen einen Dienst zu erweisen, der für mich das größte Glück ist. Ich werde es nie vergessen, Mylord, daß Sie es gewesen sind, der den sinkenden Kredit meines Hauses unterstützte, der mir beistand, meine Zahlungen zu leisten, der mir den Namen eines ehrlichen Mannes wiedergab. Ich dürstete nach einer Gelegenheit, Ihnen einen Gegendienst zu erweisen. Aber ich weiß wohl, Mylord, daß ich nie im Stande sein werde, das zu können. Dennoch freue ich mich, jetzt wenigstens eine Gelegenheit zu finden, an Sie zu schreiben, und wenn Sie dies einen Dienst nennen wollen, so bin ich mehr als zufrieden. Sie haben mir erlaubt, so ausführlich zu sein, als ich will. Ich möchte keinen Mißbrauch von dieser gütigen Erlaubniß machen. Aber wenn ich es thue, bitte ich im Voraus um Verzeihung. Es ist das größte Vergnügen für mich, mich mit Ihnen, wenn auch nur schriftlich, zu unterhalten.

Ihre Instruktionen, wie ich mich in Bezug auf den jungen Mann, der mir von Ihnen eine Anweisung bringen würde, zu verhalten habe, blieben lange unbenutzt und ich glaubte schon, daß mir diese Gelegenheit, etwas in Ihrem Auftrage zu thun, entschlüpfen würde. Eines Tages jedoch trat ein junger Mann in unser Comptoir, den ich sogleich als den von Ihnen geschilderten Wolfram erkannte.

Er war sehr bleich, seine Miene sehr gedrückt und betrübt, sein Anzug jedoch sauber, wenn auch etwas fremdartig. Man sieht ihm den Deutschen an. Er fragte nach dem Chef des Hauses, wünschte denselben allein zu sprechen und folgte mir, als ich ihn dazu aufforderte, in das anstoßende Zimmer.

— Mein Herr, sagte er dort zu mir, haben Sie den Auftrag erhalten, tausend Dollars von Jemand, Namens Wolfram, für einen Herrn, den ich nicht kenne, in Empfang zu nehmen?

— Allerdings, antwortete ich. Ich erhielt die Anweisung vor acht Wochen.

— Ich bin jener Wolfram, sagte er. Es war mir nicht möglich, die tausend Dollars zurückzuzahlen. Ich bin es auch heut nicht im Stande. Jener Herr setzte keine bestimmte Frist.

— Nein, sagte ich, indem ich, wie Sie mir vorgeschrieben, durchaus die Miene des Geschäftsmannes annahm. Aber weshalb können Sie nicht zahlen?

— Ich habe Unglück gehabt, erwiederte er. Zuerst wurde auf der Reise hierher meine Braut, meine Begleiterin krank, und ich mußte sie drei Wochen lang in einer Wüste pflegen und bewachen. Ich selbst war so angegriffen, daß ich am oberen Red-River Pferde für mich und meine Braut kaufen mußte. Das raubte einen Theil des Geldes. Zwar verkaufte ich die Pferde wieder, als wir am Mississippi angelangt waren und das Dampfboot benutzen konnten. Aber

man gab uns nur die Hälfte dafür. Kaum hier in New-Orleans angelangt, wurde ich selbst krank und dieser Gang heut zu Ihnen ist mein erster Gang. Ich lag am gelben Fieber darnieder und es ist ein Wunder, daß ich noch lebe. Während dieser Zeit habe ich natürlich nichts verdienen können und in einer fremden Stadt mehr Geld ausgegeben, als ich wohl sonst gethan. Von jenen tausend Dollars besitze ich nur noch dreihundert. Wenn ich Ihnen diese jetzt zurückzahlen muß, so bin ich ein Bettler.

— Jener Herr hat durchaus keine Zeit bestimmt, sagte ich. Behalten Sie deshalb die Summe. Sie sind jetzt gesund, Sie werden arbeiten können.

— Ich hoffe es, erwiederte er. Aber in einer fremden Stadt und hier in New-Orleans, wo man den Fremden so sehr mißtraut, wird es mir nicht gut möglich sein, eine Anstellung zu erhalten. Jener Herr, dessen Namen ich nicht kenne —

— Mr. Stanley — sagte ich, denn Sie hatten mir aufgetragen, Mylord, Sie so zu bezeichnen.

— Mr. Stanley also, sagte er, hat mich an Sie gewiesen und sagte mir, Sie könnten mir vielleicht durch Ihre Protektion Arbeit und Nahrung verschaffen.

— Mr. Stanley hat mir etwas Aehnliches geschrieben, erwiederte ich, meiner Rolle getreu, noch immer kühl und geschäftsmäßig. Wir wollen sehen, was zu machen ist. Ihre Adresse?

Er nannte mir seine Wohnung in einer Vorstadt und ging.

Sein ganzes Wesen und Betragen hatte einen guten Eindruck auf mich gemacht, Mylord, und ich interessirte mich bereits für diesen jungen Mann. Ich eilte sogleich, mich nach den näheren Umständen zu erkundigen und erfuhr, daß er mir die volle Wahrheit gesagt. Er hatte drei Wochen lang am gelben Fieber krank gelegen, zwischen Leben und Sterben.

Seine Begleiterin, oder seine Braut, die als eine sehr interessante Dame geschildert wird, hatte ihn keine Minute verlassen und soll selbst sehr erschöpft und ermattet sein Sie wohnten in einer sehr einfachen Wohnung. Ich besuchte sie am folgenden Tage und sagte ihm, daß ich hoffe, er werde bei den Hafenbauten beschäftigt werden. Er schien sehr erfreut; seine Freude sank jedoch ein wenig, als ich ihm die geringe Summe und die untergeordnete Stellung bezeichnete, die er dort erhalten werde. Dennoch sah ich kein Zeichen offenbaren Mißmuthes auf seinem Gesichte. Er legte seine Hand auf die Schulter seiner Braut und sagte herzlich:

— Wir werden auch damit auskommen, nicht wahr, Amelie?

Es wurde mir etwas schwer, diesen beiden jungen Leuten gegenüber die Rolle zu spielen, die Sie mir vorgeschrieben haben, Mylord. Aber ich werde es durchsetzen. Seit acht Tagen arbeitet Wolfram als ein einfacher Arbeiter an den Bauten im Hafen. Er hat eine noch bescheidenere Wohnung in der Nähe des Hafens gemiethet. Die Luft ist dort schlecht und ich fürchte ernstlich, weder er noch seine Gefährtin werden die Dünste ertragen können.

Bis so weit sind die Sachen gediehen. Ich erwarte Ihre weiteren Verhaltungsbefehle, Mylord. Seien Sie versichert, daß ich Alles, selbst wenn es meinem Gefühle widerspräche, ausführen werde. Meine Dankbarkeit gegen Sie ist stärker, als mein Gefühl.

John Nathan."

2. Der Lord an Nathan.

„Lieber Freund!

Wenn Sie mir schreiben, daß Ihre Gefühle einigermaßen unter dem Eindruck leiden, den das Schicksal dieser beiden jungen Leute auf Sie macht, so gebe ich Ihnen die

Versicherung, daß dies bei mir in einem noch höheren Grade der Fall ist, da ich mich sehr lebhaft für Beide interessire und nichts sehnlicher wünsche, als daß sie in Zukunft wahrhaft glücklich seien. Dieser Wunsch aber ist es, der mir mein jetziges Betragen vorschreibt. Ich traue jenem Wolfram noch nicht recht. Er hat gezeigt, daß er allmählich gelernt, das Unglück zu ertragen. Ob er aber das Glück ertragen kann, hat er noch nicht bewiesen und meiner Ansicht nach versteht nur der im Glücke zu leben, der möglichst viele Leiden ertragen hat. Auch Sie würden heut nicht der gediegene Mann sein, der Sie jetzt sind, wenn Sie nicht die Prüfungen des Schicksals gekostet hätten.

Verfahren wir also nicht zu rasch! Häufen wir Hindernisse auf Hindernisse, um diesen beiden jungen Leuten das Leben schwer zu machen. Nur dürfen wir nicht zu weit gehen. Ich überlasse es Ihnen, das Ventil zu überwachen, damit der Kessel nicht springe. Krank dürfen sie nicht werden, dafür müssen Sie so viel als möglich sorgen. Aber Wolfram muß in einen Zustand versetzt werden, der an Verzweiflung grenzt. Ersparnisse darf er nicht machen, er muß glauben, daß er ewig in Armuth und Noth bleiben werde. Seine Vorgesetzten müssen ihn quälen. Er darf Amelie nicht heirathen. Hält er das Alles aus und bleibt er ein ehrenhafter und braver Mann — dann, mein lieber Freund, dann soll ihm geholfen werden. Noch kann ich ihm nicht trauen. Seine Prüfungszeit war zu kurz. In spätestens sechs Wochen erwarte ich abermals Nachrichten von Ihnen. Bis dahin wird sich etwas Entscheidendes herausgestellt haben. Doch schreiben Sie mir, wenn das auch nicht der Fall sein sollte.

Suchen Sie den Familien-Namen des jungen Mannes zu erfahren! Legen Sie auch nicht zu wenig Gewicht auf die Dienste, die Sie mir leisten. Was können Sie Schwereres thun, als gegen Ihr eigenes gutes Herz handeln!

Lord Hope."

3. J. Nathan an den Lord.

„Mylord!

Nimmer hätte ich geglaubt, daß es mir so schwer werden würde, Ihnen eine Gefälligkeit — und eine scheinbar so kleine Gefälligkeit — zu erweisen! Nimmer hätte ich auch geglaubt, daß es so schwer sei, sein Herz zu bezwingen und sich vom Helfen und Unterstützen fern zu halten. Ich spreche im Ernst, Mylord. Ich muß meine ganze Kraft aufbieten, ich muß mir die ganze Dankbarkeit, die ich Ihnen schuldig bin, ins Gedächtniß zurückrufen, um Ihre Wünsche erfüllen zu können!

Erst jetzt empfinde ich, wie schwer es ist, ein Unglück zu sehen und ihm nicht abhelfen zu können. Und Wolfram und Amelie sind unglücklich, sehr unglücklich. Doch ich will mich an die Thatsachen halten und sie Ihnen der Reihe nach mittheilen.

Ich besuchte das Paar bald nachdem ich Ihren zweiten Brief in dieser Angelegenheit erhalten. Ich fand die beiden jungen Leute dem Anscheine nach sehr gefaßt, in der That aber sehr traurig gestimmt. Die Schritte, die ich auf Ihre Aufforderung hin gethan, hatten bereits zu wirken begonnen. Wolfram wurde von seinen Vorgesetzten, den Hafenbaubeamten, sehr streng behandelt. Er hatte einmal eine Aeußerung über einen Fehler gethan, der bei dem Entwurf begangen worden, und dies allein schon genügte — meine eigenen Schritte abgerechnet — ihm die Feindschaft seiner Oberen zuzuziehen. Man giebt ihm die schwierigsten und unangenehmsten Arbeiten. Nicht einmal die Liebe seiner Mitarbeiter kann ihn trösten. Denn diese Leute, zum Theil sehr roh, behandeln ihn ebenfalls verächtlich, da er sich bei Zeiten von ihnen abgesondert hat und ihre Schenken nicht besucht. Des Morgens um sechs geht Wolfram an die Arbeit, des Abends um acht Uhr kehrt er zu seiner Gefährtin zurück. Er hat

nicht einmal den Trost, in ihrer Nähe arbeiten zu können. Auf meine Vorstellung hat Amelie eine Wohnung genommen, die von dem Flusse entfernt ist.

Vor einiger Zeit kam er zu mir und klagte mir, daß man seiner Verheirathung mit Amelie Schwierigkeiten in den Weg lege, weil man die Ehen armer Einwohner von New-Orleans hindern wolle. In der That existiren solche Hindernisse hier nicht. Man traut jedes Paar, das getraut zu werden verlangt. Ich konnte dem armen, jungen Manne nicht sagen, daß ich an diesen Schwierigkeiten Schuld sei. Er war sehr traurig. Er sagte mir, es laste ihm auf der Seele, mit Amelie auf eine solche Weise zusammenleben zu müssen. Die Welt würde darüber sprechen, obgleich er nur ein einfacher Arbeiter sei. Und es ist wahr. Die schöne Französin hat hier in New-Orleans ein gewisses Aufsehen erregt und zu Wolframs Qualen gesellt sich noch die, seine Geliebte allen Schlichen und Künsten der Verführung ausgesetzt zu wissen, denn Niemand glaubt an die Liebe, die diese beiden jungen Leute für einander hegen. Indessen bin ich darüber unbesorgt. Amelie hat bis jetzt jeden Versuch, ihren Ruf anzutasten, mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Sie wohnt nicht einmal mit Wolfram in demselben Hause, sondern ihm gegenüber bei einer Wittwe. Aber Wolfram leidet doch unter dem Gedanken, daß Amelie verfolgt und beobachtet wird, während er im Schlamm des Hafens arbeitet. Es wird mit jedem Tage blasser.

Ihnen zu Gefallen, Mylord, bin ich selbst zum Dieb geworden. Obgleich nämlich jetzt bei uns eine Theurung herrscht, wie nie, und obgleich ich nicht begreife, wie zwei Menschen mit dem geringen Lohn, das Wolfram erhält, auskommen können, so hat er wirklich jene dreihundert Dollars nicht nur unangetastet gelassen, sondern sich noch vierzig Dollars gespart. Ihrer Aufforderung getreu, den jungen Mann in die äußerste Noth zu versetzen, habe ich selbst ihm diese vierzig

Dollars entwendet. Auf mich hat er natürlich keinen Verdacht, und ich wußte es so einzurichten, daß er mich auch nicht entdecken kann.

Ich besuchte ihn an demselben Abend, an dem er den Verlust dieser Summe bemerkt hatte. Er war bei Amelie und Beide waren sehr niedergeschlagen. Ich erbot mich, ihm die Summe vorzustrecken. Aber er wies mein Anerbieten zurück, indem er ganz richtig sagte, er wäre nach New-Orleans gekommen, um zu sparen, und nicht um neue Schulden zu machen; er müsse nun von vorn anfangen. Er fragte mich dann, ob es nicht möglich sei, auf eigene Hand einen Bau zu beginnen. Ich wußte ihm aber die Sache so schwer darzustellen, daß er betrübt davon abstand. Amelie sagte mir darauf, daß sie angefangen, sich nach Kunden für Handarbeiten umzusehen. Auch diese Hoffnung schlug ich ihr nieder, indem ich ihr sagte, daß ihr Verhältniß zu Wolfram sie hindern werde, Zutritt in anständigen Familien zu erlangen. Beide waren unsäglich unglücklich. Ich ging mit Thränen in den Augen nach Hause, Mylord! Ach, Sie verlangen viel von mir!

Aber selbst das Schicksal scheint mit Ihnen im Bunde zu sein, verehrter Freund! Vor drei Wochen brach eine Emeute unter den Arbeitern im Hafen aus, und obgleich ich mit Bestimmtheit weiß, daß Wolfram sich ganz fern davon gehalten, so schob man ihm doch die Schuld zu — denn seine Oberen können ihn nicht leiden. Die Arbeiter, die, wie ich Ihnen schrieb, ebenfalls nicht gut auf ihn zu sprechen sind, gaben sich keine Mühe, ihn zu rechtfertigen, und Wolfram wurde auf acht Tage ins Gefängniß geschickt.

Seit dieser Zeit ist er sehr tiefsinnig und sehr verschlossen. Er betrachtet selbst mich, wenn ich komme, mit düsteren Blikken und manchmal glaube ich, daß er mit dem Gedanken umgeht, sich das Leben zu nehmen. Wahrscheinlich hält ihn nur der Gedanke an Amelie davon ab. Ich weiß nicht, ob

dies der äußerste Punkt ist, auf den seine Verhältnisse gelangen können. Aber es scheint mir beinahe so. Sein Lohn ist jetzt heruntergesetzt. Er muß selbst die dreihundert Dollars angreifen. Seine Verbindung mit Amelie wird nicht gestattet, und die schöne Französin darf sich nicht auf der Straße zeigen, ohne von den Weibern oder Kindern verspottet zu werden. Es hat sich, ich weiß nicht wodurch, das Gerücht verbreitet, sie sei die Tochter eines vornehmen Franzosen und mit einem Handwerker durchgegangen. Das trägt dazu bei, sie hier zum Stichblatt des Pöbels zu machen und einzelne Stutzer wetten bereits darauf, wem von ihnen sie später zufallen werde. In gewissem Sinne sind Wolfram und Amelie hier öffentliche und bekannte Personen geworden. Aber eben deshalb wagt keine mitleidige Seele, ihnen eine Unterstützung anzubieten. Man würde glauben, daß es Amelie's wegen geschähe. Wolfram muß sich selbst durchwinden. Ich selbst darf aus demselben Grunde nichts für sie thun, auch wenn ich Ihren Befehlen zuwiderhandeln wollte. Genug, Wolfram wird hier in New-Orleans nie auf einen grünen Zweig kommen, und ich bewundere, wie er sein Schicksal noch immer so muthig erträgt. Ich läge längst im Mississippi!

Also, Mylord, meiner Ansicht nach sind die Dinge bis aufs Aeußerste gediehen. Ich werde versuchen, das Springen des Kessels — wie Sie sich ausdrückten — noch eine Zeit lang hinzuhalten. Mag Ihre Antwort nicht zu spät kommen.

J. Nathan."

4. Der Lord an Nathan.

„Lieber Freund!

Ich danke Ihnen herzlich für die Erfüllung der schwierigen Aufgabe, die ich Ihnen auferlegt. Ich wußte, daß sie nicht leicht sei. Sie haben vollkommen in meinem Sinne ge-

handelt. Aber erst jetzt muß sich zeigen, ob Wolfram wahre, innere Kraft hat. Sorgen Sie nur dafür, daß er New-Orleans nicht verläßt. Tödten wird er sich nicht. Daran hindert ihn seine Liebe zu Amelie. Ich denke, er wird sein Schicksal wohl noch vier Wochen lang ertragen. Dann, oder in fünf Wochen spätestens, bin ich selbst in New-Orleans. Im Nothfalle können Sie seine Hoffnung dadurch beleben, daß Sie ihm meine Ankunft melden — aber nur im Nothfalle.

Sie haben vergessen, mir zu schreiben, welches der Familien-Name des jungen Mannes ist. Suchen Sie es bis zu meiner Ankunft zu erfahren. Mir liegt daran. Ehe ich zu Wolfram gehe, komme ich jedenfalls zu Ihnen. Erwarten Sie mich heut über fünf Wochen, als am letzten Tage. Vielleicht bin ich schon einige Tage früher dort.

Lord Hope."

Monte-Christo und der Abbé Faguidais.

1. Der Lord an den Abbé.

„Mein theurer Abbé!

Wir kennen uns nun bereits manche Jahre, wir haben oft genug Gelegenheit gehabt, mündlich und schriftlich unsere Gesinnungen auszutauschen — und dennoch setze ich mich stets mit erneutem Vergnügen hin, um an Sie zu schreiben; denn ich weiß, daß ich von Keinem so aufgefaßt und verstanden werde, wie von Ihnen.

Nur Eines macht mich zuweilen recht betrübt und giebt mir viel Stoff zu ernstem Nachdenken. Es ist die düstere Gesinnung, mit der Sie die menschlichen Dinge betrachten, die Hoffnungslosigkeit, die sich in allen Ihren Gedanken ausprägt. Mein theurer Abbé, ich wünschte, ich könnte Ihnen

etwas von meinem Muthe, von meinen Hoffnungen, von meiner Siegeszuversicht einflößen! Sie würden dann die Welt in einem ganz neuen Lichte betrachten. Sie würden den Reiz haben, den ein junger Mann hat, der einen Garten bepflanzt und die Früchte desselben zu ernten hofft, während Sie jetzt einem Greise auf einer Ruine gleichen. Sie sehen Ihr eigenes Ende voraus, und die Ruine, glauben Sie, wird Ihnen bald nachfolgen.

Nein, Laguidais, Sie irren! Die Welt ist keine Ruine, wird es noch lange nicht sein. Sie ist noch in ihrer Jugend, behaupte ich, denn die Zeiten der Griechen und Römer kann man nur als eine Kindheit betrachten. Wir gehen erst jetzt einer großen und herrlichen Entwickelung entgegen. Sie haben Recht, das Alte zerfällt. Aber weshalb soll diesem Zerfall das Nichts folgen? Neues und Schönes wird an die Stelle des Alten treten. Oder glauben Sie, die Kultur des Erdballs könnte ein Ende nehmen, ehe dieser Erdball selbst in Trümmer sinkt?

Freilich, Sie haben in vielen Dingen Recht. So wie die Welt jetzt ist, kann sie nicht fortbestehen, und wäre es der Fall, so wäre es besser, sie bestände gar nicht. Giebt es noch irgend etwas, das die Menschen zusammenhält, das sie fühlen läßt, daß sie Brüder sind? Die Religionen sind eher ein Trennungs-, als ein Vereinigunspunkt, und das, was moderne Philosophen an ihre Stelle setzen wollen, die Humanität, Kunst, Civilisation, Literatur — das sind blasse Begriffe, die ein paar Schöngeister um einen Theetisch versammeln, aber nicht eine Welt zusammenhalten können. Es giebt nur ein Ziel, dem Alle nachjagen — dem Gewinn, und zwar dem Gewinne ohne Mühe und Arbeit. Sie sagen mir, es würde nie anders sein, die Welt würde auf diesem Wege weiterschreiten, bis sie zusammenbricht, bis die Horden aus Asien kommen und alle Kultur vernichten, oder ein Komet an unseren Erdball stößt und die Triumphe von fünf

Jahrtausenden in einem einzigen Augenblick vernichtet und spurlos verwischt.

Nein, mein lieber Abbé, so wird es nicht sein! Fürs Erste bestreite ich Ihnen ganz entschieden, daß alle Menschen nur nach Gewinn und Reichthum jagen. Die Mehrzahl — ja, auch vielleicht nur die Mehrzahl der Europäer. Schon hier in Amerika ist es anders. Hier sieht man noch Menschen, viele Menschen, die arbeiten, weil sie nicht müßig sein können, die Brod für Weib und Kind schaffen, ohne an Reichthum zu denken, die Gott fürchten und ihren Nächsten lieben. Der Osten der Union ist allerdings ganz europäisch und mehr als europäisch geworden. Aber im Westen, in Mittel- und in Süd-Amerika giebt es frischere und kräftigere Elemente, aus denen sich etwas bilden läßt und in denen der Keim einer neuen Zukunft liegt.

Nun, sagen Sie, wie könnte eine Zukunft möglich sein ohne einen festen Kern, ohne einen Mittelpunkt, um den die neue Welt sich krystallisirt? Gewiß muß ein solcher Kern da sein, und unsere Ansichten gehen nur darin auseinander, daß Sie sagen, dieser Kern wird sich nie finden, und daß ich behaupte, er wird da sein, ehe wir es geahnt und gehofft haben. Er wird kommen, wie der Dieb in der Nacht.

Sie sagen, es fehle der Zukunft an einem bestimmten Prinzip. Die alte Welt habe nach staatlicher Entwickelung gestrebt, die neue Welt habe ihren Ausdruck im Christenthum gefunden und es sei unmöglich, eine edlere Religion zu finden. Darin gebe ich Ihnen Recht, auch darin, wenn Sie sagen, daß das Christenthum trotz seiner Göttlichkeit in Gefahr stehe, unterzugehen an der allgemeinen Frivolität der Menschen. Vielleicht gehen die religiösen Formen unter, aber die Grundsätze und die Religion werden nie untergehen. Je mehr neue Sekten sich bilden, desto besser. Es ist ein Zeichen dafür, daß die Menschen sich nach einem kräftigen und ernsten Anhaltepunkt sehnen. Sie vergessen, daß sie ihn

bereits im Christenthum haben. Aber sie werden sich später Alle wieder unter dem Banner desselben vereinigen. Die Isolirung ist zuweilen ein Zeichen des Verfalls, zuweilen aber auch ein Zeichen der Kraft des Einzelnen. In diesem Sinne betrachte ich die Sektirerei in England und Amerika. Alle diese Sekten werden einst unter dieselbe Fahne zurückkehren. Vielleicht werden dann einzelne Formen der Kirche von den jetzigen verschieden sein. Aber das Christenthum wird immer den Mittelpunkt desselben bilden.

Ich muß Ihnen hier noch einmal meinen ersten und einzigen Glaubenssatz wiederholen: Jedes Heraustreten aus der Allgemeinheit, wenn diese Allgemeinheit eine schwache und ohnmächtige ist, ist ein Zeichen von Kraft, von Muth, von Selbstständigkeit. Wer sich lossagt von der Kirche, wie sie z. B. in Nord-Amerika besteht, der zeigt dadurch nur, daß er nicht mit dem Strome der Gleichgültigen und Ungläubigen weiterschwimmen will und daß er etwas Festeres, etwas Besseres sucht, an das er sein Herz mit ganzer Innigkeit und Kraft hängen kann. Sehen Sie — deshalb begünstige ich diese Mormonen. Daß ihre Lehre nicht mit der Reinheit des Christenthums zu vergleichen ist, das fühlt Jeder. Aber sie ist mir mit all ihren Irrthümern und Fehlern mehr werth, als die Religion jener Krämer in New-York, die gar keine Religion mehr ist und nur noch in dem Kirchengehen besteht. Aus demselben Grunde begünstige ich auch die Bildung neuer Sekten in Frankreich. Ich bin fest davon überzeugt, daß es die gläubigsten und kräftigsten Naturen sind, die sich diesen Sekten zuwenden. Mögen ihre Grundsätze richtig oder irrig sein — aus dem Irrthum entsteht die Wahrheit. Wir haben diese Wahrheit im Christenthum. Aber die Menschheit scheint es vergessen zu haben. Sie muß durch den Irrthum zur Erkenntniß zurückgeführt werden.

Aus demselben Grunde begünstige ich auch die Persön-

lichkeit. Ich betrachte Jeden, der in sich das Bedürfniß nach einem religiösen Anhalt fühlt, der es fühlt, daß das Streben nach Geld und Gewinn allein nicht genügen könne, ich betrachte Jeden, der nach einem sittlichen Ideal strebt, als einen meiner Apostel und Jünger. Und da es mit dem Wesen der Religion nothwendig verbunden sein muß, an eine Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden zu glauben, so will ich, daß diese meine Gläubigen auch hier auf Erden schon ihren Lohn empfangen, und zwar einen äußerlichen Lohn. Ich will, daß ihre Bemühungen durch Erfolg gekrönt werden, und deshalb sende ich ihnen meine Unterstützungen.

Auf diese Weise erreiche ich einen doppelten Zweck. Ich stärke in diesen Leuten das Gottvertrauen, die Zuversicht auf eine waltende Vorsehung, die auch hienieden schon die Gerechten belohnt, und ich bilde aus ihnen eine Schaar von Jüngern und Aposteln, deren Beispiel auf Andere einwirkt, indem es diesen zeigt, daß Arbeitsamkeit, Gewinn und eine angenehme Lebensstellung sehr gut mit einem religiösen Sinn vereint sein können. Es gilt dabei nur, Vorsicht zu gebrauchen und die richtigen Männer zu belohnen, und zwar auf eine Weise, daß sie nicht wissen, woher ihnen das Gute kommt.

Sie werden mir vielleicht sagen, daß ich dadurch in das Amt desjenigen eingreife, dessen wahre Verehrung auf Erden ich zur Aufgabe meines Lebens gemacht habe. Ich kann das nicht in Abrede stellen. Ich kann Ihnen nur darauf antworten, daß ich in meinem eigenen bewegten Leben, durch meine eigenen Erfahrungen die Gewißheit erlangt habe, daß Gott auf Erden Männer auserwählt, die Vollstrecker seines Willens sein müssen, und daß ich einer von diesen Auserwählten bin. Weshalb hätte Gott mir, dem armen Matrosen, Schätze gegeben, welche die Reichthümer des größten Monarchen übertreffen, wenn ich diese Schätze nicht in seinem Dienste und zu seiner Verehrung anwenden sollte?

Doch ich habe Ihnen darüber schon früher geschrieben, mein lieber Abbé. Ich überlasse Ihnen und dem Herzog die Auswahl derjenigen, die einer Unterstützung würdig erscheinen. Verfahren Sie dabei auf eine vorsichtige Weise. Sind es Handwerker, so geben Sie ihnen bedeutende Aufträge für Arbeiten; sind es Kaufleute, so bestellen Sie bei ihnen große Quantitäten von Waaren; sind es Leute in anderen Lebensverhältnissen, so lassen Sie ihnen Erbschaften zukommen oder dergleichen. Der Herzog ist darin ein sehr praktischer Mann und er wird Sie mit seinem Rath unterstützen.

Was den Grafen Arenberg anbelangt, so mag er von Ihnen in meine Grundsätze eingeweiht werden und in demselben Sinne in Deutschland wirken, dort, wie überall, namentlich auf den Handwerker-, den Bürgerstand. In dieser Klasse, dem Kern des Volkes, muß der alte gute Glaube wiedererweckt werden, daß Arbeitsamkeit, Zufriedenheit und Gottvertrauen die besten Quellen einer guten irdischen Existenz sind, und daß die Spekulation, die nur auf die Thorheit Anderer rechnet und Alles für sich allein verlangt, kein fester Grund und Boden ist, auf dem die Masse eines ganzen Volkes operiren könne. Sagen Sie dem Grafen, daß meine Operation vorzugsweise eine praktische sein soll. Gott fürchten, an eine gerechte Vorsehung glauben, arbeiten und das Leben genießen — daß sind die Bedingungen, die ich auch jetzt noch für ausreichend halte, uns über die schwere Krisis dieses Jahrhunderts hinwegzuhelfen. Finden wir irgendwo Männer, die jene Bedingungen erfüllen — und sie sind zahlreich genug — so sollen sie unterstützt werden. Und das sind die Männer, die werth sind, Mitglieder unserer Gemeinschaft zu sein.

Nun zu Anderem! Sie schreiben mir viel Gutes und Günstiges über Don Lotario, was meine eigene Ansicht über diesen jungen Mann bestätigt. Ich hoffe und glaube, daß

er einst eines der thätigsten Mitglieder unserer Vereinigung sein wird. Wir sind alt oder werden alt, und da unsere Aufgabe durch Jahrhunderte fortgeht, so müssen wir bei Zeiten daran denken, jüngere Leute in unserem Sinne auszubilden. Aber er muß doch durch die Schule der Prüfungen gehen. Er ist von Eisen, aber er soll Stahl werden, und Stahl muß man im Feuer härten. Freilich darf man bei Don Lotario nicht die gewöhnlichen Mittel in Anwendung bringen. Wie ich glaube, ist er gegen die Entbehrungen des Lebens sehr abgehärtet und hat auf seiner Hacienda sehr einfach gelebt. Er muß durch die Schule der geistigen Leiden gehen. Sie schreiben mir, daß er anfange, Neigung für ein junges Mädchen zu zeigen, und daß diese Neigung im Anfang kaum anders als unglücklich sein könne. Desto besser! Später werde ich ihm auch die Mittel entziehen, glänzend in der Welt zu leben. Dann muß er anfangen, geistig zu arbeiten. Er muß an uns Allen verzweifeln, so daß er lernt, auf eigenen Füßen zu stehen. Dann ist er unser Mann und kann unser Werk in Zukunft fortsetzen. Wer ist übrigens jenes junge Mädchen? Schreiben Sie mir etwas Näheres über sie.

Sie sprechen in Ihrem Briefe die Vermuthung aus, daß es meine Absicht sei, auch Morrels Standhaftigkeit noch einmal zu prüfen. Nein, das ist nicht der Fall. Ich kenne Morrel. Er ist eine starke und einfache Natur. Aber ich glaube kaum, daß wir ihn jemals tiefer in unsere Geheimnisse einweihen dürfen. Ich rieth ihm, die Sache der Bonapartisten zu unterstützen, erstens, weil ich ihm eine Beschäftigung geben wollte, denn er könnte sonst im Nichtsthun untergehen, und zweitens, weil ich selbst Napoleonist bin, nicht aus Ueberzeugung, sondern aus Gefühl. Ich habe in meiner Jugend durch die Bourbonen und für Napoleon gelitten. Deshalb bin ich jetzt für Napoleon gegen die Bourbonen. Zeigt Morrel in dieser Aufgabe, die ich ihm gestellt

habe, Festigkeit und Energie, so wollen wir später weiter sehen. Unter einer napoleonistischen Herrschaft dürfte er in Frankreich eine sehr einflußreiche Stellung bekleiden. Dann können wir ja immer noch sehen, ob er für unsere Zwecke stark genug ist, und ob wir einen Theil der Erbschaft, die wir unseren Zöglingen hinterlassen, auf ihn übertragen dürfen.

Weit mehr beschäftigt mich das Schicksal Albert de Morcerfs. In dieser Entsagung, die er und seine Mutter bewiesen, in diesem Verzichtleisten auf alle irdischen Güter, die von seinem Vater für ihn gesammelt waren, liegt eine Energie, eine Charakterstärke, die ich bei diesem jungen Manne am wenigsten erwartet hätte und die zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Leider sind, wie Sie wissen, alle unsere Versuche, uns ihm zu nähern, an seiner Festigkeit gescheitert. Er hat weder Unterstützungen an Geld, noch Protektion annehmen wollen. Auch das nimmt mich sehr für ihn ein. Verlieren Sie ihn nicht aus dem Auge. Gerade auf ihn hoffe ich stark. Wir werden ihn einst noch in unseren Kreis ziehen und für unsere Zwecke gewinnen. Welche schönen Aussichten für die Zukunft: Don Lotario, Wolfram, Albert de Morcerf, der Professor Wedell in Berlin — mit dem ich nun bald in direkte Verbindung treten werde — und vielleicht auch Morrel — das werden einst fünf starke Säulen, wenn wir selbst schwach geworden sind. Sehen Sie, lieber Abbé, so erneuert sich Alles in der Welt und schreitet vorwärts.

Ach, auf meinem einsamen Berge, an der Seite meiner Haydee, schwelge ich oft in schönen und erhabenen Träumen! Ich weiß, daß ich viel wage, daß mehr Verantwortlichkeit auf meinen Schultern ruht, als auf denen mancher Fürsten — denn schon hängt das Schicksal Tausender von mir ab! — und ich bitte Gott, daß er mir nicht zürne wegen meiner Anmaßung. Denn seine Erde ist es ja, die ich mit besseren Menschen bevölkern, seine Erde ist es, die ich den Gerechten

und Tugendhaften zu einem Aufenthalt der Freude machen will. Und quäle ich einzelne Menschen, prüfe ich sie — nun so geschieht es ja zu ihrem Besten!

Leben Sie wohl, mein lieber Abbé. Grüßen Sie den Herzog und Graf Arenberg und schreiben Sie bald!

Edmond Dantes."

2. Der Abbé an den Lord.

„Mein theurer Graf!

Sie wissen, daß ich es längst aufgegeben habe, mit Ihnen zu streiten. Wer kann Ihren Ansichten widersprechen, da sie auf die reinste Menschenliebe gegründet und von einer Fülle der edelsten Handlungen begleitet sind? Mehr als irgend ein anderer Mensch haben Sie mir gezeigt, daß wir göttlichen Ursprungs sind. Gedanken, wie die Ihrigen, können nur aus einem gotterfüllten Geiste kommen. Deshalb will ich gern Ihr Diener sein, wie ich einst ein Diener der Kirche war. Mag dieser Welt eine Zukunft blühen oder der Untergang drohen — in beiden Fällen haben Sie Recht, denn in beiden Fällen muß man Gutes thun.

Ich habe mit dem Herzog eine lange Besprechung gehabt und wir haben eine Liste derjenigen Personen entworfen, die in Ihrem Sinne unterstützt werden sollen. Wird die Summe aber nicht zu groß sein? Sie haben mir freilich gesagt, daß Ihre Reichthümer unerschöpflich seien. Zum Besten der Menschheit will ich es glauben und hoffen. Graf Arenberg brennt vor Begierde, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Er besitzt zwar nicht praktischen Verstand genug, um Ihre Pläne ganz zu fassen. Aber dieser Mangel wird durch seine Herzensgüte ausgeglichen und außerdem können Sie unbedingt auf seine Verschwiegenheit rechnen. Das ist viel werth!

Was Don Lotario anbetrifft, so behandele ich ihn ganz

so, wie Sie mir vorgeschrieben. Er hat eine herrliche Natur. Ja, das ist ein echter Mensch, gut, edel, aufrichtig, feurig, begeistert für alles Hohe. In ihm lernt man die Menschheit lieben, und es wird mir schwer, streng gegen ihn zu sein. Auch glaube ich, daß seine Prüfungen nicht zu groß sein brauchen. Sein Charakter ist von Natur fest, und seine Seele zu edel, als daß sie durch irgend etwas verdorben werden könnte. Haben Sie in Ihren Einöden noch mehr solche Diamanten?

Er ist jetzt sehr unglücklich. Therese, die er liebt, wird in Folge des Todes der Madame Danglars — über den Sie der Herzog näher unterrichten wird — Paris verlassen, und ich werde es so einrichten daß er im Zweifel bleibt, ob sie ihn liebt oder nicht, was ich freilich selbst noch nicht weiß — obgleich ich es hoffe. Ich zweifle jedoch keinen Augenblick daran, daß er diese Prüfung männlich ertragen wird. Seine Zeit in Paris ist um. Er muß nach London gehen. Vielleicht ist das der beste Ort, um ihn ein Mann werden zu lassen.

Sie verlangen Auskunft über jene Therese von mir. Der Graf Arenberg hat sie als Mädchen von ungefähr siebzehn Jahren zu sich genommen und durch eine frühere unglückliche Liebe ist ihr Geist und ihr Körper geschwächt. Allmählich aber hat sie eine ungemeine Charakterstärke erlangt, und wenn sie Don Lotario lieben sollte, so werden Beide einst ein Paar werden, das beinahe so vollkommen sein wird, wie Sie und Haydee. Ihren Vaternamen kenne ich nicht. Sie heißt hier nur Mademoiselle Therese. Graf Arenberg, der in einzelnen Dingen eben nur ein Mensch ist, verheimlicht vielleicht absichtlich ihren Namen, da er sie einst adoptiren will. Ich vermuthe deshalb, daß sie von niederer Herkunft ist und daß dem Grafen nichts daran liegt, dies aller Welt bekannt zu machen.

Auch über Morrel wird Ihnen der Herzog Näheres mit-

theilen. Er sagte mir, daß er jetzt Schritte thue, den Kapitän aus dem Gefängnisse zu befreien, in welchem er schmachtet. Valentine soll sehr unglücklich sein. Lassen wir sie nicht zu sehr leiden!

Ueber Albert de Morcerf habe ich Ihnen sehr wichtige Mittheilungen zu machen, oder vielmehr, Sie werden dieselben in den Zeitungsartikeln finden, die ich beilege. Er ist König eines Reiches in Mittel-Afrika und alle Welt spricht von ihm. So hat dieser junge Mann den Namen seines Vaters wieder zu Ehren gebracht! Zwar, wie man sagt, hat er auch jetzt noch eine Zeit lang sein Incognito als Albert Herrera aufrecht erhalten wollen. Aber man hat seinen wahren Namen errathen. Die Regierung steht im Begriff, mit ihm Verbindungen anzuknüpfen. Wollen Sie nicht dasselbe thun? Dort bietet sich Ihnen ein enormes Feld zur Thätigkeit, und Sie können dem jungen Manne größere Mittel zur Verfügung stellen, als unsere Regierung, die ihr Geld zu Parteizwecken braucht. Doch das werden Sie selbst weit besser begreifen, als ich."

Nachschrift.

„Ich lege ein Flugblatt der Republikaner bei, in dem eigenthümliche Mittheilungen über Morrel enthalten sind. Ich kann nicht daran glauben. Der Herzog ist augenblicklich nicht in Paris. Ich werde ihn zurückrufen und wir werden vereint Alles thun, um die Wahrheit zu erfahren. Nein, nein, es ist unmöglich! Es muß eine Täuschung obwalten. Aber, wenn es wäre — Graf, es wäre eine bittere Warnung für Sie!

Don Lotario ist in London in die Gesellschaft der Selbstmörder aufgenommen worden. Er ist seines Lebens überdrüssig, aus unglücklicher Liebe! Er wird nicht daran untergehen, ich weiß es. Aber dürfen wir es weiter treiben? Ich erwarte sehnsüchtig Ihren nächsten Brief, mein lieber Graf! Die Verhältnisse verwirren sich. Gebe Gott, daß

Alles ein gutes Ende nimmt! Wollen Sie an Albert de Morcerf schreiben, so senden Sie mir den Brief. Ich weiß jetzt, auf welchem Wege ich ihm denselben schicken kann.

Laguidais."

3. Der Lord an den Abbé.

„Mein lieber Abbé!

Die Verhältnisse nehmen in der That eine drohende Gestalt an und ich muß mich beeilen, einen Entschluß auszuführen, den ich bereits vor einiger Zeit gefaßt habe. Ich werde meine Einsamkeit verlassen und nach Europa zurückkehren. Auch in New-Orleans ist meine Gegenwart nöthig, doch nur für wenige Tage. Ich sende Nachricht, sobald ich in Europa angekommen bin, wo und wie wir uns treffen können. An Morrels Tod glaube ich nicht. Die Regierung wagt das nicht. Der Herzog hätte es erfahren und nie zugegeben. Das ist eine Erfindung oder eine Verwechselung.

An Don Lotario habe ich geschrieben und ihm mitgetheilt, daß sein Vermögen verloren ist. Er wird Kräfte finden, auch das zu ertragen. Ein Brief an Morcerf liegt bei. Ich bewundere diesen jungen Mann und hoffe viel von ihm.

In wenigen Wochen sehen und sprechen wir uns auf europäischem Boden.

Edmond Dantes."

Monte-Christo an Albert von Morcerf.

„Mein lieber Albert!

Ich nenne Sie so, weil ich die Erinnerung an die Zeit, die zwischen uns liegt, hinwegwischen und mich nur noch der

Zeit erinnern will, in der wir uns lieb hatten. Ich nenne Sie so, weil ich den Sohn der Mercedes nicht anders nennen kann.

Albert! Jahre liegen zwischen heut und dem Augenblick, in dem wir uns zuletzt gesehen, Jahre, in denen ich Sie fortwährend beobachtet habe, Jahre, in denen Sie aus einem Pariser Müßiggänger zu einem thätigen Manne gereift sind. Sie führen jetzt wieder den Namen Morcerf und Sie führen ihn mit Ehren. Sie sind ein Mann, der Blicke in das Leben gethan hat, und deshalb kann ich offen mit Ihnen sprechen und erwarten, daß Sie mich verstehen werden. Jahre sind ohnehin seit dem Tode Ihres Vaters verflossen und Sie können mit ruhigem Auge auf jene Zeit zurückblicken. Ihre Lebenserfahrung wird Ihnen gesagt haben, daß die Kinder unschuldig sind an den Thaten ihrer Eltern und oft umgekehrt. Lassen Sie uns also, ehe ich fortfahre, einen flüchtigen Blick auf die Vergangenheit werfen.

Ihr Vater hatte mich, als ich ein Jüngling war, auf eine hinterlistige Weise denunzirt, mich einem ewigen Gefängniß überliefert, um in den Besitz meiner Braut zu gelangen. Aus dem einfachen Ferdinand schwang er sich später durch zweideutige Thaten empor zum hohen Offizier, überlieferte den Vater meiner Gattin, den Pascha von Janina, auf verrätherische und heimtückische Weise den Türken, und legte durch diesen Verrath den Grund zu seinem Reichthum. Ihr Vater war ein Schurke — ich sage es offen, wenn Ihr Herz auch bebt. Aber ich weiß, daß Sie ihn nie geliebt haben. Alles, was in Ihnen ist, stammt von Ihrer Mutter, von Mercedes — und das ist edel und gut!

Als ich nach Paris kam, in der Absicht, mich an meinen einstigen Feinden zu rächen, als ich Mercedes wiedergesehen, als ich Sie liebgewonnen hatte — da wurde ich schwankend, ob der Strahl meiner Rache auch Ihren Vater treffen solle. Ich überlegte lange. Aber hätte ich auch auf

Gerechtigkeit für die Unbill verzichtet, die er mir selbst einst angethan — ein Verbrechen gab es, das gesühnt werden mußte, da es vor den Augen der ganzen Welt begangen worden, das Verbrechen an dem Vater Haydee's. Deshalb bereitete ich jene Scene im Pairshof vor. Ihr Vater wurde verurtheilt.

Welche Folgen diese öffentliche Brandmarkung haben könne, das mußte mir gleichgültig sein. Möglich, daß Ihr Vater sie ruhig hinnahm, daß er sich nur aus Paris zurückzog. Er wählte freiwillig den Tod. Die Nachricht erschütterte mich tief. Aber würden Sie davon abstehen, einen Verbrecher zu züchtigen, blos deshalb, weil Sie die Folgen fürchten?

Sie forderten mich damals zum Zweikampf. Ihre Mutter, die wußte, daß Einer von uns fallen würde, und die mich einst so sehr geliebt, so sehr glücklich gemacht hatte — wofür sie Gott bis an ihr Ende lohnen und segnen möge! — Ihre Mutter theilte Ihnen meine Beweggründe mit. Stillschweigend billigten Sie dieselben, denn Sie traten von dem Zweikampfe zurück. Sie hatten den Muth, sich selbst zu bezwingen.

Und nun die Folgen? Albert, Sie können es nicht leugnen, der Tod Ihres Vaters ist ein Segen für Sie geworden. Was bot Ihnen vorher Paris, was waren Sie dort? Nichts anderes, als einer jener Müßiggänger, die in Unthätigkrit ihr Leben hinbringen und endlich sterben, ohne auch nur etwas für die Welt gethan zu haben. Der Tod Ihres Vaters weckte den Funken der Kraft und Energie, der lange in Ihnen geschlummert. Sie entsagten Allem, was Ihnen Ihr Vater hinterlassen, bis auf den Namen, und wurden ein freier, selbstständiger, thätiger Mensch. Sie wurden ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, aus einem überflüssigen Wesen wurden Sie eine schaffende, wirkende Kraft. Sie wiesen alle Unterstützungen zurück, die ich

Ihnen bieten ließ, und ich danke Ihnen dafür. Diese Beweise Ihrer eigenen Energie haben meine Achtung vor Ihnen nur erhöht.

Sie gingen nach Afrika und ich — ich zog mich in die Einsamkeit zurück! Gott hatte mich zum Werkzeug seiner Rache gemacht, aber vielleicht war ich weiter gegangen, als ich sollte, vielleicht lastete auf mir die Verantwortlichkeit für manches Herz, das ich gebrochen, ohne es zu wollen. Ich gelobte mir, der ganzen Menschheit zu vergüten, was ich an Einzelnen gefrevelt, und darin, daß mir die Vorsehung neue und unermeßliche Schätze in die Hand gab, erblickte ich einen Fingerzeig, daß Gott mir gnädig sei und meine Pläne begünstige. Nachdem ich mir selbst Gerechtigkeit verschafft, versuchte ich nun selbst der Menschheit gerecht zu werden. Wie ich dies gethan, kann ich Ihnen nur andeuten.

Stürme, schwere Stürme stehen der Welt bevor. Religion, Kultur und Sitte können in diesen Stürmen untergehen, wenn nicht vorher ein Kern gebildet wird, der die Kräfte hat, diese Umwälzung zu überdauern. Deshalb unternahm ich es mit einigen weisen und einflußreichen Freunden, bei Zeiten dafür zu sorgen, daß Männer bereit seien, wenn es noth thue. Es handelte sich um eine Kräftigung des religiösen Elements, um den Glauben an Gottes Vorsehung, an eine waltende Gerechtigkeit. Wir bemühten uns, diejenigen Männer aufzufinden, die in allen Lagen des Lebens und unter allen Umständen als Säulen der Gesellschaft dienen könnten. Wir unterstützten sie, gaben ihnen äußerliches Ansehen und irdische Güter, machten sie einflußreich. Auf diese Weise haben wir in Europa und Amerika Tausende von Männern gefunden, denen wir vertrauen können, und die dazu beitragen werden, inmitten der allgemeinen Demoralisation eine neue Kirche der Gläubigen und Gerechten zu bilden, gleichviel, unter welchen Formen. Ich glaube meinen Zweck erreicht zu haben. Mag geschehen, was da wolle, Re-

ligion und Sitte werden gerettet werden. Nicht von Einzelnen werden sie vertreten, sondern von Tausenden.

Auch die anderen Erdtheile entgingen nicht meiner Beachtung. In Süd-Amerika ist wenig Feld für mich, in Australien gar nicht. In Asien konnte ich weiter nichts thun, als meine dortigen Freunde auffordern, dem Christenthum ein freieres Walten zu verschaffen. Die starren Formen des Buddhaismus und der Brahma-Religion verschlossen mir den Eingang. Freieres Wirken fand ich in China, wo ein Freund von mir für das Christenthum thätig ist und mir mit Sicherheit in wenigen Jahren eine vollständige Umwälzung in Aussicht stellt. So läßt sich hoffen, daß für Asien einst das lang verschlossene China im Bunde mit englischer und russischer Civilisation der Träger einer neuen Zeit werde.

Für Afrika aber fehlten mir fast alle Mittel zu einem thätigen Einschreiten. Und doch war es stets einer meiner Lieblingsgedanken gewesen, den armen, von der Natur und den Menschen so übel behandelten Negern das Licht einer besseren, freudigeren Zukunft anzuzünden. Alles, was ich dafür thun konnte, bestand bis jetzt darin, daß ich diejenigen nordamerikanischen Negersklaven, in denen die Erkenntniß des Christenthums und das Licht der Civilisation am weitesten entwickelt war, loskaufte und, mit Geldmitteln ausgerüstet, nach Afrika zurücksendete. Von einzelnen derselben habe ich Nachrichten erhalten. Manche sind glücklich gewesen und haben ihre Brüder theilweise aufgeklärt, Andere sind von ihren thörichten Brüdern übel aufgenommen worden. Es scheint also, als müßten diese Schwarzen Aufklärung und Civilisation von den Europäern erhalten, und seit langer Zeit beschäftigte mich der Gedanke, wie ich es anzufangen habe, um dort zu wirken, und wen ich nach jenen Ländern senden könne, deren Inneres den Europäern durch so viele unübersteigliche Hindernisse verschlossen ist.

Da erfahre ich, daß Sie, Albert, daß Sie fast durch

ein Wunder Zugang in jene Länder gefunden und daß Sie dort eine Stellung einnehmen, wie vielleicht nie ein Anderer sie gefunden hätte! Diese Nachricht machte mich unaussprechlich glücklich. Sie, Albert, der Sohn der Mercedes, einer von denen, die ich so sehr liebe, verwirklichen einen meiner schönsten Träume! Ja, Gottes Vorsehung waltet überall, auch da, wo wir es am wenigsten vermuthen!

Albert, ich beschwöre Sie, nehmen Sie die Aufgabe, zu der Sie erwählt worden, nicht leicht. Ich weiß nicht — denn wir haben uns in den Jahren Ihrer Entwickelung nicht gesehen — ich weiß nicht, wie Sie Ihre Stellung auffassen und was Sie thun wollen. Aber bedenken Sie, daß es sich nur darum handelt, Millionen von Menschen, die bisher leider eine untergeordnete Stufe auf der Erde eingenommen, emporzuheben, wahre Menschen aus Ihnen zu machen, das Licht der Religion und Aufklärung auch in diese Länder zu tragen, in welchen der blendende Glanz der Sonne bisher die Entwickelung der Vernunft unterdrückt zu haben scheint. Sie sind noch ein junger Mann, Albert, und das ist gut, denn Ihre Energie ist noch nicht gebrochen. Aber es muß Ihnen noch an Erfahrung fehlen, Sie haben noch keine Gelegenheit gehabt, die große Aufgabe, zu der Sie berufen sind, ganz würdigen zu lernen. Verschmähen Sie meinen Rath nicht. Ich werde Ihnen später, wenn Sie es mir gestatten, meine Pläne ausführlicher mittheilen. Sie können Ihnen nützlich sein. Gott hat Sie zu einer wichtigen Mission berufen. Vernachlässigen Sie dieselbe nicht!

Und nun biete ich Ihnen zur Durchführung dieser Aufgabe nicht nur meinen Rath, sondern auch die ganze Unterstützung des materiellen Beistandes, den ich Ihnen leisten kann. Weisen Sie dieselbe nicht zurück. Sie ist nicht unbedeutend und gilt nicht Ihrer Person, sondern der Verwirklichung einer meiner schönsten Hoffnungen. Ich bin reicher, als je. Ich besitze ungefähr hundertundfünfzig Millionen

Dollars in baarem Gelde und ich bin fest entschlossen, mein ganzes Vermögen, mit Ausnahme des Wenigen, das ich für mich selbst brauche, meinen Plänen zu widmen. Ich stelle Ihnen so viel von dieser Summe, als Sie nur verlangen, zur Verfügung. Frankreich kann Sie jetzt nur wenig unterstützen, England ebenfalls nicht. Und dennoch werden Sie Geldmittel gebrauchen, um sich in Ihrer Herrschaft zu erhalten, denn die Schwierigkeiten stehen Ihnen erst noch bevor. Verlangen Sie viel oder wenig, ich gebe es Ihnen mit gleicher Freude und Bereitwilligkeit. Vergessen Sie alle Persönlichkeiten, allen Groll. Denken Sie nur daran, daß ich das Werk unterstützen will, zu dem die Vorsehung Sie berufen. Und übereilen Sie nichts. Lassen Sie es Ihre ganze Aufgabe sein, diese armen Neger allmählich aufzuklären. Das Christenthum in seinen schönen und so leicht faßlichen Grundsätzen ist das beste Mittel, die Geister zu erhellen und zur Aufnahme anderer Gegenstände vorzubereiten. Wünschen Sie Männer, die Ihnen dabei behülflich sein können, so will ich Ihnen dieselben bezeichnen. Lehnen Sie mein Anerbieten nicht ab, Albert, ich beschwöre Sie. Thun Sie es, dann sind Sie noch nicht der Mann, für den ich Sie halte, dann sind Sie noch befangen in menschlichen Irrthümern, in Vorurtheilen, über die ein edler Geist erhaben sein muß. Glauben Sie nicht, daß ich Ihre Selbstständigkeit antasten will. Nehmen Sie meinen Beistand nicht an, so werden Sie den anderer Menschen gebrauchen müssen. Ganz frei werden Sie niemals sein.

In einigen Wochen reise ich nach Europa. Noch hoffe ich, Mercedes wiederzusehen.

Also — lassen Sie uns Brüder sein und gemeinsam wirken! Ihre Antwort bitte ich Sie an den Abbé Laguidais oder den Herzog *** in Paris zu richten.

Edmond Dantes."

Graf Roskowitsch.

An einem Tage, den man in New-Orleans sehr schön nannte, den aber ein Europäer für entsetzlich heiß und unangenehm gehalten haben würde, spazierte ein Herr auf dem Damme, der die Stadt vor den Fluthen des Mississippi schützt und an dessen Fuß große und kleine Schiffe aller Nationen lagen.

Auf dem Damme herrschte das Leben aller großen Hafenstädte. Matrosen schlenderten umher, Kaufleute rannten emsig durch die Menge, Händler boten Früchte und Waaren aus und Bootsleute in kleinen Böten riefen die Müßiggänger auf dem Damme an, ob sie nach diesem oder jenem Schiffe gerudert sein wollten.

Jener Herr, der inmitten des Gewühls auf- und abspazierte, erregte jedoch eine gewisse Aufmerksamkeit, trotzdem die verschiedenartigsten und seltsamsten Personen sich auf dem Damme durcheinander drängten. Er war fast winterlich gekleidet, während alle Anderen die leichtesten Sommeranzüge trugen. Sein Gesicht war gewöhnlich, seine Gestalt ebenfalls. Er war häßlich zum Entsetzen. Denn seine eingefallenen Wangen waren mit wüstem Barthaar bedeckt, an das nie ein Scheermesser gekommen sein mochte, und das dennoch nie über einen Zoll Länge hinaus zu gelangen schien. Die Augen lagen ihm tief im Kopf und schimmerten in einer matten Färbung, die die Mitte zwischen Grau und Grün hielt. Das Kopfhaar, röthlich wie der Bart, war ganz kurz geschoren. Sein Hals steckte in einer enormen Kravatte, die vielleicht bequemer war, als es den Anschein hatte, denn sie ließ den Bewegungen desselben vollkommene Freiheit. Im Uebrigen war dieser Anzug sehr fein, und der Träger schien ein reicher Mann zu sein, der außerdem seinen Reichthum zur Schau trug. Denn außer einer mächtigen goldenen Kette

trug er eine Unmasse von Berloques auf seiner Weste und Ringe auf jedem Finger. Seine Stiefel waren so eng, daß er in ihnen kaum schreiten konnte, und mit dem Stock schlug er auf seine Beine, als wollte er sich dadurch zum Gehen ermuntern.

Nichts war übrigens amüsanter, als die hochmüthige, selbstzufriedene Miene, mit der dieser Herr seinen Spaziergang fortsetzte. Nie sah er Jemand an; er schien über Alle hinwegzusehen. Eine große goldene Lorgnette war fortwährend in Bewegung. Aber nie schien er einen bestimmten Gegenstand zu fixiren. Inmitten der Ruhe einerseits, die auf diesem Damme herrschte, und der kaufmännischen Thätigkeit andererseits, bot er das ächte Musterbild eines kritisirenden hochnäsigen Europäers.

— Welch verzwicktes Gesicht, murmelten die Matrosen hinter ihm her. So eine ächte Landratte. Dam him! Möchten den mal auf dem Salzwasser haben, unter der Linie! Wollten ihn gut einseifen und ihm die Stoppeln wegrasiren. Dam him!

Selbst die Kommis der verschiedenen Handlungshäuser, die hier Waaren in Empfang nahmen oder wegspedirten, hielten zuweilen in ihrer Beschäftigung inne und sandten ihm einen Blick spöttischen Erstaunens nach.

— Was ist das für ein europäisches Rhinozeros? fragte der Eine seinen Kollegen.

— Wer kann diese Kerle alle kennen! lautete die Antwort. Ein verrückter Engländer wahrscheinlich.

— Nein, ein Russe! sagte ein Anderer, der dazu trat. Er hat seinen Kredit auf Nathan Brothers. Da habe ich ihn einmal gesehen und da sagten sie's mir. Er besieht sich die Welt.

— Könnte auch was Besseres thun mit seinen Kalbsaugen! sagte der erste Kommis. Dam! Daß ein so abgeschmackter Kerl so viel Geld haben muß! Und unser Einer!

— Ja, ein so hübscher Kerl — und keinen Cent in der Tasche! sagte der Andere spöttisch.

— Keinen Cent, ja! Aber Kredit! lautete die Antwort. Colli Nr. 9!

Das Gespräch war abgebrochen und während dessen setzte der Russe seinen Spaziergang fort bis an das äußerste Ende des Dammes, an welchem die neuen Bauten vorgenommen wurden. Diese schienen ihn gewissermaßen zu interessiren, denn er nahm seine Lorgnette vor und betrachtete die Arbeiter.

Vor ihm lag ein Bild der elendesten, mühsamsten menschlichen Thätigkeit. Es handelte sich darum, ein sumpfiges Terrain auszufüllen und Grundpfeiler zu errichten, die späterhin eine Verlängerung des Dammes tragen sollten. Viele von den Arbeitern standen bis an die Knie in dem Sumpf, den die Sonne heiß gebrannt hatte. Andere waren bei den großen Maschinen beschäftigt, die zum Einrammen der Pfähle dienten.

Unter den ersten Arbeitern, unter denen, die im Sumpfe standen und den Schmutz in Karren ladeten, war ein noch junger Mann, der durch sein schwarzes Haar, seine schöne Figur und sein Gesicht sogleich auffiel. Es lag ein angeborner Adel in seinen Bewegungen, und obgleich er seine Arbeit mit der Ruhe und Gleichgültigkeit eines Menschen verrichtete, der daran gewöhnt ist, so sah man doch, daß er für diese Beschäftigung nicht geboren worden. Sein Gesicht war bleich, aber von der Sonne gelb gebrannt, und auf demselben lagerte ein fast unheimlicher Ausdruck von finsterer, ingrimmiger Verschlossenheit. Nie sprach er mit den andern Arbeitern ein Wort, nie sah er auf, nie hielt er inne. Er arbeitete unverdrossen weiter, selbst wenn die Anderen kleine Pausen machten, nie trocknete er sich den Schweiß von der Stirn. Er bot das Bild eines schönen und fähigen Menschen, der zum Thier, zur Maschine herabgewürdigt worden.

Jetzt kam ein Aufseher und inspizirte mit mißtrauischem Blick die Arbeit.

— Wolfram, ich hatte gesagt, Sie sollten auf jener Seite arbeiten! rief er den jungen Mann an.

Dieser hielt in seiner Arbeit inne, sah aber nicht auf, rührte sich auch nicht weiter.

— Sie scheinen gar nicht mehr zu hören, was man Ihnen sagt! fuhr der Aufseher in gereiztem Tone fort. Rasch, machen Sie sich auf die andere Seite. Wenn es wieder vorkommt, daß Sie meinen Angaben zuwiderhandeln, so ziehe ich Ihnen einen Tag von Ihrem Lohn ab.

Der junge Mann nahm seinen Karren und seinen Spaten, und ohne den Aufseher nur anzusehen, ohne ein Wort zu erwiedern, ohne eine Miene zu verziehen, schob er den Karren mühsam durch den Sumpf nach der anderen Seite, wo eine Menge Leute arbeiteten.

— Was wollt Ihr hier? Wir haben hier unser Theil! brummte ihm ein Arbeiter entgegen.

— Wir haben hier kaum Platz für uns, wir stoßen uns die Schienbeine ein! sagte ein Anderer.

— Geht nicht, hier kann Keiner mehr zwischen! brummte ein Dritter.

Und sie drehten und wendeten sich so, daß es dem jungen Mann unmöglich war, zwischen sie zu kommen. Sein Gesicht änderte sich auch jetzt nicht. Er stieß den Spaten in den Sumpf, stützte sich auf denselben und stand ruhig da, das Auge zu Boden gerichtet.

— Aus dem Wege, Faullenzer! rannte ihn jetzt ein Arbeiter an und fuhr mit seinem Karren so auf ihn zu, daß der junge Mann einen gewaltigen Stoß erhielt.

Einen Augenblick zuckte er zusammen, dann trat er ruhig bei Seite.

— Weshalb arbeitet Ihr nicht, Wolfram? tönte jetzt die Stimme eines anderen Aufsehers, welcher auf dieser

Seite beschäftigt war. Goddam! Ich will Euch lehren, müßig zu sein!

— Man will mich hier nicht arbeiten lassen, erwiederte der junge Mann kaum so laut, daß man es hören konnte. Sie wollten mich nicht zwischen sich lassen.

— Wer — wer wollte das nicht? rief der Aufseher wüthend.

— Meine, meine — Kameraden! stieß der Angeredete mühsam heraus.

— Was? Wie? tönte es im Chor. Ist uns nicht eingefallen! Kein Mensch hat daran gedacht. Weshalb denn auch? Kümmert es uns, ob er arbeitet oder nicht?

Und im Augenblick hatten sich die Arbeiter so weit von einander entfernt, daß nicht nur für einen, sondern noch für zehn Andere Raum genug war.

— Ihr verliert einen Tag von Eurem Lohn, Wolfram, sagte der Aufseher und zog sein Buch heraus, um den Fall zu notiren. Am Sonnabend erhaltet Ihr nur fünf Tage Lohn!

Der junge Mann stützte sich stärker auf seinen Spaten und sagte nichts. Es schien zwar, als zucke etwas in seinen Mienen, aber er mußte Selbstbeherrschung gelernt haben. Er blieb ruhig,

— Nun, Goddam! Wollt Ihr arbeiten, oder soll ich Euch noch mehr abziehen? rief der Aufseher.

Der junge Mann griff nach seinem Spaten und begann zu arbeiten. —

Der Russe war ein Zuschauer dieser Scene gewesen, die er durch seine Lorgnette mit der größten Ruhe betrachtet hatte. Ob er die Worte verstanden, ließ sich bezweifeln. Vielleicht kannte er die Sprache nicht genug. Jetzt faßte er in seine Tasche.

— He! rief er mit seiner spitzen, scharfen Stimme. He, Du da, junger Mann!

Da Wolfram sich gerade unter ihm befand, so sah er

auf. Der Russe hatte ein Geldstück aus der Tasche gezogen und warf es ihm zu. Ueber Wolframs Gesicht flog ein verächtliches, höhnisches Lächeln. Er nahm das Geldstück, das mit Schmutz bedeckt war, und warf es dem Russen wieder zu, so daß es auf dessen Vorhemd fiel und es beschmutzte. Dann wandte er sich ab und begann ruhig wieder zu arbeiten.

— Verfluchtes Bettelvolk! brummte der Russe wüthend und entfernte sich schnell, denn die anderen Arbeiter hatten ein helles Gelächter aufgeschlagen.

Mit ihm zugleich entfernte sich ein anderer Herr, der hinter einer Bude gestanden hatte, in der Branntwein und Bier für die Arbeiter und Matrosen feilgeboten wurden, und der die Arbeiter ebenfalls genau beobachtet hatte. Sein Wesen hatte nichts Auffälliges, wenigstens nicht auf den ersten Blick. Er ging rasch, aber doch mit unverkennbarer Würde. Das Leben und Treiben am Hafen beachtete er nicht weiter. Bald verlor er sich in dem Gewühl und schlug dann den Weg nach dem Innern der Stadt ein.

Unterdessen hatte ein großes Kauffahrteischiff die Anker gelichtet und war unter Segel gegangen. Dadurch wurde der Blick auf ein schönes und zierliches Dampfboot frei, das inmitten der anderen Schiffe lag. Man sah auf den ersten Blick, daß es ein Privat-Fahrzeug war. Alles an demselben war zierlich und sauber. Inmitten der schweren Kauffahrer und der großen Dampfer lag es freundlich und einladend da. Leute bemerkte man auf demselben nicht. Die Kajütenfenster waren durch Gardinen fest verschlossen.

— Wem gehört das Dampfboot da? fragte der Russe einen Matrosen.

— Weiß nicht, Herr, einem Fremden, lautete die Antwort desselben.

Der Russe richtete dieselbe Frage noch einige Male an andere Matrosen, erhielt aber überall dieselbe kurze Antwort.

Das Dampfboot schien seine Neugierde geweckt zu haben. Er richtete seine Schritte nach einem Comptoir, das sich in der Nähe des Hafens befand. Es gehörte den Gebrüdern Nathan, die, wie die meisten Banquiers in Amerika, nicht nur Wechselgeschäfte machten, sondern auch einem bedeutenden Handlungshause vorstanden und deshalb in der Nähe des Hafens ein eigenes Comptoir hielten.

Die Buchhalter schienen den Russen schon zu kennen, denn sie grüßten ihn mit jener Unterwürfigkeit, die arme Kommis stets einem reichen Manne bezeigen.

Der Russe sprach französisch, und wie alle Russen ausgezeichnet gut. Man hätte ihn der Sprache nach unbedingt für einen Franzosen halten können.

— Können Sie mir nicht sagen, wem das hübsche Dampfboot gehört, das dort im Hafen liegt? Sehen Sie, hier gerade durch das Fenster können Sie es sehen.

— In der That, nein, Herr Graf, ich weiß es nicht! antwortete der erste Buchhalter. Ich habe es noch nicht bemerkt. Es liegt in der letzten Reihe und muß erst heut Morgen angekommen sein. Ohne Zweifel ist es ein Privat-Fahrzeug.

— Dieser Ansicht bin ich selbst, sagte Graf Roskowitsch, denn diesen Namen führte der Russe. Es wundert mich, daß der Name eines Mannes, der ein eigenes Dampfschiff besitzt, nicht bekannt ist. Wollen Sie sich nicht erkundigen lassen?

— Sehr gern! Uebrigens ist es nichts Seltenes in den Unionsstaaten, daß sich reiche Leute Dampfer oder Klipper zu ihrem Vergnügen bauen lassen. Es wird ein Schiff aus New-York sein. Möglicher Weise gehört es einem Engländer. Ja, die Flagge ist englisch.

— Der Herr Graf wünschen zu wissen, wem das Dampfboot gehört? fragte jetzt ein älterer Kommis, der aus dem Hauptgeschäft der Gebrüder Nathan in der St. Charles-

Straße gekommen war. Ich kann Ihnen dienen. Es gehört dem Lord Hope.

— Lord Hope? fragte Graf Roskowitsch überrascht. Sollte ich den Namen nicht schon gehört haben? Wie ist mir denn? Lord Hope — hm!

— Der Lord kommt aus Kalifornien, wo er Besitzungen hatte, sagte der Kommis.

— Ach so, nein, dann kenne ich ihn wohl nicht, meinte der Graf und stellte sich an das Fenster, als ob er auf den Hafen hinausblicke und das Fahrzeug betrachte.

— Ein hübsches Schiff, sagte er dann. In Kalifornien hatte er Besitzungen, sagen Sie?

— Ja, Herr Graf. Aber er kehrt nach Europa zurück und wird sich nur wenige Tage hier aufhalten. Seine Kreditbriefe sind an unser Haus ausgestellt. Deshalb kenne ich ihn.

— Und der Lord ist ein reicher Mann, wie es scheint? fragte Roskowitsch.

— Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe es. Die Summen, die er von uns bezieht, sind beträchtlich.

— Ich danke Ihnen! Adieu! sagte der Graf, nahm seinen Hut und ging.

Sein erster Gang war nach seiner Wohnung in dem prächtigen St. Charles-Hotel, das in der Straße gleichen Namens liegt und einer der schönsten Gasthöfe der Welt ist, mit Marmorsäulen und herrlichen Zimmern. Er forderte dort seine Rechnung, schickte den Lohnbedienten fort und packte von seinen Sachen einzelne in ein Stück Leinwand. Dann nahm er sämmtliche Werthpapiere aus der Chatoulle und verließ das Hotel.

Das Wechsel-Comptoir von Nathan Brothers war in der Nähe. Der Graf ging dorthin und verlangte den Chef zu sprechen. Er traf ihn in einem Nebenzimmer.

Mr. Nathan, ein bejahrter, freundlicher Mann mit aus-

drucksvollen und angenehmen Zügen, die nur wenig den Kaufmann verriethen, schien etwas hastig, sogar etwas verstört zu sein. Er ging mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab.

— Herr Nathan, ich habe eine Bitte an Sie! sagte der Graf.

— Ah, Sie sind es, Graf Roskowitsch! Bitte, sprechen Sie, womit kann ich dienen?

— Ich will nach Frankreich zurückkehren, sagte Roskowitsch, will aber eine Reise durch Italien und Süd-Frankreich machen, ehe ich nach Paris gehe. Meine Papiere lauten fast nur auf englische Häuser. Wollen Sie die Güte haben und mir so viel Wechsel auf französische Häuser ausstellen lassen, als Ihnen möglich ist? Noch lieber wäre es mir, wenn ich eine Anzahl französischer Bankbillets erhalten könnte. Sind Sie im Stande, darüber zu disponiren?

— Ohne Zweifel, antwortete Mr. Nathan und rief seinen ersten Buchhalter.

Das Geschäft war in einer Viertelstunde beendigt. Graf Roskowitsch erhielt für seine englischen Papiere Wechsel auf französische Häuser und so viel französische Banknoten, als sich augenblicklich in der Kasse befanden. Darauf nahm er Abschied von dem Banquier, der auch während dieses Geschäfts sehr zerstreut gewesen war.

— Apropos, Mr. Nathan, sagte er, sich noch einmal in der Thür umwendend, haben Sie hier in New-Orleans tüchtige Aerzte, wirklich gute Aerzte?

— Ohne Zweifel, antwortete Nathan. Aber Sie sind doch nicht krank?

— Ich fühle mich etwas gestört in meinen Nerven, antwortete Roskowitsch, und ich kenne meine Natur. Ich habe eine Seereise vor und möchte mich gegen etwaige Zufälle sicherstellen. Wenn Sie mir also einen guten Arzt empfehlen können —

— Dr. Thomson, vier Häuser von hier; es ist ein sehr guter Arzt! antwortete Nathan.

— Ich danke Ihnen, sagte der Graf und verließ das Comptoir.

Er ging sogleich zu Dr. Thomson. Der Arzt war nicht zu Hause. Graf Roskowitsch erklärte sich bereit, auf ihn zu warten, und in einer Viertelstunde erschien der Doktor.

— Herr Doktor, sagte der Graf, ich wünsche Sie in einer eigenthümlichen Angelegenheit zu sprechen. Sie sind sicher, daß uns hier Niemand belauschen kann?

— Ganz sicher, erwiederte der Arzt. Dies ist mein Privatzimmer.

— Gut denn, Sie werden hören, daß es eine seltsame Sache ist, die unbedingte Diskretion verlangt, sagte Roskowitsch. Ich bin im Begriff, nach Rio de Janeiro zu reisen, um mich dort zu verheirathen mit einem jungen, reichen und liebenswürdigen Mädchen. Wenigstens ist sie mir so geschildert, denn ich selbst habe sie nie gesehen. Nun kann ich Ihnen sagen, daß diese Heirath mich sehr unglücklich macht. Wir Beide sind von Jugend auf für einander bestimmt. Ich aber liebe in meiner Heimath, in Petersburg, eine junge Dame, von der ich mich unter keiner Bedingung trennen kann. Ich will lieber sterben, als diese Heirath eingehen. Aber es giebt nur eine einzige Möglichkeit, die nämlich, daß jene Dame in Rio de Janeiro mich zurückweist. Jetzt aber habe ich wenig Hoffnung dazu. Ich bin nicht hübsch, das weiß ich wohl, und außer einer ansehnlichen Figur habe ich auch nichts, das ein junges Mädchen reizen könnte. Aber ich bin auch nicht abschreckend häßlich und da man sie von Jugend auf gelehrt hat, mich als ihren Zukünftigen und als ein Musterbild von Männlichkeit zu betrachten, so wird sie mich immer noch annehmbar finden. Und doch kann sie auf keinen Fall meine Frau werden. Es ist eine absolute Unmöglichkeit. Ich habe deshalb an ein letztes und verzweif-

lungsvolles Mittel gedacht. Sie müssen mich häßlich machen, Herr Doktor, abschreckend häßlich.

— Häßlich? Lieber Gott, wie ist das möglich? sagte der Doktor lächelnd. Sie können Ihr Gesicht färben, beizen, verbrennen, das ist allerdings möglich.

— Nein, das ist mir nicht genug! antwortete Roskowitsch. Ich muß abstoßend, ekelhaft häßlich sein. Hören Sie mich an. Ich selbst habe an ein Mittel gedacht. Hat man nicht Medikamente, die einen künstlichen Ausschlag hervorrufen?

— Allerdings, man wendet sie zuweilen bei Kindern an, sagte Dr. Thomson.

— Dann muß eine stärkere Dosis auch auf Erwachsene wirken, meinte der Graf.

— Das ist richtig, nur ist die Sache nicht immer ohne Gefahr.

— Nun, worin besteht die Gefahr? Haben Sie die Güte, mir das zu sagen!

— Sie besteht darin, daß die ganze Natur des Menschen eine gewaltige Umänderung erleidet, deren Folgen man nicht berechnen kann. Auch kann möglicher Weise das Blut zersetzt werden. Man muß sehr vorsichtig sein im Gebrauch dieses Mittels.

— Gut, ich werde vorsichtig sein, sagte Graf Roskowitsch. Nun aber eine zweite Hauptsache. Da sich ein solcher Ausschlag künstlich hervorrufen läßt, so kann er ohne Zweifel auch durch andere Medikamente wieder beseitigt werden?

— Sie haben richtig vermuthet, sagte der Doktor. Bei Kindern unterdrücken wir diesen Ausschlag wieder, wenn er seinen Zweck erreicht, das heißt, böse Säfte aus dem Körper entfernt hat.

— Wohlan, so verschreiben Sie mir beide Mittel, dasjenige, das einen solchen Ausschlag hervorbringt, und das-

jenige, das ihn vertreibt! rief Roskowitsch lachend. Ich habe eine derbe Natur. Sie wird das schon vertragen. Und nun noch eins! Ich möchte gern, daß dieser Ausschlag vorzugsweise auf das Gesicht wirkte — natürlich!

— Herr Graf, sagte der Doktor ernst, nehmen Sie die Sache nicht so leicht, sie kann gefährlich ablaufen. Jedenfalls möchte ich nicht die Verantwortlichkeit übernehmen.

— Durchaus nicht, rief Roskowitsch. Ich nehme Alles auf mich. Ich habe Sie ja gebeten, über die Sache zu schweigen, und ich selbst werde Sie nicht verrathen. Ich gebe Ihnen außerdem mein Ehrenwort, daß ich dieses Mittel nur für meine Person in Anwendung bringen werde. Zögern Sie nicht länger. Sie erhalten tausend Dollars von mir, sowie ich die Rezepte habe. Ich werde jedes einzeln bei einem anderen Apotheker bereiten lassen. Hier sind die tausend Dollars. Schreiben Sie die Rezepte.

— Nun, wie Sie wollen, ich lehne die Verantwortlichkeit ab und bitte Sie, vorsichtig zu sein, sagte Dr. Thomson, den die tausend Dollars, die der Graf in zwei Banknoten auf den Tisch legte, doch ein wenig reizen mochten. Hier sind die Rezepte. Nehmen Sie aber von dem ersten nicht mehr als zehn Tropfen, sonst können Sie sterben. Und wollen Sie den Ausschlag vorzugsweise auf dem Gesicht haben, so reiben Sie dasselbe stark, daß es blutig wird, oder belegen Sie es vorher mit einer spanischen Fliege.

— Gut, sehr gut! sagte Roskowitsch, die Rezepte zu sich steckend. Adieu, Herr Doktor. Ich bitte Sie noch einmal um Diskretion. Ich reise noch heute ab.

— Ich bitte Sie im Gegentheil, mich nicht zu verrathen! erwiederte der Arzt. Und verlieren Sie das zweite Rezept nicht, im Fall Ihnen das Fläschchen mit dem Gegenmittel abhanden kommen sollte.

Roskowitsch empfahl sich und kehrte nach dem Hotel zurück. Sein Schritt war jetzt leichter, elastischer. Er schien

ein belebendes Gefühl der Freude und Befriedigung zu empfinden.

Im Hotel angekommen, bezahlte er seine Rechnung und erklärte, daß er sogleich mit dem Dampfboote nach Meriko abreisen werde, schickte auch seine Sachen dorthin, ließ einen Platz für sich nehmen und verließ den Gasthof zu Fuß, nur das kleine Bündel unter dem Mantel tragend, das er sich vorher geschnürt hatte.

Darauf ging er nach der ersten Apotheke und gab dort das erste Rezept ab. Es sollte in einer Stunde fertig sein Er ging nach einer anderen und übergab dem Provisor das zweite. Man wollte es ungefähr in derselben Zeit bereiten. Während dessen ging der Graf in den Straßen spazieren, vermied aber den Hafen und die belebteren Straßen, wo seine Persönlichkeit bekannt war. Auch jetzt war sein Schritt rasch und lebhaft und man sah es seinem Gesichte an, daß ihn wichtige Gedanken beschäftigten. Darauf nahm er die Medikamente in Empfang und setzte seinen Weg fort.

Auf der Straße griff er einen Burschen auf und übergab diesem ein Billet, das er vorher geschrieben. Er trug ihm auf, dasselbe nach dem Dampfboote zu bringen, kurz ehe dasselbe abfahre. In diesem Billet schrieb er dem Kapitän, daß er den Platz noch nicht benutzen könne, daß er ihn aber bitte, die Sachen an Bord zu behalten. Er würde sie in Meriko von ihm fordern, wohin er mit dem nächsten Dampfboot fahren werde.

— So! flüsterte er dann vor sich hin. Jetzt weiß Niemand mehr, daß ich in New-Orleans bin. Ich bin nach Meriko abgereist. Der Graf Roskowitsch ist todt, so gut wie Benedetto, Loupert und d'Ernonville. Jetzt wollen wir ans Werk gehen!

Er ging nach einem kleinen, bescheidenen Gasthofe und miethete dort ein Zimmer. Daselbst angekommen, ließ er sich durch einen Kellner einen groben Arbeiteranzug besor-

gen, packte denselben in ein Bündel, verließ diesen Gasthof abermals und begab sich nach einem dritten. Dort erst kleidete er sich um, schnitt seinen Bart ab und entfernte sich heimlich und unbemerkt, nur mit seinem Bündel unter dem Arm, in dem sich einige grobe Wäsche befand.

Darauf wendete er sich dem Hafen zu und trat in ein schmales, schmutziges Nebengäßchen, in welchem unbeschäftigte Matrosen und Hafenarbeiter wohnten. Er trat in eins der schlechtesten Häuser und fragte, ob er eine Kammer für sich haben könne.

Die Wirthin bejahte es und der Graf erhielt ein schmutziges Loch zur Wohnung angewiesen. Das schien ihn jedoch wenig zu kümmern — im Gegentheil, seine ganze Persönlichkeit, sein gemeines Gesicht, sein starrer Blick schienen mit diesem ekelhaften Raume im vollständigsten Einklang zu stehen. Es war bereits gegen Abend. Er bestellte Bier und Essen, genoß aber nichts davon. Dann ließ er der Wirthin sagen, er befinde sich unwohl, sie möge ihm aus der Apotheke ein Paar Spanisch-Fliegenpflaster holen lassen. Da er sie im Voraus bezahlte wie das Essen, so erhielt er sie bald. Diese Pflaster legte er auf das Gesicht und öffnete dann das erste Fläschchen.

— Zehn Tropfen sagte der Doktor! murmelte er vor sich. Fünfzehn werden noch besser sein!

Er nahm fünfzehn Tropfen und legte sich in das unsaubere Bett. Bald ergriff ihn eine starke Unruhe und eine entsetzliche Hitze quälte ihn. Aber das schien ihn nicht zu kümmern. Er bezwang sich und schlief endlich ein.

Um Mitternacht erwachte er, der Kopf brannte ihm, die Adern schienen ihm springen zu wollen — so kochte sein Blut. Er sprang auf, ging in der Kammer umher und riß die Pflaster vom Gesicht ab. Sein Zustand wurde schlimmer und schlimmer.

— Die Pest über den Doktor, wenn ich wirklich kre-

piren sollte! rief er wüthend. Aber nein, ich will es aushalten. Morgen früh wird es vorbei sein!

Und nun bezwang er sich und legte sich wieder in das Bett. Er verfiel auch in einen Halbschlummer, aus dem er emporschreckte, als der erste Sonnenstrahl in die Kammer fiel. Nun sprang er auf. An der einen Wand hing ein zerbrochener Spiegel. Er sah hinein.

— Tod und Teufel! rief er entsetzt. Das ist mehr, als ich gedacht hatte.

Es fehlte wenig, so hätte er den Spiegel fallen lassen. Und er sah in der That gräßlich aus. Sein Gesicht schien noch einmal so breit geworden zu sein und war nichts als ein einziges Geschwür, von dem jedes menschliche Auge sich erschreckt abwenden mußte und dessen scheußliche Einzelnheiten sich unmöglich beschreiben lassen. Die Augen lagen tief vergraben in den bläulich rothen Hügeln, die sie umgaben, und sie waren mit Blut unterlaufen. Bis nach dem Hals zogen sich die Geschwüre hin und auch auf den Händen zeigten sich bereits Eiterbeulen.

Endlich hatte der Graf sich gefaßt und betrachtete sein Gesicht ruhiger im Spiegel. Er versuchte zu lächeln, aber dieses Lächeln rief eine so gräßliche Verzerrung in diesen Zügen hervor, daß Roskowitsch vor sich selbst schaudernd zurückfuhr.

— Nun, sagte er dann, es steht in meiner Gewalt, wieder zu werden, was ich war. Also was liegt daran? Er wird mich mit Abscheu, aber auch mit Mitleid betrachten und mehr will ich nicht.

Dann legte er den Spiegel fort, leerte den Wasserkrug, der sich in seinem Zimmer befand, fast mit einem Zuge — denn ein brennender Durst quälte ihn — und ging in dem schmalen Raum der Kammer auf und ab, bis er müde geworden war und sich hinsetzte.

— Ich bin jetzt — Tod und Teufel! ich weiß wahr-

haftig nicht, wie alt ich bin! rief er zu sich selbst. Zweiundzwanzig — nein, ich glaube dreiundzwanzig! Nun, meinetwegen, es ist auch gleichgültig — also dreiundzwanzig und ich habe das Leben satt, ganz satt. Parbleu, ich habe mit Prinzen gewetteifert und in einem Tage mehr Geld ausgegeben, als sie in einer Woche. Ich habe Alles gehabt, was ein Mensch haben kann. Was liegt mir noch am Leben! Besser, als ich es gehabt, kann ich es nie mehr haben. Alles ennuyirt mich. Nur dieser Gedanke nicht, nur der nicht!

Ich mag es bedenken, wie ich will, er ist Schuld daran, daß ich die letzten Jahre so verlottert habe. Hätte er mich nicht nach Paris gerufen, so hätte ich mit meinen Kameraden ein lustiges und freies Leben auf den Bergen, auf dem Wasser geführt und wäre glücklich und zufrieden. Was schierte es mich, zu wissen, wer mein Vater und meine Mutter war. Dieser Schurke! Mich alle Genüsse dieser Welt kosten zu lassen und mich dann in den Abgrund zurückstürzen, mich auf das Schafot bringen zu wollen! He, und wer ist es? Ein Gauner, ein Abenteurer, ein Industrieritter, wie ich selbst! Und der Mensch nimmt die Manieren eines Gottes an und behandelt mich wie einen Hund? Ich will mich rächen, ja, das will ich! Wir wollen kämpfen, Mann gegen Mann, Gauner gegen Gauner, Dieb gegen Dieb, Mörder gegen Mörder — denn zum Teufel, wer weiß, ob er nicht schon irgend Einen um die Ecke gebracht! Und dann, wenn ich ihn bezwungen, wenn ich ihn ruinirt, wenn ich ihm seine zusammengestohlenen Schätze abgenommen habe, dann will ich ihn mit Füßen treten und ihn verhöhnen. O, mein Freund, ich bin jung und Du bist alt. Du mußt herunter und ich muß in die Höhe! Ich will sehen, was ich dann noch thun kann, ob ich das Leben noch genießen kann, wenn meine ganze Existenz auf Deinen Ruin gegründet ist! O, warte nur, ich kann so gut den Grafen Monte-Christo spielen, wie Du. Weshalb nicht? Fließt nicht besseres Blut

in meinen Adern, als in den Deinen? War mein Vater nicht ein Adliger und meine Mutter eine feine Dame? Meine Mutter! Gott hab' sie selig! Es war unrecht von ihr, mich so zu reizen!

Er stand auf und durchmaß abermals die kleine Kammer.

— Das ist wieder ein Leben, das ist wieder eine Lust! flüsterte er dann freudig vor sich hin. Ich habe einen Plan, ich will einen Menschen verderben, ich habe einen Zweck. Ja, das ist das Wahre. Das Leben wird langweilig, wenn man Geld hat. Ich glaube, ich werde mich jetzt besser amüsiren, da ich keinen Sou vorzeigen darf, als in London, wo ich mit den Händen in den Guineen wühlen konnte! Ihr Londoner Pinsel, Ihr waret die größten Esel, die ich je gesehen habe!

Er lachte rauh vor sich hin und rieb sich die Hände, hörte aber auf, da sie ihn schmerzten.

— Die Beulen kommen schon, sagte er zufrieden. Dr. Thomson hat seine Sache gut gemacht. Im Nothfall kann ich ja noch ein paar Tropfen nehmen. Nun will ich gehen. Die Fläschchen habe ich, das Bündel ist leicht, so leicht, wie damals, als ich von Marseille nach Paris ging! Morbleu, es war eine schöne Zeit, und um Alles hat mich dieser Schuft betrogen!

Er nahm sein Bündel unter den Arm und stieg die Treppe hinab. Unten, im allgemeinen Gastzimmer, war nur die Wirthin. Er schien ein teuflisches Vergnügen daran zu finden, sie zu erschrecken, denn er ging rasch auf sie zu und streckte ihr sein scheußliches Gesicht entgegen.

— Frau Wirthin, was bin ich schuldig? Ich bin der Gast vom Zimmer Nr. 49.

— Gott steh' mir bei! rief die Wirthin entsetzt. Ein solches Scheusal in meinem Hause? Fort, fort!

— Nun, wie Sie wollen, Madame! sagte er. Adieu! Denken Sie an mich!

Und selbstzufrieden, nachlässig und unbekümmert schlenderte er mit seinem Bündel unter dem Arm durch die Gasse, dem Hafen zu. Die ihn ansahen, wichen scheu zurück und spieen aus. Die Frauen mit Kindern auf den Armen bekreuzten sich und flüchteten in die Hausthüren. Ein kleiner Bube, dem er lachend den Kopf streichelte, lief heulend davon und die Mutter erhob ein Zetergeschrei. Er mußte schneller gehen. Die ganze Gasse wurde rebellisch gegen den Aussätzigen.

Am Hafen wiederholte sich dasselbe. Selbst die Matrosen, harte Naturen und gewöhnt an den Anblick mancher schauerlichen Krankheit, wichen zurück und verzogen die Miene, als sie das Scheusal erblickten. Hier hatte übrigens der „Graf" sein Benehmen geändert. Er schlich kriechend umher, wie Einer, der weiß, daß er der Abscheu der Menschheit ist. Seine Blicke waren gesenkt und nur zuweilen lugte er nach allen Seiten aus. Endlich setzte er sich auf einen niedrigen Pfosten, der zum Anlegen der kleinen Schiffe diente, so, daß er stets das Dampfboot des Lord Hope beobachten konnte. Selten erhob er sich von diesem Pfosten und machte eine kleine Runde auf dem Damm, kaufte sich auch endlich von einem Negerweibe, welches beinahe so abstoßend war, wie er selbst, einige Früchte, die er gierig verschlang, kehrte aber immer wieder zu seinem Pfosten zurück.

Auch die Kommis und Buchhalter des Hauses Nathan Brothers & Comp. gingen an ihm vorüber, erschraken über das Scheusal und spieen aus. Mr. Nathan selbst eilte einmal hastig an ihm vorbei. Niemand kannte ihn, Niemand vermuthete in diesem Aussätzigen, vor dessen Nähe Jeder floh, den sonderbaren Grafen Roskowitsch, der am Tage vorher die Aufmerksamkeit des ganzen Hafens erregt hatte.

Lord Hope in New-Orleans.

Es ist im vorigen Kapitel erwähnt worden, daß mit jenem Russen zugleich ein anderer Herr den Hafendamm verlassen, nachdem Wolfram die ihm hingeworfene Geldspende auf so verächtliche Weise zurückgewiesen — und daß dieser Herr den Weg nach dem Innern der Stadt eingeschlagen hatte.

Er ging weit, bis in eine Vorstadt mit engen Straßen und unscheinbaren Häusern. Vor einem derselben stand er still und betrachtete es eine Zeit lang. Dann trat er ein.

Die Wirthin, eine gut aussehende alte Frau, empfing ihn auf dem Flur.

— Wohnt hier ein junges Mädchen, eine Französin, die mit einem Manne Namens Wolfram nach New-Orleans gekommen ist? fragte der Herr.

— Sie wohnt hier, ja, antwortete die Wirthin mit einiger Zurückhaltung. Was wünschen Sie?

— Ich wünsche sie zu sprechen, und wenn es möglich ist, sogleich. Führen Sie mich zu ihr.

— Entschuldigen Sie, mein Herr, das ist mir nicht möglich, antwortete die Frau Fräulein Amelie hat mich gebeten, Niemand zu ihr zu lassen, am allerwenigsten aber einen feingekleideten Herrn.

— Weshalb? Ich begreife das nicht, sagte der Fremde.

— Wohl möglich, sagte die Frau. Sind Sie aus dieser Stadt?

— Nein, ich bin ein Fremder und komme von weit her. Aber weshalb fragen Sie?

— Weil sehr viele Herren aus New-Orleans sich alle mögliche Mühe gegeben haben, Fräulein Amelie zu sprechen, sie hat aber nie eingewilligt.

— Dann werden Sie mit mir eine Ausnahme machen, und Fräulein Amelie wird damit zufrieden sein! sagte der fremde Herr und ließ dabei ein Goldstück in ihre Hand gleiten.

— Nein, nein! rief die Frau laut und entrüstet. Nehmen Sie Ihr Geld zurück und entfernen Sie sich sogleich. Ich mache keine Ausnahme, und wenn Sie in einer schlechten Absicht gekommen, so kehren Sie zurück, Sie haben sich geirrt!

— Ich bitte um Entschuldigung, sagte der Herr lächelnd. Ich wollte Sie nur auf die Probe stellen. Gehen Sie zu Fräulein Amelie und sagen Sie ihr, ein Herr wünsche sie zu sprechen, mit dem sie einst in Kalifornien eine Unterredung gehabt.

— Gut, wenn dem so ist, so will ich es bestellen, sagte die Frau und ging.

Nach einer Minute kehrte sie zurück und sagte:

— Treten Sie ein, hier wohnt Fräulein Amelie.

Der Lord — denn er war es — trat in ein helles, kleines Zimmer, das fast der nothdürftigsten Gegenstände entbehrte. In der Mitte stand eine hohe weibliche Gestalt.

Wenn der Lord erwartet hatte, daß ihm Amelie freudig oder mit dem Ausdruck angenehmer Erinnerung entgegenkommen werde, so irrte er. Amelie empfing ihn ruhig, fast kalt. Sie trat ihm einen Schritt entgegen. Das war Alles.

— Mademoiselle, sagte der Lord, ich habe es gewagt, Sie aufzusuchen.

— Ich danke Ihnen, Mylord, antwortete Amelie. Wenige Menschen würden uns in dieser Lage aufgesucht haben. Um so freundlicher ist Ihre Großmuth. Setzen Sie sich, Mylord.

Sie setzte sich noch vor ihm. Es schien ihr Mühe zu machen, zu stehen. Der Lord setzte sich neben sie und jetzt zum ersten Male konnte er ihre Züge genau betrachten.

Großer Gott! Wie sehr hatte Amelie gealtert! Wie sehr verändert waren ihre Züge! Auch damals war sie leidend, niedergebeugt an Geist und Körper zu ihm gekommen. Aber damals hatten ihre Züge noch nicht den Stempel jener entsetzlichen Starrheit getragen, die jetzt erkältend und erschreckend aus ihrem Gesicht blickte. In Amelie's Gesicht lag etwas Matronenhaftes, das im Gegensatz zu dem jugendlichen Ausdruck der Gestalt einen eigenthümlichen und unheimlichen Eindruck machte. Der Lord bemerkte es nicht ohne Bewegung.

— Mademoiselle, sagte er, Ihre Schicksale sind nicht die glücklichsten gewesen, wie man mir gesagt hat. Sie kämpfen mit Entbehrungen, vielleicht mit der Noth.

— Wenn der Mangel an Allem Noth ist, dann allerdings ja! antwortete Amelie mit einer Ruhe, die nur in der vollständigsten Entsagung und Verzweiflung ihre Ursache haben konnte und die ein vollkommenes Seitenstück zu der Gleichgültigkeit bildete, mit der Wolfram die Beleidigungen des Aufsehers und seiner Kameraden hingenommen.

— Aber ich hoffe, daß Ihnen Eines nicht fehlt, die Liebe Wolframs? sagte der Lord.

— Nein, sie fehlt mir nicht, sagte Amelie. Aber diese Liebe ist kein Trost mehr für mich, denn ich sehe, wie über alle Begriffe unglücklich Wolfram ist, und daß er vielleicht glücklicher sein würde, wenn er nicht auch für mich zu sorgen, an mich zu denken hätte.

— Sagen Sie das nicht! erwiederte der Lord. Die Liebe verleiht Kraft und Ausdauer. Wolfram wäre das nicht geworden, wenn er Sie nicht geliebt hätte.

— Und was ist er geworden? rief Amelie. Ein elender, gebrochener Mensch, eine Maschine, ein Thier! Das ist es, was mich so elend macht; ich sehe, wie er zusammenbricht, wie Tag für Tag sein Geist düsterer wird, wie die Sklaverei den Aufschwung seiner Seele hemmt. Ich glaube,

er wäre glücklicher und zufriedener gewesen, wenn ich ihm damals nicht gefolgt wäre.

— Ein bitterer Vorwurf für mich, sagte der Lord sanft und ernst. Aber Sie irren sich, Mademoiselle. Die Ungunst des Schicksals hat Sie verfolgt. Es wird besser werden.

— Hier, hier in New-Orleans? Niemals! rief Amelie. O wären wir nur nicht an diesen Ort gekettet. Könnten wir nur fort. Aber es ist unmöglich!

— Und weshalb ist New-Orleans schlimmer, als ein anderer Ort? fragte Lord Hope.

— Weil Wolfram nie eine andere Beschäftigung finden wird, als die traurige Arbeit, in der er jetzt dahin siecht. Weil er New-Orleans nicht verlassen will, ohne seine Schuld an Mr. Stanley bezahlt zu haben. Und das wird er nie können. Aber das ist es nicht allein. Er weiß, in welcher Lage ich mich hier befinde, und das macht ihn elend. Er weiß, daß ich hier nicht seine Gattin werden kann, daß man es nicht dulden wird. Er weiß, daß man mich verachtet und verspottet, daß man über uns den Stab bricht. Mylord, ich will nicht undankbar gegen Sie sein. Ihrem Rathe verdanke ich es, daß ich Wolframs Herz wiederfand, daß ich einsehen lernte, wie sehr er mich liebte. Aber die Folgen sind dennoch gräßlich gewesen. Ich denke nicht an mich, ich bin bereit, Alles zu tragen. Ich denke nur an Wolfram, und ich weiß, daß er in dieser Lage seinem Untergange entgegen geht.

— Sie betrachten die Verhältnisse viel zu schwarz! sagte der Lord begütigend. Ein kleiner Zufall kann Alles, kann Ihre ganze Lage ändern.

— Nein, sagte Amelie bitter, ich hoffe nichts mehr. Und wenn es auch geschehe — Wolfram und ich sind abgestorben für die Welt. Wir würden das Glück nicht mehr genießen können.

— O, glauben Sie das nicht! Geben Sie sich nicht

einem solchen Irrthume hin. Sie sind Beide noch zu jung, um das wissen zu können. Wenn die Sonne des Glücks Ihnen lächelt, so werden Sie dieselbe freudig begrüßen. Vielleicht kann ich selbst etwas für Sie thun. Scheint Ihnen nicht schon meine Gegenwart ein günstiges Zeichen?

— Nein, Mylord, wirklich nicht. Weshalb? fragte Amelie.

— Es liegt aber doch in meiner Hand, Wolfram zu unterstützen! sagte der Lord.

— Ich glaube kaum, daß er eine solche Unterstützung annehmen würde, erwiederte Amelie. Ich selbst könnte ihm kaum dazu rathen. Wir sind entschlossen, dem Schicksal zu trotzen, so lange es uns möglich ist. Können wir das Verhängniß, das auf uns lastet, nicht ändern — nun so ist es nicht unsere Schuld. Wolfram will mit dem Schicksal kämpfen, und ich werde dasselbe thun. Am wenigsten, glaube ich, wird er von Ihnen eine Wohlthat empfangen wollen. Sein Gemüth ist so erbittert, daß schon die Erinnerung an eine Beleidigung, die er früher empfangen, hinreichen würde, ihn in Zorn zu setzen.

— Das wäre traurig! sagte der Lord. Es war meine Absicht, ihm hülfreich an die Hand zu gehen, und sie ist es noch. Nur begreife ich nicht, wie zwei junge Leute, die sich lieben, durch eine zeitweilige Ungunst des Schicksals so tief niedergedrückt werden können, daß sie alle Hoffnung aufgeben. Das ganze Leben liegt ja noch vor Ihnen!

— Sie würden vielleicht anders sprechen, Mylord, wenn Sie in unserer Lage wären, wenn Sie das Alles erduldet hätten, was uns zu Theil geworden ist.

— Ach, Mademoiselle, ich habe mehr, weit mehr erduldet, rief der Lord. Vergessen Sie das nicht.

— Ja, aber Sie hatten Feinde, Sie wußten es, Sie konnten sich mit dem Gedanken der Rache beschäftigen, Sie waren ein Gefangener. Wolfram hat nichts von dem. Er

kämpft nur mit dem Verhängniß, mit unserem bösen Schicksal. Er hat keinen sichtbaren Feind, er streitet gegen Mächte, die ihn im Geheimen bedrohen. Er muß jeden Schlag des Schicksals hinnehmen, ohne sich wehren, ohne sich rächen zu können. Sein Herz ist todt, Mylord. Selbst wenn er die erste Zusammenkunft mit Ihnen vergäße, würden Sie ihm nicht mehr helfen können.

— Ich gebe die Hoffnung nicht auf, sagte der Lord. Wir werden sehen. Ihr Schicksal muß sich in diesen Tagen entscheiden. Ich sehe ein, daß es nicht so bleiben kann. Ich werde mit Wolfram sprechen. Leben Sie wohl! Wenn wir uns das nächste Mal wiedersehen — und ich hoffe, es wird bald sein — so werden Sie freudiger und hoffnungsvoller denken. Adieu!

Amelie stieß einen Seufzer aus und erhob sich schwach. Der Lord ging.

Auf der Straße war sein Schritt nicht mehr so elastisch. Sein Gang war langsam und sein Auge suchte den Boden, anstatt nach allen Seiten zu schweifen. Weniger die Worte Amelie's hatten ihn niedergedrückt, als ihr ganzer Anblick, als der Ausdruck gänzlicher Verzweiflung und Trostlosigkeit, der in ihrem Wesen lag. Wie ähnlich war sie Wolfram geworden, der Beleidigungen und Strafen jetzt ruhig hinnahm, der an keinen Widerstand mehr dachte. Diese beiden Herzen hatten einen gewaltigen Stoß erlitten, vielleicht einen Bruch. Ob er sich heilen ließ? Ob die Wunde noch vernarben konnte?

Das Gesicht des Lords war beinahe finster, als er in die St. Charles-Straße trat und auf das Haus von Nathan Brothers zuging. Er trat nicht in das Comptoir, sondern in die große Hausthür und stieg sogleich zu den Privatzimmern Mr. Nathans hinauf. Dort gab er seine Karte ab und wurde eingelassen.

— Seien Sie mir willkommen, Mylord, tausendmal

willkommen! rief Mr. Nathan, auf den Lord zueilend. Es ist hohe Zeit. Ich habe Sie mit Sehnsucht erwartet, seit Ihr Brief mich benachrichtigte, daß Sie angekommen seien. O, Mylord, ich habe Ihnen große Vorwürfe zu machen! Indessen, Sie sehen sehr ernst aus!

Der Lord hatte ihm schweigend die Hand gedrückt und sich dann gesetzt.

— Ja, Mr. Nathan, sagte er, ich habe Grund dazu. Ich komme von Amelie!

— Von Amelie! Ich dachte es, und Sie haben sie in Verzweiflung gefunden! rief Nathan.

— In Verzweiflung — nein, antwortete der Lord. — In einer großen Abspannung, in einer solchen Gleichgültigkeit, daß mir selbst beinahe um die Zukunft bange wird.

— Ah, ich dachte es, ich dachte es! rief Nathan. Ja, Sie sind zu weit gegangen, Mylord. Aber ich weise alle Verantwortlichkeit von mir zurück. Ich bin nicht Schuld daran. Es ist mir entsetzlich schwer geworden, dieses Elend zu sehen und Ihren Wünschen Folge zu leisten. Ich bin froh, daß Sie hier sind. Ich mag nichts mehr damit zu thun haben.

— Ich weiß es, Mr. Nathan, und ich danke Ihnen, sagte der Lord. Aber es wird Alles noch gut werden. Lassen Sie die Hoffnung in die Herzen der beiden jungen Leute zurückkehren, und sie werden wieder anfangen zu leben und zu fühlen, wie sonst.

— Aber eilen Sie, ihnen diese Hoffnung einzuflößen! rief Mr. Nathan. Wirklich, mir liegt es schwer auf dem Herzen, diesen Wolfram bei jenem Bau zu sehen. Ich fürchte immer, es geschieht ein Unglück. Man behandelt ihn gar zu schlecht.

— Diese Gefahr ist nun vorüber, sagte der Lord. Aber ich sehe ein, wir sind auf dem äußersten Punkte mit ihnen. Ich möchte Wolfram sogleich sprechen. Können Sie ihn holen

lassen? Die Sache muß zur Entscheidung kommen. Er soll einen Theil der Wahrheit erfahren.

— Gott sei Dank! rief Nathan. Ich will ihn sogleich holen. Hier, Mylord, lesen Sie unterdessen die Briefe, die für Sie angekommen sind.

Er eilte fort und der Lord nahm gedankenvoll das wohlversiegelte Packet, das der Banquier ihm überreichte und das die Adresse der Gebrüder Nathan trug. Es waren drei Briefe: einer vom Abbé Laguidais, zwei vom Herzog ***. Sie beschäftigten sich Beide mit Muthmaßungen über den Tod Morrels, über dessen Verbleib sie alle möglichen Untersuchungen angestellt hatten. Der Name Rablasy's wurde darin erwähnt und der Herzog war auf der richtigen Spur, jedoch ohne die ganze Wahrheit zu ahnen.

Es befand sich jedoch noch eine Nachschrift des Abbé dabei. Sie lautete:

„Endlich haben wir Morrel entdeckt. Er wird unter dem Namen Rablasy in einem Irrenhause gefangen gehalten und ist — wahnsinnig. Das ist eine Thatsache, Graf, und ich beschwöre Sie deshalb, zu uns zu kommen und dazu beizutragen, die Verhältnisse, die eine so traurige Gestalt angenommen haben, zu ordnen. Eilen Sie!"

— Morrel wahnsinnig! sagte der Lord mit tiefer und schwerer Stimme und stützte den Kopf auf die Hand. Das ist trauriger, als ich erwartet hatte. Gott stehe mir bei!

Er blieb in seiner nachdenklichen Stellung, bis er die Thür gehen hörte. Dann stand er auf, zwang sein Gesicht zur Ruhe und Fassung und blickte den jetzt Eintretenden entgegen.

Es waren Mr. Nathan und Wolfram. Der Letztere war in seinem Arbeitsanzuge, mit Schmutz bedeckt. Er erkannte den Lord nicht sogleich und grüßte ihn flüchtig und

gleichgültig. Dann aber schien eine alte Erinnerung in ihm zu erwachen und sein Blick wurde finster.

— Mr. Wolfram, sagte der Lord, ruhig auf ihn zutretend, wir haben uns bereits gesehen.

— Ja wohl, und es ist nicht gut, diese Erinnerung zurückzurufen, sagte Wolfram rauh.

— Sie haben Recht, erwiederte der Lord. Indessen Sie werden bei ruhiger Ueberlegung eingesehen haben, daß Sie zu weit gingen und daß ich in meinem Rechte war. Ich meinestheils biete Ihnen von ganzem Herzen die Hand zur Versöhnung. Wollen Sie dieselbe nicht annehmen, so bin ich bereit, mich später mit Ihnen darüber mehr auszusprechen. Für jetzt habe ich über wichtigere Dinge mit Ihnen zu reden.

— Ich wüßte nicht, welches dieselben sein könnten, sagte Wolfram noch immer finster.

— Nun, sagte der Lord, ich will ganz offen sein. Ich nahm schon damals Antheil an Ihrem Schicksal, und ich that es noch mehr, als ich erfuhr, auf welche Weise Sie von den Mormonen entflohen. Hier in New-Orleans angelangt, erfuhr ich, daß Sie sich in einer traurigen Lage befänden, und nicht nur Sie allein, sondern auch Ihre Braut, Fräulein Amelie. Es wäre mir lieb, wenn ich etwas für Sie thun könnte. Sie sind ein Mann, der berufen ist, eine andere Stellung einzunehmeu, als die jetzige. Außerdem habe ich vielleicht Verpflichtungen gegen Sie zu erfüllen. Ihr Name ist Büchting, nicht wahr?

Wolfram sah den Lord überrascht an, schwieg aber.

— Nun, Ihr Name ist Büchting, ich glaube es zu wissen, fuhr der Lord fort. Ich habe Ihren Vater gekannt, ich habe ihn sterben sehen und vielleicht datiren sich die Verpflichtungen, die ich gegen Sie habe, von jener Zeit her. Sie werden das also, was ich im Namen Ihres Vaters thue, nicht zurückweisen können.

— Ich müßte vorher die Gewißheit haben, daß Sie

es wirklich im Namen meines Vaters thun, sagte Wolfram, und selbst dann wäre es mir lieber, wenn das Vermächtniß desselben mir durch eine andere Person mitgetheilt würde.

— Sie sprechen wie ein Mensch, der von Leidenschaften bewegt ist, sagte der Lord ruhig und ernst. Aber ich werde mich dadurch nicht beirren lassen. Die Gewißheit, daß ich Ihren Vater gesprochen, liegt in der Thatsache selbst. Woher sollte ich sonst Ihren Namen kennen? Daß Sie und Wolfram Büchting ein und dieselbe Person seien, erfuhr ich durch den Mormonen Bertois, der mir einen Ring zeigte, den Sie ihm gegeben.

— Wohlan, sagte Wolfram, und welches ist das Vermächtniß meines Vaters?

— Ich traf ihn in der Wüste als er im Sterben lag, antwortete Lord Hope. Er erzählte mir kurz die Schicksale seines Lebens und bat mich, das, was ich bei ihm finden würde — wenn es mir möglich sei — seinen Kindern zu übersenden. Den Aufenthalt Ihrer Schwester habe ich nicht erfahren können. Auch mit Ihnen bin ich, wie Sie wissen, nur durch einen Zufall bekannt geworden. Ich fand zehntausend Dollars bei ihm. Die Summe kann ich Ihnen übergeben. Sorgen Sie dafür, daß Ihre Schwester den Antheil erhält, der ihr davon gebührt.

Der Lord zog sein Portefeuille aus der Tasche und legte die Banknoten auf den Tisch.

— Mylord, sagte Wolfram, finster vor sich hinblickend, die letzten Nachrichten, die wir von unserem Vater erhielten, waren der Art, daß ich ein so großes Vermögen bei ihm nicht vermuthen darf. Wahrscheinlich ist es Ihre Absicht, Mylord, mich aus Gründen, die ich nicht kenne, zu unterstützen. So lieb mir eine so bedeutende Summe auch in diesem Augenblicke wäre, so muß ich Sie doch von Ihnen zurückweisen. Zwischen uns kann keine Freundschaft sein, und am wenigsten kann ich Ihnen Dankbarkeit schulden.

— Ich ehre Ihre Festigkeit, sagte der Lord, aber ich tadle auch Ihren Eigensinn. Sie und Amelie werden untergehen in dieser traurigen Lage.

— Und was geht das Sie an, Mylord, wenn ich fragen darf? sagte Wolfram rauh.

— Ei nun, ich dächte, wir Menschen hätten die Pflicht, Anderen zu helfen, wenn wir sie in unverschuldeter Noth sehen, antwortete der Lord. Und ich bot Ihnen keine Unterstützung an, sondern Ihr Eigenthum. Nehmen Sie Vernunft an, Wolfram.

— Sir, sagte Wolfram finster und abstoßend, ich weiß nicht, wie Sie dazu kommen, mir solche Lehren zu geben. Hier in New-Orleans hat sich Niemand gefunden, der mir in meiner Noth half. Und von Ihnen will ich nichts annehmen. Ich habe es Ihnen gesagt, ich will Ihnen keine Dankbarkeit schulden.

— Und dennoch müssen Sie mir bereits dankbar sein, sagte der Lord. Ich und jener Mr. Stanley, der Sie hierher nach New-Orleans wies, sind dieselbe Person.

— Wie? rief Wolfram zusammenfahrend. Sie sind Mr. Stanley? Das ist nicht wahr?

— Ich verstehe es sehr gut, andere Gestalten anzunehmen, sagte der Lord. Damals führten mich geheime Zwecke zu den Mormonen und ich lernte Ihre Lage kennen, ich war im Stande, Ihnen behülflich zu sein. Mr. Nathan kann es bestätigen.

— Ja, sagte der Banquier, Lord Hope ist jener Mr. Stanley.

— Dann, Mylord, dann verwünsche ich Sie! rief Wolfram zornig. Dann verwünsche ich Sie, wie ich jenen Mr. Stanley verwünscht habe, denn er ist Schuld an allem unseren Unglück. Dieser Stanley war es, der mir Mittel gab, durch die Wüste zu reisen, und ich danke ihm nicht dafür. Denn wären wir dort verhungert, so hätten wir hier

nicht Qualen zu erleiden gehabt, die tausendmal mehr sind, als Hungertod. Dieser Stanley war es, der mich hierher wies. Soll ich ihm dafür dankbar sein? Wie bin ich hier aufgenommen worden! Welche Leiden waren mein Loos! Herr, wenn Sie jener Stanley sind, so werfe ich Ihnen die letzten Dollars, die ich von Ihnen habe, vor die Füße und werde arbeiten Tag und Nacht, um Ihnen das Geld zurückzugeben. Von Ihnen kann ich keinen Pfennig mehr annehmen. Auf Ihrem Gelde, auf Ihrem Rathe lastet der Fluch!

Man konnte es dem Lord, diesem Manne, der so viel geduldet und erfahren, der so sehr gelernt hatte, sich zu beherrschen — man konnte es ihm ansehen, wie tief ihn die rauhen, zornigen Worte des jungen Mannes erschütterten, wie er mit sich kämpfte.

— Wolfram, sagte er bewegt, Sie thun mir Unrecht. Alles, was ich für Sie that, that ich aus aufrichtiger Theilnahme, nicht allein für Sie, sondern auch für Amelie. Ihre Braut ist die Tochter eines Mannes, gegen den ich Verpflichtungen habe, die ich nun auf seine Kinder übertragen muß, da er todt ist. Wollen Sie, daß ich ruhig zusehen soll, wie Amelie untergeht, während ich es in meiner Macht habe, Sie Beide glücklich zu machen?

— Sir, ich wiederhole es, ich kann Ihnen das Recht nicht zugestehen, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen, sagte Wolfram fest. Ich weiß nicht, was Amelie thun, ob sie Ihre Unterstützung annehmen wird; aber ich zweifle daran. Sie wird einem Manne nichts verdanken wollen, der ihren Bräutigam so behandelt hat und der die Schuld daran trägt, daß er sich in seiner jetzigen Lage befindet. Denn, Sir, wenn Sie die Absicht gehabt hätten, mich stückweise zu ruiniren und hinzuopfern, so hätten Sie nicht niederträchtiger handeln können, als Sie gethan, indem Sie mich nach New-Orleans wiesen.

— Das ist eine schwere, schwere Beschuldigung, sagte der Lord und unwillkürlich senkte er den Kopf. Einen solchen Starrsinn hätte ich bei keinem Menschen erwartet, und am wenigsten bei einem Manne, den die Leiden mild gestimmt haben sollten.

— Mild? Bei Gott, ich weiß nicht, ob Leiden mild stimmen! rief Wolfram mit höhnischem Lachen. Mag es bei Anderen sein! Mein Herz haben sie verhärtet. Das Schicksal hat mir den Fehdehandschuh hingeworfen und ich habe ihn aufgenommen. Ich will mit ihm ringen, wie jener Ritter mit dem Tode. Entweder ich siege oder ich falle. Und wenn ich siege, so will ich allein und durch eigene Kraft gesiegt haben!

Damit wandte er sich um, setzte seinen Hut auf und schritt nach der Thür.

— Mensch! rief der Lord, ihm nacheilend, hören Sie! Sie gehen in Ihr Unglück! Ich will Ihnen Alles sagen! Hören Sie mich an, aber ruhig, nicht mit diesem Ingrimm!

Und dabei ergriff er den Arm des jungen Mannes und wollte ihn zurückhalten.

— Ich habe genug gehört! rief Wolfram. Lassen Sie mich los, oder —

Er schüttelte den Lord ab, faßte den Drücker und warf die Thür hinter sich zu.

Der Lord blieb auf derselben Stelle stehen und sah ihm nach. Seine Lippen waren fest geschlossen. Aber sein Gesicht verrieth nichts von seinen Gedanken.

— Wir müssen weitergehen, sagte er dann zu dem Banquier. Wir dürfen dabei nicht stehen bleiben. Er muß Alles erfahren. In diesem Menschen liegt eine Kraft der Selbstständigkeit, die bewundernswerth ist und das Größte leisten kann. Gehen wir zu ihm. Es wird mir gelingen, mich ihm verständlich zu machen. Er wird mich begreifen. Und thut er es nicht, nun, so muß ihm und Amelie auf andere Weise

geholfen werden. In dieser Lage können sie nicht länger verharren. Man muß ihm Unterstützung so zukommen lassen, daß er den Geber nicht ahnt.

— So kommen Sie, kommen Sie sogleich! rief Nathan. Mir ist entsetzlich bang zu Muthe. Ich fürchte Alles von diesem Manne. Bis jetzt hat ihn die Liebe zu Amelie aufrecht erhalten. Aber die Verzweiflung — die Verzweiflung —

Er hatte schon den Hut auf dem Kopfe und der Lord stieg mit ihm nieder auf die Straße. Es war schon spät und die Menschen drängten sich so lebhaft durcheinander, daß es den Beiden schwer wurde, rasch vorwärts zu kommen. Sie erreichten jedoch bald den Hafendamm und gingen nach der Seite, auf der sich die Arbeiter befanden.

Dort sahen sie, wie Alles ihnen vorauseilte, Matrosen, Handwerker, Neger, Kommis. Alle rannten nach derselben Richtung, sich gegenseitig zurufend.

— Was ist geschehen? riefen Andere, sich den Eilenden anschließend. Es fiel ein Schuß.

— Ja, ein Arbeiter ist von einem Aufseher erschossen worden, lautete die hastige Antwort. Er soll sich widersetzt haben. Geschieht ihm recht, es sind Lumpe!

— Ist er todt, wirklich todt? rief ein Anderer.

— Ja, freilich, der Aufseher wird acht Tage sitzen müssen, antwortete man ihm.

Mr. Nathan war blaß geworden. Er wagte nicht, mit dem Lord zu sprechen. Beide eilten noch rascher vorwärts, so daß sie die Anderen weit hinter sich zurückließen. Vor sich sahen sie bereits eine dichte Menschenschaar, die sich auf dem Damme versammelt hatte und wahrscheinlich den Körper des Getödteten sehen wollte.

Es war schwer, diesen Knäuel zu durchbrechen. Aber der Lord gab Mr. Nathan den Arm und Beide drangen mit vereinten Kräften vor. Sie hörten ein wirres Gerede rings um sich her. Niemand schien noch recht den Hergang zu

kennen. Der Lord fragte auch nicht. Bald hatte er die Menge zurückgedrängt und stand dicht am Hafen.

Vor ihnen lag auf einem Karren der Körper eines Mannes, dessen Kleider auf der Brust mit Blut bedeckt waren. Er bewegte sich nicht mehr.

— Er ist es! Es ist Wolfram! riefen Beide zu gleicher Zeit. Mr. Nathan schwankte. Der Lord hielt ihn. Aber er selbst war leichenblaß geworden.

Um Wolfram herum standen einige Aufseher und Hafenbeamte. Der eine Aufseher hatte noch ein Pistol in der Hand. Wahrscheinlich hatte er den Schuß abgefeuert.

— Ah, da ist Mr. Nathan! sagte er. Nun ja, Mr. Nathan hat mich oft genug vor diesem Burschen gewarnt und mir gesagt, genau auf ihn Acht zu geben.

— Ja wohl, ja wohl! sagte der Banquier mit zitternder Stimme. Aber wie ist es gekommen?

— Nun, ganz einfach, eigentlich durch ein Mißverständniß, antwortete der Aufseher kaltblütig. Aber dieser Wolfram hat doch immer die Schuld. Ich war nach der Stadt gegangen und als ich zurückkam, hörte ich, daß ein Herr dagewesen und Wolfram weggeholt. Das ärgerte mich, denn ich hatte dem Burschen noch vorher eingeschärft, fleißig zu arbeiten. Ich fragte ihn also, wer ihm die Erlaubniß gegeben. Er antwortete trotzig: Niemand. Darauf vergaß ich mich und gab ihm einen leichten Schlag mit meinem Stock. Er nahm seinen Spaten und wollte mir über den Kopf hauen. Ich sah es seinem grimmigen Gesicht an, daß der Schlag ernsthaft sein sollte. Er konnte mich tödten. Ich zog mein Pistol aus der Brusttasche und schoß ihn nieder. Jeder ist sich selbst der Nächste und Nothwehr ist erlaubt.

— Ich selbst war es, der ihn holte. Ich vergaß, ihn zu entschuldigen, sagte der Banquier.

— Thut mir leid, Mr. Nathan, erwiederte der Aufseher. Aber es ist nun einmal geschehen.

Während dessen war der Lord an Wolfram herangetreten, hatte die Jacke und das Hemd desselben auseinandergeschlagen und die Wunde untersucht. Die Kugel konnte durch das Herz gegangen sein. Das Blut floß noch immer in Strömen.

— Bringt Wasser und Leinwand! rief der Lord mit gebieterischer Stimme. Vielleicht ist er noch zu retten. Mr. Nathan, sorgen Sie dafür, daß dieser Mann uns überlassen wird, und treffen Sie Vorkehrungen, daß Amelie dieser Vorfall verschwiegen werde, bis wir Gewißheit haben, ob er todt ist. Wasser und Leinwand, sage ich Euch, Ihr Leute!

Wasser hatte man bereits gebracht. Unbekümmert um das, was um ihn vorging, wusch der Lord die Wunde und beobachtete mit starrem Blick das Gesicht Wolframs. Keine Bewegung, kein Zucken! Nur, als er ihm mit der Spitze eines Messers in die innere Handfläche schnitt, fuhr der Körper leicht zusammen.

— Noch ist Leben in ihm! rief der Lord. Nathan, besorgen Sie eine Sänfte oder eine Bahre. Eilen Sie! Bei Gott! wenn dieser Mann stirbt, so — so bin ich sein Mörder!

Mr. Nathan war schon fortgeeilt, aber die Menge umgab immer noch den Körper des jungen Mannes, von dem man nicht wußte, ob er todt oder nur ohnmächtig sei. Die Hafenbeamten, denen wohl wenig daran gelegen war, diese Sache weiter zu verfolgen, zogen sich zurück und entfernten sich allmählich. Auch von den Zuschauern verlor sich die Hälfte, da es weiter nichts mehr zu sehen und zu hören gab.

Während dieser Zeit war der Lord unermüdlich und rastlos mit dem Verwundeten beschäftigt. Da ihm Niemand Leinenzeug brachte, so hatte er sein Taschentuch zerschnitten und damit versucht, einen ersten Verband aufzulegen. Ein Arzt ließ sich natürlich nicht sehen. Bei einem armen Hafenarbeiter war wenig zu verdienen und außerdem hieß es ja, daß er todt sei. Niemand störte also den Lord, der sich ver-

gebens bemühte, den Ohnmächtigen ins Leben zurückzurufen und dessen Stirn sich allmählich mit kaltem Schweiß bedeckte.

Aber weder ein Laie noch selbst ein Arzt würden diesen Mann für blos ohnmächtig gehalten haben. Mit jeder Minute schien der Tod ihm deutlicher seinen düsteren Stempel aufzudrücken. Die Kugel befand sich nicht in der Wunde. Sie war seitwärts hindurchgegangen und mußte, daran ließ sich kaum zweifeln, das Herz oder irgend eine Hauptader verletzt haben. Selbst der Lord hatte wenig Hoffnung. Sein Blick war entsetzlich starr und jede seiner Bewegungen so ängstlich und hastig, wie sie wohl nie Jemand an ihm bemerkt. Fast mit Gewalt schien er bemüht, das Blut zu stillen, das noch immer aus der Wunde floß, obgleich nur noch spärlich.

Jetzt erschienen auch die Leute mit der Bahre, die Mr. Nathan gesendet hatte. Sie bezeichneten dem Lord das Haus, nach welchem Wolfram gebracht werden sollte. Der Lord war selbst dabei thätig, den Verwundeten auf die Bahre zu legen, und folgte den Trägern, die langsam nach dem Hause schritten, das in der Nähe des Hafens lag.

Erst als Wolfram dort auf eine Matratze gelegt war, schickte der Lord nach den berühmtesten Wundärzten der Stadt, und ihre Ankunft abwartend, saß er neben Wolfram, dessen Augen immer noch geschlossen waren, und der auch nicht das kleinste Zeichen des Lebens von sich gab. Die Thür öffnete sich leise und Mr. Nathan trat auf den Zehen ein.

Der Lord antwortete dem ängstlichen Blick des Banquiers mit einer düsteren, wenig tröstlichen Miene.

— Haben Sie Vorkehrungen getroffen, daß Amelie benachrichtigt wird, ohne die Wahrheit zu erfahren? fragte er flüsternd. Sie darf es auf keinen Fall wissen.

— Ich habe ihr sagen lassen, daß wir Wolfram für einige Tage in Anspruch nehmen würden, antwortete Nathan. Die Wirthin hat mir versprochen, Niemand zu ihr zu lassen.

Und was halten Sie selbst von dem Zustande dieses unglücklichen Menschen?

— Ich weiß es nicht, antwortete der Lord mit gesenktem Blick. Seine Lage ist gefährlich, höchst gefährlich. Aber er kann nicht sterben, nein! Gott kann mich nicht so sehr strafen! Haben Sie es ausgewirkt, daß Wolfram uns allein überlassen bleibt?

— Ja, und die Beamten sind vielleicht ganz zufrieden damit, antwortete der Banquier.

— Haben Sie die Güte, das Billet, das ich schreiben werde, nach meinem Dampfboot zu schicken, Mr. Nathan, sagte der Lord. Ich will meine Frau wissen lassen, daß ich die Nacht hierbleiben werde. In der Nacht muß es sich entscheiden. Aber er wird nicht sterben, nein, nein!

Er schrieb mit Bleistift einige Zeilen, die er in ein Couvert legte, daß er immer bei sich trug. Er übergab es Nathan und sagte ihm, der Bote brauche dieses Couvert nur vorzuzeigen, so werde es auf dem Dampfboote angenommen werden. Der Banquier eilte, den Wunsch seines Freundes zu erfüllen. Während seiner Abwesenheit kamen die Wundärzte, einer nach dem andern. Die Prüfung und die Konsultation begann.

Aber sie hatte kein Resultat. Die gelehrten Herren konnten nicht einig werden. Einzelne behaupteten, Wolfram sei schon todt, oder liege im Sterben. Andere meinten, es sei wunderbar, daß er nicht augenblicklich gestorben sei. Nur Einer hielt es für möglich, daß der Verwundete gerettet werden könne. Die große Ader sei jedenfalls verletzt, aber man habe Beispiele, daß sie sich wieder geschlossen und daß auf diese Weise Verwundete durch sorgfältige Behandlung gerettet worden.

Der Lord hörte die Aerzte scheinbar ruhig an, bat aber nur den Letzten, bei ihm zu bleiben.

— Sir, sagte er, wenn Sie diesen jungen Mann retten,

so erhalten Sie von mir zehntausend Dollars und ich werde Ihnen mein ganzes Leben dankbar bleiben.

— Zehntausend Dollars! rief der Arzt, ein noch junger Mann, das ist zu viel! Liegt Ihnen so viel an dem Leben dieses Mannes?

— So viel, als an meinem eigenen, erwiederte der Lord. Bieten Sie Ihre ganze Geschicklichkeit auf.

— Das will ich thun, und nicht allein um des Geldes willen, antwortete der Arzt.

Nun ließ er seine Instrumente holen, entkleidete den Körper des jungen Mannes vollständig und untersuchte denselben, hauptsächlich aber die Wunde, auf das Genaueste. Bei diesen Untersuchungen, die zum Theil mit der Sonde geschahen, zuckte Wolfram zuweilen zusammen und stöhnte. Der Arzt hielt das für ein gutes Zeichen. Er hatte sich auch überzeugt, daß eine innere Verblutung nicht stattfinde, Dennoch wollte er dem Lord keine Garantie für das Leben des Verwundeten geben. Eine zu heftige Bewegung, eine Kleinigkeit sei hinreichend, die Ader, die wahrscheinlich nur schwach verdeckt worden, wieder zu öffnen.

— Nun, Sir, sagte der Lord, Sie wissen, was ich Ihnen geboten. Ich verlasse mich darauf, daß Sie keine Minute von der Seite dieses Mannes weichen. Geben Sie während der Zeit Ihre anderen Patienten auf. Denn nur unter der Bedingung, daß Sie bei ihm sind, vertraue ich den Verwundeten Ihren Händen an. Stirbt er, so weiß ich, daß Sie nicht die Schuld tragen. Wird er gerettet, so sollen Sie Ihr Glück gemacht haben, ich gebe Ihnen mein Wort darauf.

Nathan kam jetzt zurück. Der Lord sagte ihm mit einem Blicke, in dem eine unendliche Freude aufleuchtete, daß noch Hoffnung für Wolfram vorhanden sei. Dann wurden Sessel für den Lord und den Wundarzt gebracht und Beide schickten sich an, die Nacht bei dem Verwundeten zu durchwachen.

Mr. Nathan leistete ihnen lange Gesellschaft. Dann ging er nach Hause.

Der junge Arzt schien in der That ein gewissenhafter Jünger seiner heiligen Kunst zu sein. Er verließ kein Auge von Wolfram, er beobachtete die geringste Bewegung der Lippen, jedes Zucken irgend eines Muskels. Stunden lang zählte er die schwachen Pulsschläge des Verwundeten mit einem Instrument und notirte die abwechselnde Schwäche und Stärke derselben. Ebenso unverwandt blickte der Lord während der ganzen Nacht auf Wolfram und den Arzt. Auch nicht ein einziges Mal schien ihn der Schlaf anzuwandeln, und als der Morgen dämmerte, war sein Auge so hell wie am vergangenen Abend. Nicht ein einziges Mal unterbrach er die Beobachtungen des Arztes durch ein Wort oder durch eine Bewegung.

— Nun, was denken Sie? flüsterte er am Morgen, als der Arzt zu ihm hinübersah.

— Er ist zu retten, erwiederte dieser. Das heißt, ich sage, die Möglichkeit ist da. Aber wenn es sich um mein eigenes Leben handelte, so könnte ich nicht sagen, ob ich ihn bestimmt retten kann.

Mit dem frühen Morgen erschien auch Mr. Nathan. Der Lord stand nun auf und begab sich mit dem Banquier in ein Nebenzimmer.

— Ich komme von Amelie, sagte dieser. Das Gerücht ist glücklicher Weise nicht bis zu ihr gedrungen und sie ist über das Ausbleiben Wolframs, den sie bei uns glaubt, vollständig ruhig.

— Nun, wohlan, lassen Sie Amelie glauben, daß wir Wolfram beschäftigen, bis die Frage über Leben und Tod entschieden ist, sagte der Lord. Ich muß Ihnen abermals diese schwierige und unangenehme Angelegenheit überlassen, Mr. Nathan, ich kann nicht anders. Heut Nachmittag um vier Uhr muß ich abreisen. Ereignisse, die mich fast ebenso

nahe berühren, wie das Schicksal dieses jungen Mannes, rufen mich nach Europa. Stirbt Wolfram, so darf es Amelie nie erfahren. Eher kann sie glauben, er habe sie verlassen, um anderswo eine bessere Existenz zu finden, und sie mag auf seine Rückkehr hoffen. Wenn Wolfram aber nicht stirbt — und Gott wird mir diese Qual nicht senden! — so bieten Sie Alles auf, ihn langsam und sicher genesen zu lassen. Nehmen Sie ihn in Ihre Wohnung oder bringen Sie ihn nach Ihrem Landgut, und lassen Sie Amelie erst dann zu ihm, wenn er kräftig genug ist, sie wiederzusehen. Sorgen Sie unterdessen dafür, daß Amelie etwas verdienen kann, damit Wolfram sich nicht allein von Ihnen abhängig glaubt. Erfinden Sie irgend etwas, ihn glauben zu machen, daß die Unterstützungen nicht von Ihnen oder von mir kommen. Lassen Sie ihn Beschäftigung finden, die einträglich ist, vielleicht in St. Louis oder einer Stadt in der Nähe. Sorgen Sie für ihn, wie für Ihr eigenes Kind, und geben Sie mir Nachricht. Ich lege das Schicksal dieser beiden jungen Leute in Ihre Hände. Sie sollen glücklich sein — der Himmel wird meine Bitte erhören!

— Ich werde thun, was ich kann, Mylord! sagte Mr. Nathan und drückte dem Lord die Hand. Nur sterben darf er nicht. Es wäre zu traurig. Ich hätte mein Lebtag keine Ruhe mehr!

— Thun Sie nur, wie ich Ihnen gerathen, sagte der Lord. Es wird Alles gut werden.

Man brachte jetzt das Frühstück. Der Lord genoß fast nichts davon und bemerkte mit Genugthuung, daß auch der junge Arzt sehr wenig und sehr vorsichtig aß und nichts trank, als Kaffe und Wasser. Dann setzten sich Beide eben so hin, wie in der vergangenen Nacht, und beobachteten den Verwundeten.

So verging der ganze Nachmittag. Punkt drei Uhr erhob sich der Lord.

— Sir, sagte er zu dem Arzte, ich muß jetzt New-Orleans verlassen. Welchen Trost geben Sie mir?

— Keinen besseren, als bisher, antwortete der Doktor. Wenn der junge Mann fünf oder sechs Tage so ruhig liegt, wie heut, wenn keine Störung, keine innere Entzündung eintritt, so hoffe ich, ihn retten zu können. Jedenfalls wird seine Genesung eine sehr langsame sein. In den ersten vier Wochen darf er keine Bewegung machen, auch nicht die leiseste, und in den ersten vier Monaten darf er das Bett nicht verlassen und überhaupt durch nichts gestört und aufgeregt werden. In sechs Monaten kann er vielleicht ausgehen.

— Das wäre sogar gut, sagte der Lord. Uebereilen Sie nichts, und sollte die Kur ein Jahr dauern. Machen Sie ihn so gesund, als es Ihnen möglich ist. Sie sollen mit mir zufrieden sein.

Dann kniete er neben dem Lager des Kranken nieder und schien einige Minuten lang zu beten. Darauf erhob er sich; sein Gesicht war ruhiger. Er warf noch einen letzten Blick auf Wolframs todtenbleiches Gesicht. Dann verließ er das Zimmer und das Haus.

Unten erwartete ihn Mr. Nathan. Mit diesem zusammen ging er nach dem Hafendamm. Am Fuß der einen Treppe lag eine Gondel, für den Lord bestimmt.

Er nahm von dem Banquier herzlichen und warmen Abschied. Dann trat er auf die oberste Stufe der Treppe und wollte hinabsteigen.

In demselben Augenblick aber sah er einen Menschen vor sich, und ein scheußliches Gesicht, über und über bedeckt mit einem Ausschlage, starrte ihm entgegen.

— Haben Sie Mitleid, haben Sie Mitleid, Herr! jammerte eine rauhe, hohle Stimme.

Gewöhnt an die verschiedenartigsten Dinge des Lebens, an den Anblick der Herrlichkeit, des Lasters und der Häßlichkeit, bebte der Lord dennoch unwillkürlich vor diesem Aus-

sätzigen zurück, dessen Gesicht nichts Menschliches, selbst nichts Thierisches hatte.

— Was willst Du? rief er schaudernd. Geh' mir aus dem Wege, Mensch!

— Gnade! Erbarmen! wimmerte der Aussätzige. Giebt es denn kein Wesen auf der Welt, das sich meiner erbarmt? Sind alle Menschen hart wie Stein gegen mich? Stößt mich Alles zurück, weil ich das Unglück habe, krank zu sein! Giebt es Niemand, der sich einen Gotteslohn verdienen will, indem er sich meiner annimmt? Niemand, der sich durch eine gute That das Himmelreich verdienen will?

— Sprich, Mensch, was willst Du? Hier ist Geld! sagte der Lord.

— Ach, Herr! Hören Sie mich einen Augenblick an, ich bitte Sie um der Wunden Christi willen! rief der Aussätzige. Seit Monaten lebe ich hier in New-Orleans und Niemand will sich meiner annehmen. Selbst ins Hospital wollen sie mich nicht nehmen, weil ich ein Fremder, ein Franzose bin. Ich weiß, daß ich sterben werde, aber ich möchte in meiner Heimath sterben, und Niemand will mich auf sein Schiff nehmen, selbst nicht für Geld. Alle schaudern sie vor mir zurück. Und doch bin ich ein Mensch, so gut, wie alle anderen. Herr, sagen Sie mir, ob Sie nach Frankreich fahren, und wenn es der Fall ist, so geben Sie mir einen Winkel, tief unten, damit ich noch einmal Frankreich sehen und dann sterben kann. Ach, Herr, Sie mögen so gut und so edel sein, wie nur je ein Mensch, Sie werden doch irgend etwas gethan haben, wofür Sie den Himmel um Verzeihung bitten. Er wird sie Ihnen gewähren, wenn Sie sich meiner annehmen.

— Das ist wahr! flüsterte der Lord vor sich hin und dieser Gedanke schien ihn zu ergreifen. Gut, Mensch, ich will Deine Bitte erfüllen. Steige in die Gondel, ich will Dich heilen und nach Frankreich schaffen.

— Dank, Dank! wimmerte der Aussätzige, sich zu den Füßen des Lords krümmend.

— Keine Worte! rief dieser und stieg in die Gondel. Der Aussätzige folgte ihm.

Nach fünf Minuten legte das Boot bei dem Dampfer an. Der Lord gab seinem Intendanten den Auftrag, den Mann nach dem Krankenzimmer zu führen. Er selbst ging sogleich nach der Kajüte und blieb dort.

Unmittelbar darauf dampfte der Schornstein und das Dampfboot verließ den Hafen von New-Orleans.

Villefort.

Das Dampfboot lag im Hafen von Cadix. Der Lord war auf kurze Zeit an das Land gegangen. Die Sonne brannte auf das Verdeck und auf dem Schiffe war Alles so ruhig und still, wie immer. Alles ging seinen geordneten Gang.

Der Kranke, oder Graf Roskowitsch, unter welchem Namen wir ihn zuletzt kennen gelernt, lag auf dem Verdeck, in der Nähe des Schornsteins. Dort war ihm ein Platz angewiesen worden, auf dem er an schönen Tagen in der Sonne liegen konnte.

Seine Krankheit hatte eher zu- als abgenommen. Von seinem Ausschlage hatte sich nichts verringert, er stand noch auf dem Höhepunkt. Vergebens hatte der Lord ihm Mittel gegeben, denen bis jetzt jede ähnliche Krankheit gewichen war. Sie hatten nichts geholfen, aus dem einfachen Grunde, weil der Kranke sie nicht gebrauchte. Der Lord, der unmöglich eine solche Betrügerei ahnen konnte, hatte ihm die Arzneien geschickt und Roskowitsch hatte sie regelmäßig durch das kleine Fenster der Krankenstube in die See gegossen. Der Lord

schüttelte den Kopf, bekümmerte sich aber im Allgemeinen wenig um den Aussätzigen, verließ überhaupt selten die Kajüte.

Die Ueberfahrt war schnell gewesen. Tag und Nacht hatte die kleine aber vortrefflich gebaute Maschine mit vollem Dampfe gearbeitet und dem Winde, der eine Zeit lang konträr war, getrotzt. In Cadir mußten neue Kohlen eingenommen werden.

Roskowitsch hatte nicht viel auf dem Schiffe bemerken können. Zu Anfang hatte man ihm nicht erlaubt, seine Krankenstube zu verlassen, da das Wetter zu schlecht war, und jetzt, da man ihm an einigen schönen Tagen gestattet, in der Sonne zu liegen, hatte er Niemand weiter bemerkt, als den Heizer, den Steuermann, zwei Matrosen und den Intendaten Bertuccio. Den Lord selbst sah er äußerst selten. Die Kajüte, in der er sich aufhielt, war immer verschlossen, die Fenster mit Gardinen dicht verhängt. Roskowitsch hatte nicht einmal erfahren können, ob sich sonst noch Jemand in der Kajüte befinde. Aber er vermuthete es, denn er hatte einmal etwas gehört, was dem Schrei eines Kindes glich.

Jetzt lag er da, sein scheußliches Gesicht der Sonne zugekehrt, mit geschlossenen Augen. Plötzlich hörte er jedoch dasselbe Schreien, und dieses Mal klar und deutlich. Er fuhr auf, besann sich dann aber, drehte sich langsam um und sah nach dem Hinterdeck, wo die Kajüte sich befand.

Dort sah er auf dem schmalen Raum vor der Kajüte eine verhüllte Frauengestalt auf- und abgehen, die ein Kind auf ihren Armen trug, das soeben jenes schwache Geschrei ausgestoßen hatte und nun von ihr wieder zur Ruhe geschaukelt wurde. Die Frau war verschleiert und trug eine eigenthümliche fremdartige Kleidung, die Aehnlichkeit mit derjenigen der orientalischen Frauen hatte. Der Kranke bemerkte jetzt auch, daß von dem einen Kajütenfenster die Gardine ein wenig zurückgeschoben war und an diesem Fenster

sah er ein Gesicht von wundersamer Schönheit, ein Frauengesicht, das glücklich und freudig strahlend zu der anderen Frau hinüberschaute, die das liebliche Kind auf ihren Armen trug.

Der Heizer kam jetzt aus dem Maschinenraum herauf, um mit den beiden Matrosen zu sprechen, die auf der anderen Seite des Schiffes beschäftigt waren, die Kohlen in Empfang zu nehmen. Als er langsam zurückgeschlendert kam, wandte sich Roskowitsch ihm zu.

— Ihr habt also auch Frauen an Bord? sagte er. Das wußte ich noch gar nicht.

Der Heizer stand still, sah ihn aber nicht an. Das Gesicht des Aussätzigen mochte ihm Abscheu einflößen.

— Ja freilich, das ist die Kammerfrau von Mylady, sagte er, mit dem Kinde Mylords.

— Ah, Mylord hat ein Kind? fragte Roskowitsch. Er ist ein glücklicher Mann!

— Und ein guter Mann! Das hast Du an Dir erfahren, sagte der Heizer.

— Ja wohl, murmelte Roskowitsch. Gott segne ihn dafür!

Der Heizer ging. Die verschwollenen, blutunterlaufenen Augen des Kranken wandten sich wieder nach der Frau mit dem Kinde. Es war also die Kammerfrau. Dann mußte die andere Dame, die aus dem Kajütenfenster zuschaute, die Gattin Mylords sein. Ah, wie schön war sie! Der Kranke hatte nie eine schönere Frau gesehen. Er konnte die Blicke nicht von diesem Gesichte abwenden, das ganz Freude und Glück strahlte.

— Er hat ein Kind! murmelte er dann unhörbar vor sich hin. Gewiß liebt er sein Kind!

Dann betrachtete er mit unverwandtem Auge die Frau, die mit dem Kinde spielend und plaudernd vor der Kajüte auf- und abging, bis eine frische Brise über das Fahrzeug

hinfuhr und sie zwang, sich eilig in das Innere der Kajüte zu flüchten.

Wieder schloß jetzt der Aussätzige die Augen und schien sich ganz und gar dem angenehmen Gefühle zu überlassen, das die Sonnenstrahlen in ihm erwecken mochten. Sein Gesicht war nicht mehr im Stande, einen bestimmten Ausdruck zu zeigen, denn es war kein menschliches Gesicht mehr. Unter dieser Maske, der scheußlichsten, die je ein Mensch angenommen, konnten alle Leidenschaften toben, ohne je entdeckt zu werden. Es glich einem Sumpf, der im Sommer gährt. Das Auge wendet sich schnell selbst von der Oberfläche ab, ohne zu versuchen, einen Blick in die Tiefe zu werfen.

Dann hörte der Kranke leichte Schritte und öffnete die Augen ein wenig. Er sah den Lord, der soeben auf das Deck getreten war und nach der Kajüte ging.

Als der Lord den Aussätzigen erblickte, stand er still und trat an ihn heran.

— Mann, mit Deinem Aussatz muß es eine eigene Bewandtniß haben, sagte er. Alle meine Mittel, sonst so gut, haben bei Dir nichts gefruchtet.

— Es ist eine Plage, eine Strafe Gottes, wimmerte der Aussätzige. Und doch habe ich nichts Böses gethan.

— Wir werden in einigen Tagen in Frankreich sein, sagte der Lord. An welchem Punkte soll ich Dich aussetzen? In Marseille, Toulon oder wo sonst.

— Wo Sie wollen, Mylord! antwortete der Kranke. Mir ist jeder Ort in meinem Vaterlande gleich, um dort zu sterben. Gott lohne Ihnen Ihre Güte.

— Hast Du denn keine Verwandten, keine Freunde, die Dich erwarten? fragte der Lord.

— Keine! erwiederte Roskowitsch. Die ich hatte, mögen längst todt sein. Setzen Sie mich an irgend einem Ufer, auf irgend einem Felsen meines Vaterlandes aus und ich will dort sterben.

— Wenn wir das Ziel erreicht haben, werde ich einen letzten Versuch machen, Dich zu heilen, sagte der Lord. Gelingt es nicht, so muß ich Dich Deinem Schicksal überlassen. Es thut mir leid um Dich. Aber Deine Krankheit ist eine von denen, vor welchen selbst gutmüthige Leute und Aerzte zurückschaudern. Die Natur muß Dir helfen.

— Ich danke Ihnen, Mylord! stöhnte Roskowitsch. Gott segne Sie und Ihre Kinder!

Der Lord ging nach der Kajüte und auch Roskowitsch erhob sich nun, um das Krankenzimmer aufzusuchen, das ihm zur Wohnung angewiesen worden.

Es war, wie gewöhnlich auf Seeschiffen, am Vordertheil des Fahrzeuges angebracht und wenn nicht der schönste, doch der luftigste und bequemste Raum. Er war noch nie benutzt worden und die Einrichtung desselben war so wohnlich und freundlich, wie nur je in einem ähnlichen Zimmer. Wie mancher Arme wäre in einem solchen Raume glücklich gewesen! Wie mancher Arbeiter oder Handwerker hätte sich eine so schmucke Wohnung gewünscht!

Roskowitsch achtete jedoch nicht viel auf die Bequemlichkeiten seines jetzigen Aufenthaltes, sondern setzte sich an das Fenster und sah hinüber nach Cadir, das vor ihm lag. In solchem stummen Hinbrüten, den Blick entweder auf die offene See oder auf die Ufer — wenn solche in der Nähe waren — gerichtet, hatte er die meisten Stunden der Ueberfahrt hingebracht und Muße genug gefunden, seinen finstern Gedanken nachzuhängen.

Bald darauf bemerkte er, daß der Dampfer sich wieder in Bewegung setzte. Die Räder und die Maschine begannen zu arbeiten, Cadir verschwand den Blicken des Kranken und das Boot schaukelte wieder auf der hohen See.

— Er hat ein Kind! murmelte er abermals vor sich hin. Er hat ein schönes Weib! Ich möchte wissen, welches das Ziel seiner Reise ist. Etwa Marseille? Das wäre mir

freilich nicht lieb. Doch jetzt kann mir ja Alles gleichgültig sein.

Hier wurden seine Gedanken durch dumpfe und unverständliche Töne unterbrochen, die aus dem Raume neben seinem Zimmer zu ihm herüberdrangen. Roskowitsch hatte diese Töne schon öfter gehört und sie hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Sie waren aber stets so dumpf gewesen, daß er sie nicht hatte verstehen können. Zuweilen hatte sich eine hellere Stimme mit ihnen vermischt, die er für diejenige des Lords gehalten. Aber er hatte auch diese nie verstehen können. Ebenso wenig war es ihm trotz aller Neugierde und Aufmerksamkeit möglich gewesen, zu erfahren, wer sich neben ihm befinde. Fragen hatte er nicht wollen. Die Leute auf dem Schiffe waren ihm nicht gewogen. Sie gaben ihm stets nur mürrische Antwort, manchmal auch gar keine.

Er erhob sich und blickte durch das kleine Fenster in der Thür seines Zimmers, das ihm einen Blick nach dem Verdeck gestattete. Dort blieb er so lange, bis er den Lord über das Verdeck gehen sah, und zwar in einer Richtung, die andeutete, daß er aus dem Zimmer komme, das neben der Krankenstube lag. Der Lord hatte also mit Jemand gesprochen, der sich dort befand. Aber wer war das?

Schon die Langeweile trieb den Kranken an, sich eine genauere Auskunft zu verschaffen. Heut zum ersten Male aber war ihm noch eine andere Vermuthung in den Sinn gekommen, die seine Neugierde um Vieles anstachelte. Er untersuchte die Wand, die ihn von dem Nebenzimmer trennte, sehr genau. Sie war sehr gut gearbeitet und bestand aus doppelten Brettern. Daher auch die Dämpfung des Tones, die es ihm bis jetzt nicht möglich gemacht hatte, etwas von dem zu verstehen, was dort gesprochen wurde. Eine Ritze, eine Oeffnung befand sich nicht in dieser Wand.

Dennoch entdeckte das Auge des Kranken etwas, was einer Thür ähnlich sah. Sie war jedoch so fein eingelegt,

daß er sich erst nach längerer Prüfung von der Richtigkeit seiner Vermuthung überzeugte. Weder Schloß noch Drücker befanden sich an dieser Thür, nur eine kleine Oeffnung, in die wahrscheinlich ein kunstvoll gearbeiteter Schlüssel hineinpaßte. Es mußte schwer sein, dieses geheime Schloß, das ohne Zweifel in der Thür selbst verborgen war, ohne künstliche Instrumente zu öffnen. Aber Roskowitsch verzweifelte nicht daran. Er verriegelte die Thür nach dem Verdeck von innen, verhängte das kleine Fenster, schob das Bett fort, das vor der Thür stand, und machte sich an die Arbeit.

Wer ihn dabei gesehen, würde ohne Zweifel sogleich vermuthet haben, daß ihm diese Art von Beschäftigung nicht ganz unbekannt sei. Roskowitsch benutzte die verschiedenartigsten Geräthschaften, die sich in seinem Zimmer befanden und die ursprünglich für ganz andere Dinge bestimmt waren, um seinen Zweck zu erreichen. Endlich, da ihm das Alles nichts half, schnitt er mit einem feinen Messer ein quadratförmiges Stückchen Holz aus der Thür, dort, wo er das geheime Schloß vermuthete. Nun sah er in der That ein kleines Schloß, das jetzt leicht mit einem gebogenen Nagel zu öffnen war.

Dennoch zögerte Roskowitsch, die Thür zu öffnen. Er konnte Verdacht erregen, wenn er in das Nebenzimmer trat. Denn wer befand sich in demselben? Und was hatte er dort zu thun? Belohnte er die Güte des Lords dadurch, daß er auf dem Schiffe spionirte? Seine Neugierde konnte die Folge haben, daß man ihn aussetzte. Und dann? —

Er beschloß also, einen anderen Versuch zu machen. Er klopfte an die Bretterwand. Befand sich Jemand in dem Nebenraume, so mußte er fragen, was das Klopfen zu bedeuten habe. Erfolgte diese Frage nicht, so konnte nur das, was Roskowitsch vermuthete, der Fall sein. Er klopfte also, erst schwach, dann immer stärker.

Niemand antworte. Niemand fragte aus dem Neben-

raume. Entweder also war derselbe leer, oder es befand sich eine Person dort, die sich um dieses Klopfen nicht kümmerte, die an nichts theilnahm. Jetzt öffnete Roskowitsch leise die Thür und trat ein.

Der Raum, den er vor sich sah, war ziemlich dunkel, denn das Fenster war mit einer dichten grünen Gardine verhangen und außerdem, wie er bemerkte, stark vergittert. Roskowitsch lugte um die halb geöffnete Thür herum, bemerkte aber anfangs Niemand. Dadurch ermuthigt, öffnete er die Thür ganz und trat in das Nebenzimmer.

Es war weit einfacher, als das seinige, und alles Hausgeräth, das er in demselben bemerkte, war an den Wänden oder am Fußboden stark befestigt. Diese Wände und der Fußboden waren außerdem mit Teppichen bedeckt und verhängt. Wahrscheinlich hatten auch diese dazu beigetragen, den Schall der Gespräche zu dämpfen, die in diesem Zimmer geführt wurden. Unhörbar trat Roskowitsch weiter vor.

Jetzt fiel sein Blick auf eine Gestalt, die ganz zusammengekauert, mit verschränkten Armen, auf dem Teppich des Fußbodens saß und die Augen so starr und unheimlich auf den Eintretenden richtete, daß dieser unwillkürlich zurückfuhr. Und er hatte Grund dazu!

Denn wenn sein eigenes Gesicht so sehr durch die Krankheit entstellt war, daß es Niemand ohne Ekel betrachten konnte — so war das Gesicht dieses Menschen, den er jetzt vor sich sah, kaum weniger abstoßend, nicht durch die Entstellung einer Krankheit, sondern durch seine Blässe, durch seine Fahlheit, durch den unheimlichen Glanz der tiefliegenden, gräßlich starren Augen und durch das struppige Haar, das in weißgrauen Spitzen den Kopf, die Wangen und das Kinn umgab. Und wie erschütternd war der Ausdruck dieses ganzen Gesichtes, in dem keine Spur menschlichen Fühlens und Denkens mehr zu finden war, dieses Gesichtes, das zwar die menschliche Form trug, aus dem aber der Funke des Geistes

gewichen war und das einem jener düsteren Gnomen anzugehören schien, mit denen die Phantasie das Innere der Berge und Schluchten bevölkert und die dort auf Haufen von Schätzen kauern, die sie eifersüchtig und argwöhnisch bewachen.

Aber nur für einen Augenblick fuhr Roskowitsch zurück. Dann trat er näher, mit den sichtlichen Zeichen neugieriger Theilnahme und verwunderten Staunens.

— Er ist es wirklich! sagte er halblaut vor sich hin. Es ist der alte Villefort. Aber zum Teufel, wie sieht er aus! Ja, ja, Alter, das hast Du dem auch zu danken!

Der Wahnsinnige schien die Gegenwart eines Fremden gar nicht zu beachten. Er hatte die Hände unter den Knieen gekreuzt, fast wie Jemand, der in den spanischen Bock gespannt ist, und sah immer nur nach derselben Richtung. Roskowitsch konnte deshalb dicht an ihn herantreten, sich sogar neben ihn setzen.

— He, Alter, woran denkst Du denn jetzt? fragte er. Worüber brütest Du?

Wider sein Erwarten schien der alte Villefort diese Frage gehört zu haben.

— Es war ein schönes Kind, ein schöner Knabe, nicht wahr? sagte er mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien — so hohl und dumpf war sie.

— Kind? Knabe? Von welchem sprichst Du denn? fragte der Aussätzige.

— Von wem? Von Eduard! von meinem Sohne, antwortete Villefort.

— Ah, er hatte einen Sohn dieses Namens! murmelte Roskowisch vor sich hin. Ja, ja, ich besinne mich. Den vergiftete seine zweite Frau mit sich zugleich. Wo ist denn der Knabe? Du hast ihn ja nicht bei Dir, Alter? fügte er dann laut hinzu.

— Eduard? Eduard ist im Garten und spielt, antwortete Villefort, mit jenem geheimnißvollen Flüsterton, der den

Wahnsinnigen oft eigenthümlich ist. Ich will ihn nicht stören. Erst werde ich meine Akten durchlesen. Ich habe einen wichtigen Prozeß — den Prozeß gegen den Mörder Benedetto. Ein Prozeß, der mir Ehre bringen wird.

— Das spukt ihm immer noch im Gehirn! sagte Roskowitsch vor sich hin. Also Du glaubst, Alter, Eduard sei im Garten? Du irrst Dich, Eduard ist todt.

— Todt! Eduard todt! sagte Villefort und schüttelte ruhig den Kopf. Nein, Heloise ist todt, meine Frau — auch Valentine, meine gute Tochter, aber Eduard ist nicht todt.

— Du hast ein schwaches Gedächtniß! sagte Roskowitsch. Erinnere Dich doch, Alter, Deine Frau hat den Knaben vergiftet und sich selbst auch.

— Vergiftet! wiederholte Villefort, und diesmal hatte seine Stimme einen bebenden Klang. Wer bist Du? Wer spricht von Vergiften? Ich bin der Anwalt des Staates, ich darf das nicht hören. Ich muß eine Anklage erheben.

— Thue es, meinetwegen! sagte Roskowitsch lustig. Du amüsirst mich, Alter. Ich glaubte, Du wärst ein wenig rasend. Aber Du bist ein stiller, gemüthlicher Patron. Man kann ganz vernünftig mit Dir plaudern. Sage mal, erinnerst Du Dich noch des Grafen Monte-Christo aus Paris? Du kanntest ihn damals.

— Monte-Christo! Hm, den Namen sollte ich kennen! murmelte Villefort. War der nicht bei uns zum Besuch? Spielte er nicht mit Eduard? Ja, Eduard mochte ihn gut leiden.

— Du bist ein Narr! rief Roskowitsch. Monte-Christo war der Mörder Deines Sohnes.

Aber diese Worte machten keinen Eindruck auf den Wahnsinnigen, dessen Gedanken in einen bestimmten Kreis fixer Ideen gebannt zu sein schienen. Er schüttelte ruhig den Kopf und sah mit demselben starren Blicke vor sich hin.

— Erinnerst Du Dich noch der letzten Sitzung, die Du

gehalten hast, Alter? fragte Roskowitsch dann. Weißt Du noch, wie der Prinz Cavalcanti, der Benedetto, Dir sagte, daß er Dein Sohn sei?

— Mein Sohn? Ich habe nur einen Sohn, Eduard! antwortete Villefort. Benedetto, das ist ja der Mensch, gegen den ich den Prozeß führen soll. Er wird guillotinirt werden.

— Der alte Narr! Er hat die letzten Tage seiner Vernunft vergessen! sagte Roskowitsch ärgerlich. Ich dachte, ich würde einen Bundesgenossen in ihm finden, trotz seines Wahnsinnes, und er konnte mir die Mühe abnehmen, diesen Monte-Christo zu erwürgen. Aber er scheint nicht einmal zu wissen, bei wem er ist. Denkst Du noch an die Baronesse Danglars, Alter?

— Danglars? Sei still, sprich nicht so laut davon! flüsterte Villefort. Es braucht Niemand zu wissen, daß sie damals meine Geliebte war, in Auteuil, und daß ich das Kind eingegraben habe.

— Nun, ich werde es nicht weiter sagen! rief Roskowitsch, den das kindische Wesen des Alten zu belustigen schien. Du hast das Kind eingegraben. Aber es ist wieder zum Vorschein gekommen. Jener Benedetto war ja Dein Sohn, das Kind der Baronesse Danglars.

— Nein, nein! flüsterte Villefort kopfschüttelnd. Ich habe nur einen Sohn, Eduard, und der spielt im Garten. Und eine Tochter, Valentine. Aber die ist todt.

— Der Narr, das ist seine fixe Idee! rief Roskowitsch. Nun, ich sehe wohl, damit ist bei ihm nichts anzufangen. Aber weshalb sagtest Du das nicht in der Sitzung? Alle Leute glauben doch, daß jener Benedetto Dein Sohn sei. Weshalb gingst Du fort? Und als Du nach Hause kamst, fandest Du Deine Frau und Eduard todt.

Diesmal antwortete der Alte nicht. Roskowitsch beobachtete ihn genau. Sollte Villefort sich erinnern? Seine

Augen waren immer noch starr auf denselben Punkt gerichtet.

— Eduard spielt im Garten! sagte er dann ruhig. Wenn ich meine Akten gelesen habe, werde ich zu ihm gehen.

— Nun, so gehe zu ihm! rief Roskowitsch ärgerlich. Geh' doch, wenn Du kannst.

— Ich will ihn nicht stören. Er schlägt eben Ball. Es ist ein hübscher, munterer Knabe!

Roskowitsch stand auf und ging verdrießlich einige Mal durch das Zimmer.

— Das soll nun Wahnsinn sein! murmelte er vor sich hin. Der Alte ist verrückt, ja, aber auf eine verrückte Weise. Ich könnte ihm dafür den Hals umdrehen! He, Alter, sieh mich einmal an. Kennst Du mich? Sieh' mich genau an!

Villefort rührte sich nicht. Sein starres Auge schien auf irgend einem wesenlosen Gegenstande zu ruhen. Er schien den Aussätzigen, der vor ihm stand, nicht zu bemerken.

— Dummkopf! murmelte Roskowitsch. Es ist nichts mit ihm anzufangen.

Damit ging er wieder nach der Thür der Krankenstube.

— Er ist verrückt! sagte er vor sich hin, während er sie vorsichtig wieder schloß. Aber auf die unvernünftigste Weise. Ich möchte wissen, wie dieser Monte-Christo ihn behandelt. Der hat ihn wahrscheinlich so stumm und dumm gemacht. Vielleicht wird er dennoch einmal wieder vernünftig, und dann — nun wir wollen sehen. Jetzt kann ich mich nicht auf ihn verlassen. Ich muß allein handeln.

Die Reise.

— So sind wir wieder auf unserer stillen Insel, die Dir eine zweite Heimath wurde, mein liebes Weib! sagte der Graf, während er seine verschleierte Gattin von dem

Dampfboote an das Land führte. Leider empfangen uns Morrel und Valentine nicht — wie ich gehofft hatte, wenn ich einst nach Europa zurückkehrte. Nun, wir werden sie wiedersehen und hoffentlich bald! Doch da kommt Jacopo!

In der That kam ein Mann von mittleren Jahren und in italienischer Kleidung über die Felsen der Insel gerannt. Er war außer Athem und mußte ungefähr fünfzehn Schritt vor dem Grafen inne halten. Dennoch gab er mit der Lebhaftigkeit eines Italieners seine Verwunderung und Freude zu erkennen und kam dann langsam näher.

— Signore! Ah! Illustrissimo! Sie sind es! rief er. Sie sind es wirklich!

— Nun ja, Jacopo, ich bin es, wie Du siehst! sagte der Graf mit jenem Wohlwollen, das er gegen diejenigen, die er liebte, stets bezeigte. Hast Du gut Haus gehalten? Freilich, die Insel gehört nicht mir, sondern Herrn Morrel. Aber ich darf doch danach fragen.

— Alles im besten Stande, Alles! antwortete Jacopo. Herr Morrel ist leider lange nicht hier gewesen, auch die gnädige Frau nicht. Es ist ein einsames Leben hier, aber doch schön. Ja, Illustrissimo, es ist Alles im besten Stande, Alles! Sie brauchen nur einzutreten.

— Gut denn! So führe diese Dame nach den Frauenzimmern! sagte der Graf. Ich werde inzwischen die Ausschiffung überwachen. Was zögerst Du, Haydee?

— Soll ich gehen ohne Edmond? fragte die junge Frau, nach dem Schiffe blickend.

— Nun, da kommt er schon, Myrtho trägt ihn, er ist in guter Hut! sagte der Graf lächelnd. So, nun geh zusammen mit Deinen Frauen nach dem Hause. Jacopo kann zu mir zurückkommen, hierher, wenn ich nicht bald nachfolge.

Die Frauen gingen, Bertuccio, der Intendant, war unterdessen in die Nähe des Grafen getreten.

— Komm her! sagte dieser. Hier bist Du wieder Ver-

tuccio, nicht mehr Hakey. Höre mich an und richte Dich genau nach meinen Worten. Der alte Mann — Du weißt, von wem ich spreche — wird nach dem linken Flügel in ein stilles, luftiges, ruhiges Gemach geführt und dort ebenso bewacht und ebenso behandelt, wie auf dem Berge der Wünsche und auf dem Dampfboot. Du mit den Dienern bleibst stets im Hause. Meine Frau darf nie unbegleitet ausgehen, sobald ein fremdes Fahrzeug in der Nähe oder ein Fremder auf der Insel ist. Die Mannschaft des Schiffes bleibt auf dem Schiffe, sobald dasselbe morgen von der Fahrt, die ich machen werde, zurückgekehrt ist. Ich reise nach Paris. Nur Ali begleitet mich. Was sonst zu thun ist, weist Du. Es bleibt Alles in der gewohnten Ordnung.

— Und der Kranke? Der Aussätzige? fragte Bertuccio. Bleibt er auf der Insel?

— Ja, erwiederte der Graf. Ich werde Dir eine Flasche mit einer Medizin einhändigen, von der Du ihm täglich zehn Tropfen geben sollst. Gieb ihm eine Wohnung, in der er mit anderen Menschen nicht in Berührung kommt. Will er die Insel verlassen — geheilt oder ungeheilt — so gieb ihm tausend Francs und laß ihn nach der nächsten Küste bringen.

— Aber, Herr Graf, er ist uns unbekannt, er ist fremd! wandte Bertuccio zögernd ein.

— Das ist wahr, erwiederte Monte-Christo. Aber dieser Mensch hat mich unter Umständen und in einer Lage um Hülfe angesprochen, in der ich sie ihm nicht abschlagen konnte, und in der ich gelobte, für ihn zu sorgen. Thue also, wie ich Dir gesagt habe.

Der Intendant zog sich zurück und der Graf fuhr schweigend fort, die Ausschiffung einiger großen Kisten und mancherlei Geräthschaften zu überwachen. Nach einer Viertelstunde sah er sich um. Jacopo war zurückgekehrt und stand hinter ihm.

— Komm näher! sagte der Graf. Bist Du gesund, bist Du zufrieden?

— Vollkommen, Illustrissimo. Es fehlte mir blos, Sie einmal wiederzusehen, und dieser Wunsch ist nun auch erfüllt. Ich bin ganz, ganz zufrieden.

— Hast Du Dir nicht eine Frau genommen, um Dir die Einsamkeit zu vertreiben? fragte der Graf, der gern einen scherzhaften Ton annahm, wenn ihn seine Zwecke nicht nöthigten, streng zu sein. Ich dachte, Du würdest mir mit einem kleinen Jacopo entgegen kommen.

— Behüte der Himmel! rief der Italiener und schlug das Zeichen des Kreuzes. Das fehlte mir, Illustrissimo! Allein bin ich hier, wie im Himmel. Eine Frau könnte mir diese Insel zur Hölle machen. Denken Sie doch, Illustrissimo, daß man ihr nicht einmal aus dem Wege gehen könnte!

Der Graf lachte und sah eine Minute lang wieder nach dem Dampfer.

— Ist Alles während der Zeit ruhig und in Ordnung gewesen? fragte er dann den Diener.

— Alles, antwortete dieser. Im vergangenen Frühjahr war Herr Morrel mit seiner Frau hier. Seitdem haben sie nur geschrieben. Ich dachte, sie würden bald wiederkommen.

— Sie werden kommen! erwiederte der Graf. Und wie steht es mit den Schmugglern, mit den Piraten? Sind viel gelandet? Haben sie mein Haus ausgekundschaftet?

— Nein, Illustrissimo, sie haben sich ganz von hier fortgewöhnt, antwortete Jacopo. Zuweilen legt wohl noch eine kleine Schmugglerbarke hier an. Aber es geschieht selten. In der letzten Zeit aber ist mir Einiges doch nicht so ganz richtig vorgekommen.

— Nun, heraus mit der Sprache! sagte der Graf. Sind Räuber auf der Insel?

— Gott sei Dank, nein! antwortete der Italiener. Aber seit ungefähr acht Wochen, es kann auch länger sein — be-

merke ich ein Schiff, das die Fahrt um die Insel zu machen scheint und fast jeden Tag von irgend einem Punkte der Insel aus zu sehen ist.

— Welche Farben trägt es? fragte der Graf, den diese Nachricht nicht zu beunruhigen schien.

— Ich halte es für ein französisches Schiff, antwortete Jacopo. Was es ist, ein Kreuzer, Kauffahrer, Privatfahrzeug oder Regierungsschiff, das weiß ich nicht. Ich sehe es aber täglich.

— Nun, das will nichts sagen, erwiederte der Graf. Mache mich darauf aufmerksam, wenn Du es siehst. Wahrscheinlich ist es ein Kreuzer, der auf die Schmuggler Acht geben soll.

Bei sich selbst hielt es der Graf für wahrscheinlicher, daß die französische Regierung, beunruhigt durch die Landung Ludwig Napoleons, jetzt vorsichtig ihre Küsten durch Kreuzer bewachen lasse, aber er glaubte, es sei überflüssig, Jacopo mit dieser Vermuthung bekannt zu machen, und da er nicht mehr mit dem Diener sprach, so entfernte sich dieser.

Auch der Graf ging, als Alles am Lande war, nach dem Innern der Insel und suchte dort die reizende und verborgene Wohnung auf, die er sich früher errichtet hatte und die bei seiner Abreise aus Europa das Eigenthum Maximilian Morrels geworden war. Er begab sich sogleich zu Haydee und blieb den ganzen Tag bei ihr, sich mit ihr der Vergangenheit erinnernd und mit dem kleinen Edmond tändelnd. Haydee genoß das Glück seiner Gegenwart in vollen Zügen. Sie wußte bereits, daß ihr Gatte am andern Tage abreisen, sie auf unbestimmte Zeit — er sagte längstens vierzehn Tage — verlassen wolle. Sie saßen und sprachen bis tief in die Nacht hinein. Dann ging der Graf nach seinem Zimmer, um einige Stunden zu schlafen.

Am anderen Morgen in der Frühe dampfte der Schornstein des Dampfers und das Boot war zu der neuen, kurzen

Reise bereit. Es sollte den Grafen in einem kleinen Hafen an der französischen Küste absetzen. Von dort aus wollte er ganz im Geheimen Paris erreichen.

Er nahm zärtlichen Abschied von seinem Kinde, von Haydee. Zum ersten Male fühlte er, was es heißt, Weib und Kind verlassen müssen, und es wurde ihm schwerer, nach dem civilisirten Paris zu reisen, als einen Ritt durch die Einöden Kaliforniens zu machen. Er kannte diese Civilisation und wußte, daß sie mehr Gefahren bot, als die Wüste. Früher hatte er die ganze Welt durchschwärmt. Jeden Ort hatte er mit gleicher Ruhe verlassen. Aber damals war Haydee nicht seine Gattin gewesen, damals hatte sie das Kind nicht auf ihren Armen getragen! Dennoch zwang er sich mit seiner wunderbaren Beherrschungskraft zur vollständigsten Ruhe, zum heitersten Lächeln. Nur von Ali begleitet verließ er das Haus und betrat den Weg, der nach dem Ufer führte.

Jacopo kam ihm ziemlich hastig entgegen.

— Dort, Illustrissimo, dort ist das Fahrzeug, von dem ich gestern sprach, sagte er. Es hat den ganzen Morgen und wahrscheinlich auch in der Nacht auf der Höhe gekreuzt.

— Gut, Jacopo, ich werde es vom Schiffe aus beobachten, sagte der Lord. Adieu!

Auf dem Dampfer angekommen, trat er an das Fernrohr. Er erkannte auf den ersten Blick ein Fahrzeug der französischen Regierung und zweifelte nun nicht länger, daß seine gestrige Vermuthuug die richtige gewesen. Es war ein kleines Fahrzeug, das acht Kanonen und wahrscheinlich eine Besatzung von dreißig bis vierzig Mann führte.

— Vorwärts! sagte der Graf und er ging in die Kajüte, um noch einmal seine Papiere nachzusehen, denn er sah voraus, daß man ihn ansprechen werde. Sein Paß war in Ordnung. Er lautete auf Lord Hope, Grundbesitzer in Kalifornien.

Der Dampfer nahm seinen Kurs nach der französischen Küste, ohne sich weiter um das Fahrzeug zu kümmern. Dieses jedoch kam mit vollen Segeln auf den Dampfer zu.

— Beilegen! tönte der Ruf durch das Sprachrohr. Beilegen und das Boot erwarten!

Der Graf gab Befehl, zu halten, und gleich darauf wurde von dem französischen Schiffe ein Boot ausgesetzt, das auf den Dampfer zuruderte. Es war mit zehn Soldaten bemannt. Am Steuer saß ein Offizier höheren Ranges, neben ihm ein Herr in Civil.

Der Graf empfing die Herren bei der Treppe. Seine Haltung war, wie immer bei solchen Gelegenheiten, durchaus ruhig und gefaßt. Schon am Tage vorher hatte er seinen Bart und seinen Anzug geändert, damit man ihn in Paris nicht durch einen Zufall erkenne — denn in Berührung mit der großen Welt wollte er überhaupt nicht treten. Er wollte nur den Abbé und den Herzog *** sprechen.

— Mein Herr, entschuldigen Sie! Sagte der Offizier. Wir haben Ordre, jedes fremde Fahrzeug, das sich der Küste nähert, zu visitiren. Sie werden deshalb verzeihen —

— Im Gegentheil, ich finde diese Maßregel ganz gerechtfertigt, erwiederte der Lord und gab seinem Französisch einen englischen Accent. Hier sind meine Papiere. Was das Schiff anbetrifft, so mögen Sie es durchsuchen. Es führt weder merkantilische noch politische Contrebande.

Der Herr im Civil nahm den Paß in Empfang. Der Offizier begann mit einigen Soldaten den Umgang durch das Schiff. Der Graf erkannte in dem Civilisten sogleich einen Polizeimann und dieser Umstand fiel ihm auf, um so mehr, da der Herr den Paß sehr genau prüfte.

— Sie entschuldigen, Mylord, sagte der Beamte. Sie kommen von der Insel Monte-Christo.

— Allerdings, antwortete Dantes. Die wüste Insel fiel mir auf und ich ging gestern dort ans Land.

— Sie haben einige Personen dort abgesetzt, sagte der Beamte. Darf ich fragen, wer sie waren?

— Das klingt ja wie ein Verhör? sagte Monte-Christo ruhig. Ich glaubte, es genügte, meinen Paß zu zeigen, der vollständig in Ordnung ist. Was sonst sein mag, das hat wenig Interesse —

— Für uns, wollen Sie sagen! unterbrach ihn der Beamte. Nun, doch wohl nicht. Unser Interesse an Ihnen ist so groß, daß wir nun schon sehr lange Zeit kreuzen, um Sie zu erwarten.

— Mich? fragte Monte-Christo, wirklich erstaunt. Kannten Sie mich denn?

— Nicht unter dem Namen Lord Hope, wohl aber unter dem des Grafen Monte-Christo.

— Demnach glauben Sie, ich führe zwei Namen? fragte der Graf, der jetzt seine ganze Geistesgegenwart aufbot, da er eine Gefahr ahnte, ohne sie jedoch zu kennen, und einsah, daß er auf seiner Hut sein müsse.

— Nicht nur zwei, erwiederte der Beamte. Sie führten auch die Namen Dantes, Abbé Busoni, Sindbad, Lord Wilmore. Ihr Lieblingsname früher, unter dem Sie in Paris auftraten, war jedoch der eines Grafen Monte-Christo und unter diesem erwarten wir Sie.

— Nun wohl, Sie scheinen gut unterrichtet. Aber was soll das Alles bedeuten? fragte Monte-Christo.

— Daß Sie die Güte haben werden, sich uns zur vollständigsten Disposition zu stellen, erwiederte der Beamte. Lassen Sie deshalb Ihr Boot zurückkehren und kommen Sie mit auf unser Fahrzeug.

— Nicht so eilig! sagte der Graf. Wer sind Sie für's Erste, wenn ich fragen darf.

— Hier meine Antwort, sagte der Beamte und überreichte dem Grafen ein Papier.

Dieser nahm es und las:

„Der Polizeirath, Herr Ducal, erhält hierdurch den Auftrag und die Berechtigung, eine gewisse Persönlichkeit, bekannt unter dem Namen des Grafen von Monte-Christo, ohne Zögern und nöthigenfalls mit Anwendung von Gewalt zu verhaften und sofort mit möglichst großer Eile nach Paris zu führen. Sämmtliche Behörden werden aufgefordert, Herrn Ducal bei diesem Unternehmen Unterstützung zu leisten.

Das Polizei-Ministerium.

2c. 2c."

— Gut, sagte der Graf, gesetzt auch, ich wäre jener Graf Monte-Christo und Sie hätten den Auftrag von Ihrer Regierung, so steht der Ausführung desselben doch ein bedeutendes Hinderniß entgegen. Ich bin kein Franzose. Ich bin Bürger von Toskana und England.

— Auch dies wird mich nicht abhalten, meine Schuldigkeit zu thun, sagte der Beamte. Meine geheimen Instruktionen ermächtigen mich, Sie auf jeden Fall nach Paris zu führen.

— Wohlan! rief der Graf. Ich bin auf der Reise dorthin und es kann mir im Allgemeinen nur lieb sein, Gesellschaft zu haben. Der Diener, den ich mit mir nehme, ist stumm. Also, Herr Polizeirath, ich stehe zu Ihrer Disposition. Nur eine Bitte habe ich an Sie. Ich werde die Reise nicht mit Ihnen, sondern Sie werden dieselbe mit mir machen.

— Ich weiß nicht recht, wie ich das verstehen soll! sagte Ducel.

— Nun, wie ich erwähnte, ich habe große Eile, es drängt mich, Paris zu sehen. Außerdem dürfte ich noch etwas durch die Angelegenheit, deren Agent Sie sind, aufgehalten werden. Um so mehr liegt mir daran, Paris recht bald zu erreichen. Nun können Sie aber unmöglich so schnell reisen, wie ich, denn von Fréjus bis Paris sind die Post-

pferde bereits für mich bestellt. Ich bitte Sie also, wie ich bereits sagte, mit mir zu reisen. Es ist ja ein und dieselbe Sache. Ich nehme nur meinen Neger Ali mit mir. Wählen Sie sich Ihre Begleiter selbst.

— Ihr Vorschlag ist nicht so übel! sagte der Polizeirath, dem das Wesen Monte-Christo's sichtlich imponirte und der sehr höflich und zuvorkommend geworden war. Nur Eins noch! Ich hatte, genau genommen, den Auftrag, Sie auf der Insel Monte-Christo selbst in Empfang zu nehmen und dort zugleich einen Blick auf Ihre Papiere werfen.

— Herr Rath, sagte der Graf mit der größten Ruhe, es ist gut, daß der Zufall Sie an der Ausführung dieses Planes gehindert hat. Hier auf offener See füge ich mich theils der Gewalt, theils dem Umstande, daß es mir gleichgültig ist, mit wem ich nach Paris reise, denn dort wird sich Alles aufklären. Hätten Sie es aber gewagt, mich auf meiner Insel Monte-Christo irgendwie zu beleidigen, so würde ich der Gewalt Gewalt entgegengesetzt haben, und wahrscheinlich mit gutem Erfolg. Denn die Insel gehört nicht zu Frankreich. Sie ist mein Eigenthum und die Folgen einer Widersetzlichkeit wären mir höchst gleichgültig gewesen.

— So wollen wir davon abstehen! sagte der Polizeirath, der aufmerksam zugehört hatte. Es liegt mir auch hauptsächlich nur an Ihrer Person, und wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, auf der Reise nach Paris nicht zu entfliehen, so will ich nur zwei Polizeibeamte, die sich mit mir auf dem Schiffe befinden, zu Reisebegleitern wählen.

— Gut, ich gebe mein Wort, sagte der Graf. Und damit meine Freunde und Angehörigen auf der Insel nicht beunruhigt werden, so erlauben Sie mir wohl, meine Reise bis Fréjus auf meinem Dampfer fortzusetzen und ihn von dort aus erst zurückzuschicken. Haben Sie die Güte, so lange bei mir zu bleiben. Auch die Soldaten können an Bord bleiben.

— Gut, erwiederte der Beamte. Haben Sie etwas Auffälliges gefunden, Herr Lieutenant?

Die Frage war an den Offizier gerichtet, der jetzt zurückkehrte.

— Durchaus nicht, erwiederte dieser. Es ist Alles in Ordnung.

— Ich werde auf diesem Dampfboot bleiben, sagte der Rath. Lassen Sie Ihre Soldaten bei mir. Wir fahren zusammen bis Fréjus und dann reise ich mit diesem Herrn nach Paris.

— Wie Sie befehlen, Herr Rath, sagte der Lieutenant und verließ den Dampfer.

Der Graf gab Befehl, daß derselbe seinen Kurs nach Fréjus fortsetzen, aber nicht schneller fahren solle, als die französische Korvette. Die Befehle wurden genau befolgt. Die Korvette hatte übrigens den günstigsten Wind und blieb auf der Seite des Dampfers, obgleich dieser seine Maschine beinahe mit voller Kraft arbeiten ließ. Am Abend lag die französische Küste vor ihnen. Der Lord gab seinem Steuermann den Befehl, sogleich zurückzukehren, benutzte ein Boot von der Korvette, in das Ali seinen Koffer trug, und fuhr mit dem Polizeirath an das Land, wo unterdessen bereits ein Boot von der Korvette gelandet war.

Der Rath fand in demselben die zwei Polizeibeamten, von denen er gesprochen.

— So wäre Alles für die Reise bereit? fragte der Graf. Dann wollen wir aufbrechen. Sie sehen, wie sehr ich Eile habe. Kommen Sie mit mir nach dem Postbüreau.

— Sind die Postpferde für Herrn Lafitte bereit? fragte er den Postbeamten.

— Gewiß, mein Herr, sie waren für acht Uhr Abends bestellt und stehen mit der Chaise im Hofe, antwortete dieser. Wenn Sie Herr Lafitte sind, so können Sie Gebrauch von ihnen machen.

Ein sehr schöner, eleganter und bequemer Reisewagen fuhr vor. Im Innern hatte er vier Sitze, außen drei, für den Kutscher und zwei Diener. Ali nahm sogleich einen dieser Plätze ein.

— Es muß mir geahnt haben, daß ich in Gesellschaft fahren würde, sagte der Lord lächelnd. Ich war erst im Begriff, einen kleineren Wagen zu bestellen. Um so besser!

— Haben Sie diesen schönen Wagen bestellt! fragte der Rath erstaunt. Gehört er der Post? Wahrlich, ich glaubte nicht, daß unsere Postämter den Reisenden so schöne Wagen zur Verfügung stellten!

— Ah, Sie irren, sagte Monte-Christo. Es ist mein eigener Wagen. Ich habe ihn in Marseille bauen lassen und von dort wurde er hierhergeschickt. Um so besser für uns Beide!

Der Polizeirath, obgleich ein vorsichtiger und kalter Mann, konnte nicht umhin, ein Gesicht zu machen, das ein wenig Verwunderung ausdrückte. Eine Minute später saß er mit dem Grafen im Fond des Wagens. Die beiden Beamten nahmen den Rücksitz ein.

Es war inzwischen Nacht geworden und der Postillon fuhr wie der leibhaftige Teufel, denn der Graf hatte ihm ein paar Goldstücke gezeigt und gesagt: Gut fahren! In zwei Stunden waren sie auf der nächsten Station. Dort wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Der Graf fragte nach den Pferden für Lafitte. Sie standen bereits angeschirrt im Hofe. Dasselbe wiederholte sich von Station zu Station. Es war eine Reise im Fluge.

Vielleicht hatte der Rath die Absicht gehabt, während der Nacht ein wenig mit dem Grafen zu plaudern. Dieser aber schlief, oder that wenigstens, als ob er schliefe. Sowie der Wagen jedoch an einer Station hielt, fuhr er auf, sprang aus dem Wagen, fragte nach den Postpferden, ließ dieselben vorspannen und schlief gleich darauf wieder ein.

Als der Morgen anbrach, war eine Strecke von beinahe fünfzig Lieues zurückgelegt.

— Parbleu! das nenne ich fahren! rief der Polizeirath, als Monte-Christo ausstieg und fragte, ob man auf dieser Station — es war eine größere Stadt — anhalten und ein Frühstück nehmen wollte.

— Nicht wahr? meinte Monte-Christo. Ich glaube kaum, daß man Sie so gut bedient hätte, wenn es auf Kosten der Regierung gegangen wäre. Also wir frühstücken hier?

— Wie Sie wünschen! sagte der Rath, und der Graf bestellte ein separates Zimmer im Gasthause.

Als sie dort allein an der reichbesetzten Tafel saßen, der übrigens der Graf wie gewöhnlich wenig Ehre anthat, entspann sich ein Gespräch über allgemeine Gegenstände, das der Graf jedoch kurz abbrach.

— Herr Rath, sagte er, ich habe Ihnen erwähnt, daß wichtige Angelegenheiten, Familienverhältnisse, die rasch geordnet sein wollen, mich nach Paris rufen. Ich habe keine Ahnung davon, weshalb mich auch die Regierung in Paris erwartet und kennen lernen will. Sie kennen jedoch den Gang der Verhältnisse und wissen, das mir vierundzwanzig Stunden mit fruchtlosen Verhören verloren gehen können. Vierundzwanzig Stunden aber sind für mich ein bedeutender Gegenstand und es würde mir sehr lieb sein, schon im Voraus Mittel und Wege zu finden, um die Angelegenheit möglichst bald zu ordnen. Verstehen Sie mich recht. Es fällt mir nicht im Geringsten ein, Sie bestechen zu wollen. Meine Verbindungen in Paris sind der Art, daß ich bald jedes Mißverständniß beseitigen werde. Aber es kommt mir darauf an, die Veranlassung zu wissen, die meine Verhaftung hervorgerufen hat. Kenne ich diese, so wird es mir leicht werden, mich sogleich an die geeigneten Persönlichkeiten zu wenden. Steht es also in Ihrer Macht, das heißt, wissen Sie etwas über diese Veranlassung, so bitte ich Sie, es mir

mitzutheilen. Sie begehen damit keine Indiskretion. Sie haben nur den Auftrag gehabt, mich nach Paris zu führen, und das werden Sie ohnehin thun.

Der Polizeirath lächelte fein. Monte-Christo hatte aber so ruhig und einfach gesprochen und nahm auch jetzt eine so indifferente Miene an, daß er beinahe verlegen wurde.

— Sie haben Recht, sagte er dann. Indessen — man kann nicht wissen, was von der Regierung für eine Indiskretion gehalten wird. In meiner Ordre ist darüber nichts enthalten, ich kann also thun, was ich will, aber ich muß auch die Verantwortlichkeit dafür tragen. Und bei solchen Dingen kann man sein Amt und Brod verlieren, man weiß nicht wie!

— O, das glaube ich doch kaum! sagte Monte-Christo mit einem eigenthümlichen Lächeln. Ich bin indessen bereit, Ihnen für jeden Schaden aufzukommen. Hier ein Beweis davon!

Und mit einer raschen Bewegung legte er ein Päckchen Banknoten vor den Rath hin.

— Ah, Sie scherzen! rief dieser und seine Blicke schweiften nachlässig auf das Päckchen, das er ebenso scheinbar gleichgültig und fast mechanisch zu zählen begann. Fünfzig Scheine — jeder auf tausend Francs — o, mein Herr, Sie scherzen! Was denken Sie von mir? Die Verantwortlichkeit ist allerdings eine große, aber ich würde sie auch ohnehin übernommen haben, nur, um Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen. Ich hoffe, Sie sind überzeugt davon!

— Vollkommen! sagte Monte-Christo. Und nun, was wissen Sie?

— Leider wenig, für Sie aber vielleicht genug, antwortete der Rath, der unterdessen das Päckchen nachlässig in seine Brieftasche gelegt hatte. Nun, ich wurde vor einiger Zeit in das Ministerium gerufen und befragt, ob ich etwas über eine Persönlichkeit wisse, die vor einiger Zeit unter dem

Namen Monte-Christo in Paris gelebt habe. Ich muß zu meiner Beschämung gestehen, mein Herr, daß mir Ihr Name ganz unbekannt war. Ich erhielt jedoch den Auftrag, Recherchen anzustellen und das that ich denn auch. Auf diese Weise erfuhr ich allmählich, daß Sie in den elyläischen Feldern gewohnt und mit den Familien Villefort, Danglars, Morcerf und Herbault in Verbindung gestanden hatten. Viel erfuhr ich nicht. Aber ich erhielt wenigstens die Ueberzeugung, daß Sie ein sehr reicher Mann sein müßten und daß Sie kein Gewerbe oder sonst irgend etwas getrieben, was einen Verdacht auf Sie hätte werfen können. Darauf ward ich zu Herrn Franck-Carré, dem Staatsanwalt, beschieden und hatte eine längere Konferenz mit ihm. Er war damals noch leidend an den Folgen eines Sturzes, den er erlitten, als er sich aus einem brennenden Gefängniß retten wollte. Herr Franck-Carré sagte mir, es unterliege keinem Zweifel, daß Sie in das Attentat von Boulogne verwickelt seien und dasselbe wenigsteus mit Geld unterstützt hätten. Morrel habe auf Ihren Rath gehandelt. Von diesem habe er erfahren, daß Sie außer jenem Hause in den elysäischen Feldern auch noch ein Schloß in Tréport und eine Besitzung auf der Insel Monte-Christo besäßen. Er bat mich, die letztere zu überwachen, da der Regierung viel daran liege, über Ihre Persönlichkeit und über Ihre Absichten ins Klare zu kommen. Auch Tréport sollte beobachtet werden. Ferner erhielt ich den Auftrag, die Korrespondenz des Herzog *** überwachen zu lassen. Dadurch erhielt ich die Gewißheit, daß Sie nicht in Europa, sondern wahrscheinlich in Amerika seien. Ich vermuthete jedoch, Sie würden bald hier eintreffen und dann wahrscheinlich auf der Insel Monte-Christo landen. Deshalb stationirte ich mich auf jener Korvette — und Sie sehen, daß mich meine Berechnung nicht getäuscht.

— Gut! sagte Monte-Christo. Aber woher vermutheten Sie, Herr Rath, daß ich nach Europa kommen würde?

Ich wüßte nicht, welchen Grund Sie zu dieser Annahme gehabt hätten.

— Offen gestanden, gar keinen, antwortete der Polizeirath. Ich dachte mir nur, daß ein Mann von Ihrem Reichthum und Ihren Talenten es unmöglich lange in Amerika aushalten könne und bald zurückkehren müsse. Auch glaubte ich, daß Sie bemüht sein würden, Morrel aus seiner Lage zu befreien, da Sie sich doch für ihn interessirten.

— Wissen Sie etwas über Morrels Schicksal? fragte der Graf.

— Ja, man sagte, er sei entflohen, erwiederte der Beamte. Doch weiß ich nichts Genaues. Vergessen Sie nicht, daß ich seit acht Wochen hier an der Küste kreuze.

— Das ist wahr! sagte Monte-Christo. Nun, Ihre Mittheilungen sind mir sehr angenehm. Es steht also fest, daß die Regierung mich für einen stillen Theilnehmer des Attentats von Boulogne hält, und darüber werde ich mich bald mit ihr vereinigen. Wir wollen nun aufbrechen, wenn es Ihnen recht ist. Je eher in Paris, desto besser!

Die Reise wurde nun fortgesetzt, wo möglich mit noch größerer Eile. Die Postillone fuhren, als ob ihre Pferde nicht zehn Francs gekostet hätten und als ob der Wagen von Stahl sei. Das war er auch in der That, er war prächtig gebaut. Ein Agent des Grafen hatte ihn in Marseille bauen lassen und derselbe hatte auch die Postpferde auf den Namen Lafitte von Fréjus bis Paris bestellt, wohin er dem Grafen vorausgegangen war.

Im Allgemeinen sprach der Graf auf der ganzen Reise sehr wenig mit seinem Begleiter. Die Fragen, die dieser im Laufe der Gespräche zuweilen an ihn richtete, wußte er stets zu umgehen, obgleich sie meistentheils ganz unschuldiger Natur waren, denn von den wahren Absichten und Zwecken des Grafen hatte er gar keine Ahnung. Er glaubte, daß die Hauptthätigkeit desselben eine politische sei.

Als der Graf in eins der südlichen Thore von Paris einfuhr, gab der Rath dem Postillon die Richtung an, die er einzuschlagen habe. Sie lautete nach der Polizei-Präfektur. Nach einer Viertelstunde hielten sie vor derselben.

Der Rath stieg aus, der Graf folgte ihm.

— Ah, mein Herr, wo ist denn Ihr Schwarzer? fragte der Beamte erstaunt, als er den Platz nur von dem Postillon besetzt sah.

— Sie meinen Ali? fragte der Graf lächelnd. Nun, der wird vom Sitz gesprungen sein, wie es seine Gewohnheit ist, wenn der Wagen halten soll. Kümmern Sie sich nicht um ihn. Er wird wohl wissen, wohin er sich zu wenden hat. Tragen Sie Sorge für meinen Koffer. Ich übergebe ihn Ihrer Verantwortung.

— Aber — Parbleu — ich habe Sie doch keine Minute aus den Augen gelassen! rief der Polizeirath verwirrt. Wie haben Sie denn mit Ihrem Diener sprechen können? Gewiß haben Sie mit ihm gesprochen — das ist eine Verabredung!

— Ali erhielt meine Befehle bereits auf dem Dampfboot, sagte der Graf ruhig. Er ist ein zuverlässiger Bursche und wird sie ausrichten, obgleich er nicht sprechen kann. Nun, Herr Rath, ich stehe zu Ihren Diensten. Wohin wenden wir uns? Sie wissen, ich habe Eile.

Etwas verstimmt über den Fehler, den er ohne Zweifel begangen, trat der Rath mit dem Grafen in das Präfektur-Gebäude. Dort sagte er einem höheren Beamten einige Worte und führte dann den Grafen tiefer in das Gebäude.

— Mein Herr, sagte er dann, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Meine Pflichten in Beziehung auf Sie sind zu Ende. Wir werden uns vielleicht nicht wiedersehen. Ich hoffe, daß Ihre Angelegenheiten bald beendet sein werden und zwar auf eine für Sie angenehme Weise. Was ich dazu beitragen kann, dieselben zu beschleunigen, werde

ich thun. Adieu, mein Herr! Behalten Sie mich in gutem Andenken.

Der Graf empfahl sich ihm mit einigen freundlichen Worten und blieb dann allein in dem Zimmer, das zu der Privatwohnung eines höheren Beamten zu gehören schien.

Präfekt, Minister und König.

Ungefähr fünf Minuten waren vergangen, als die Thür sich öffnete und ein Herr eintrat, dessen Beruf sich nicht so leicht erkennen ließ, da er einfach in Civil gekleidet war und in seiner ganzen Haltung durchaus nur einem wohlhabenden und gebildeten Manne glich. An diesem Orte konnte man freilich wohl kaum einen Anderen vermuthen, als einen Polizeibeamten.

Er warf schon im Eintreten einen aufmerksamen Blick auf den Grafen.

— Ihr Diener, mein Herr! sagte er. Entschuldigen Sie, daß ich Sie habe warten lassen.

Und er verbeugte sich flüchtig und schien einen ähnlichen Gruß von dem Grafen zu erwarten.

Dieser aber hatte unterdessen bereits eine Haltung angenommen, wie vielleicht nur er sie anzunehmen im Stande war — eine Haltung, vor der selbst stolze und furchtlose Männer sich unwillkürlich beugten — eine Haltung, so ruhig, fest und sicher, einen Blick, so durchdringend, stolz und klar, daß der Beamte zuerst erstaunt, dann fast verlegen stillstand, dann sein Taschentuch hervorzog und sich die Brille — denn er trug eine Brille — damit abwischte.

Erst jetzt verbeugte sich Monte-Christo artig und trat einen Schritt vor.

— Wen habe ich das Vergnügen, vor mir zu sehen? sagte er höflich.

— Ich bin der Stellvertreter des Polizei-Präfekten von Paris, der sich augenblicklich nicht in der Stadt befindet, antwortete der Beamte. Mein Name —

— Ich habe die Ehre, ihn zu kennen, sagte Monte-Christo.

— Sie sind sehr freundlich, sagte der Präfekt. In Bezug auf Sie bin ich nicht ganz so glücklich.

— Mein Name ist Edmond Dantes, Graf von Monte-Christo, sagte der Graf.

Es lag eine ruhige Würde in diesen Worten, die den Präfekten abermals fast in Verwirrung brachte. Er verbarg sie jedoch, indem er seine Brille aufsetzte.

— Bitte, nehmen Sie Platz, sagte er. Monte-Christo — Graf von Monte-Christo — unter dem französischen Adel — dem ich anzugehören die Ehre habe — ist mir ein solcher Name noch nicht aufgestoßen. Der Name klingt auch italienisch.

— Sie irren sich nicht, sagte der Graf. Als ich die Insel Monte-Christo von Toskana kaufte, erhielt ich auf meinen Antrag zugleich den Grafentitel.

— Ah so! sagte der Präfekt. Aber ist dieser Titel von Frankreich anerkannt worden?

— Nein, weil ich nie darauf angetragen. Ich kann diesen Namen mit Recht führen, aber es ist mir sehr gleichgültig, ob Jemand Gewicht darauf legt. In Frankreich kann ich mich mit demselben Stolze Edmond Dantes nennen, denn ich bin ein geborener Franzose.

— Nun wohlan, Herr Graf, lassen Sie uns zu unserem Geschäft übergehen! sagte der Präfekt. Sie wissen bereits, weshalb ich das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft gesucht habe.

— Pardon, mein Herr, sagte der Graf, ich weiß es ganz entschieden nicht; und da die Angelegenheiten, die mich nach Paris riefen, für mich sehr wichtiger Natur sind, so

habe ich nur eine Bitte an Sie: mir möglichst bald mitzutheilen, weshalb ich mich hier befinde.

— Nun, Herr Graf, wenn Ihnen also wirklich daran liegt, die Sache zu erledigen, so giebt es ein ganz einfaches Mittel, sie bald zu beenden, erwiederte der Präfekt. Es ist nur nöthig, daß Sie offen und ohne Rückhalt auf die Fragen antworten, die ich an Sie richten werde, und die Sache ist erledigt.

— So bitte ich Sie, zu fragen! sagte der Graf. Ich werde prompt antworten.

— Gut! Welches sind Ihre politischen Gesinnungen, Herr Graf?

— Die eines guten Christen, antwortete Monte-Christo.

— In Bezug auf die Regilion, ja; aber ich meine die Politik! sagte der Präfekt.

— Ich kenne keine andere Politik, antwortete der Graf. Politik und Religion sind bei mir eins.

— Dennoch haben Sie für eine bestimmte politische Richtung Partei genommen! sagte der Präfekt.

— Daß ich nicht wüßte! sagte Monte-Christo und schüttelte leicht den Kopf.

— Nun, wir wollen sehen! Kennen Sie einen Kapitän Morrel?

— Gewiß. Ich liebe ihn, wie ich meinen Sohn lieben würde.

— Dieser Morrel hat ausgesagt, daß Sie ihn bewogen hätten, die Sache Ludwig Napoleons zu ergreifen.

— Da hat er die Wahrheit gesagt, antwortete Monte-Christo. Das Faktum ist richtig.

— Dann aber müssen Sie doch eine Vorliebe für die Napoleoniden haben?

— Man könnte es vermuthen und dennoch braucht es nicht der Fall zu sein, sagte der Graf. Ich sah ein, daß Morrel am besten thun würde, seinen Sympathien zu fol-

gen und sich Louis Napoleon anzuschließen. Deshalb gab ich ihm den Rath.

— Derselbe Kapitän Morrel hat aber auch ausgesagt, daß er beauftragt gewesen sei, einem Anhänger Ludwig Napoleons in Ihrem Namen eine bedeutende Summe zu überbringen.

— Auch das ist die volle Wahrheit, sagte Monte-Christo. Doch scheint es mir eine gewagte Vermuthung, anzunehmen, daß diese Summe den politischen Zwecken des Prinzen hätte dienen sollen.

— Es läßt sich nicht gut etwas Anderes annehmen, sagte der Präfekt. Zu welchem Zwecke hätten Sie dem Prinzen eine solche Summe übersenden wollen, um so mehr, da kurz darauf das Attentat von Boulogne unternommen wurde.

— Ich muß Sie in dieser Beziehung bitten, zu glauben, was Sie wollen, sagte der Graf mit der vollendetsten Höflichkeit. Ich meinerseits erkläre Ihnen, daß ich jene Summe einem Freunde des Prinzen und nicht ihm selbst zur Verfügung stellte, und daß ich nicht wissen konnte, zu welchem Zwecke sie benutzt werden würde.

— So nennen Sie mir den Namen jenes Herrn, jenes Freundes des Prinzen!

— Das wäre eine Indiskretion, da es sich um Geldangelegenheiten handelt! sagte der Graf.

— Sie verweigern also diese Auskunft? sagte der Präfekt rasch im Amtston.

— Auskunft? Verweigern? fragte Monte-Christo ruhig. Herr Präfekt, Sie scheinen mich für einen Gefangenen zu halten. Bisher glaubte ich, die Regierung wolle sich durch mich über gewisse Dinge informiren, und ich folgte dem Beamten, der mich hierher brachte, da es ohnehin meine Absicht war, nach Paris zu reisen. Jetzt sprechen Sie, als ob ich ein Gefangener wäre. Ich werde Ihnen also jede Auskunft verweigern.

Der Graf betonte die letzten Worte und stand auf, als wolle er gehen.

— Herr Graf, ich bitte Sie um Entschuldigung, sagte der Präfekt überrascht und erstaunt. Aber in gewissem Sinne sind Sie nicht mehr vollständig Herr über Ihre persönliche Freiheit.

— O, und mit welchem Rechte wollte man mich hier aufhalten? rief Monte-Christo.

— Nun, Sie werden doch der Regierung das Recht zugestehen, diejenigen, die gegen die Sicherheit des Landes konspiriren, verhaften lassen und vernehmen zu können.

— Wenn sie Franzosen sind, wenn sie in Frankreich ihr Wesen treiben, ja! antwortete Monte-Christo. Aber gesetzt auch, ich hätte an dem Attentat von Boulogne mittelbar Theil genommen — so bin ich doch kein Franzose, ich habe durch lange Abwesenheit meine Rechte als Franzose verwirkt und es ist mir nie eingefallen, dieselben wieder in Anspruch zu nehmen. Ebenso gut bin ich Toskaner, Engländer und Mexikaner. Die Regierung mag sich an Mexiko wenden, denn ich war zuletzt in Kalifornien ansässig.

— Lassen wir diesen Punkt fallen! sagte der Präfekt. Wir können Sie nicht zwingen, Namen zu nennen, die Sie verschweigen wollen. Es ist noch ein anderer Grund, der mich bestimmte, mir die Freiheit zu nehmen, Sie nach Paris zu bescheiden. Ihre ganze Persönlichkeit ist eine durchaus geheimnißvolle. Es kann der französischen Regierung nicht gleichgültig sein, ob ein Mann, der für unermeßlich reich gilt, ihr Gegner oder ihr Freund ist. Unsere Nachforschungen führten uns zu der Vermuthung, daß Sie der Regierung feindlich gesinnt seien. Beruhigen Sie mich darüber und der Zweck meines Besuches ist erfüllt.

— Ich bin keines Menschen Feind, erwiederte der Graf. Aber ich hasse das Schlechte, das Ungerechte, das Gottlose; ich bekämpfe es und suche es zu vernichten, wo ich es finde.

— Diese Antwort ist wirklich ein wenig unbestimmt, sagte der Präfekt.

— Ich kann Ihnen keine andere geben. Die französische Regierung ist mir vollständig gleichgültig. Ich halte mich nur an bestimmte Persönlichkeiten.

— Sie halten zurück, Herr Graf! sagte der Präfekt mit feinem Lächeln. Sie sind nicht so aufrichtig, wie ich erwartete. Indessen lassen wir das jetzt! Man sagt, Sie seien enorm reich. Und doch weiß es Niemand genau, Niemand kann sagen, woher Sie Ihr Vermögen genommen. Sie selbst beobachten ein tiefes Schweigen darüber.

— Nun, Herr Präfekt, ich dächte, daß sich Niemand um meine Privatverhältnisse zu kümmern hat! sagte Monte-Christo. Was geht das die französische Regierung an?

— O, erlauben Sie! rief der Beamte. Dieser Punkt ist wichtiger, als Sie glauben. Ein Mann, der Millionen für bestimmte Zwecke ausgeben kann, der bedeutende Besitzungen in allen Erdtheilen hat, ein solcher Mann ist kein Privatmann mehr. Er wird eine Macht. Nehmen Sie Rothschild zum Beispiel. Keiner Regierung wird es gleichgültig sein, ihn zum Freunde oder zum Feinde zu haben.

— Gut, aber ich bin kein Banquier, sondern ein einfacher Privatmann, sagte der Graf.

— Doch wohl nicht ganz! erwiederte der Präfekt. Weshalb wohnen Sie dann nicht in Paris oder an irgend einem anderen bestimmten Orte? Weshalb hüllen Sie sich in ein so tiefes Geheimniß? Weshalb genießen Sie nicht alle Vorzüge Ihres Reichthums?

— Herr Präfekt, das sind Fragen, die ich Ihnen nicht beantworten werde, sagte der Graf ruhig. Ich lebe, wie ich Lust habe. Und was das Geheimniß anbetrifft, in das ich mich hülle, so weiß ich nicht, was Sie damit meinen. Ich habe keine Lust, eine große Menge Bekanntschaften zu machen, deshalb halte ich mich fern von der Welt. Ein großer und

vornehmer Herr kann sich wohl in ein Geheimniß hüllen, nicht ich, denn ich bin kein großer Herr. Wenn ich auch reich bin, so will ich doch nicht den Lärm des Reichthums machen.

— Aber Sie haben doch verschiedene Namen angenommen! sagte der Präfekt. Und, verzeihen Sie, Herr Graf, man hat ein Vorurtheil gegen Personen, die mit den Namen wechseln.

— Das mag sein! Was mich anbetrifft, so habe ich meine Namen mit Recht geführt und wechselte nach Belieben damit, je nachdem ich als Graf oder Lord auftreten wollte. Den Namen des Abbé Busoni habe ich mir freilich eigenmächtig bei einigen Gelegenheiten zugeeignet. Aber ich glaube damit kein Verbrechen begangen zu haben.

— Sie sagen also, Sie führten auch Ihre anderen Namen rechtmäßig? fragte der Beamte.

— Gewiß. Zuerst heiße ich Edmond Dantes, als solcher bin ich in Marseille getauft. Später erhielt ich den Grafentitel von Monte-Christo. In Indien machte ich die Bekanntschaft eines alten, kinderlosen Lords, der Wilmore hieß, mich adoptirte und mir sein Vermögen hinterließ. Ich führe also den Namen Wilmore mit vollstem Rechte. Dasselbe ist mit dem Titel Lord Hope der Fall. Lord Hope, der Letzte seines Stammes, ein ganz alter Mann, lernte mich kennen, als ich mich in Mexiko aufhielt, wo er sein Ende erwartete. Es that ihm leid, daß sein Name aussterben solle, und er setzte es durch, daß er mich adoptiren und mir die Berechtigung erwerben konnte, zu dem Namen Lord Wilmore den des Lord Hope hinzuzufügen. Ich hoffe, Ihre Wißbegierde in dieser Beziehung befriedigt zu haben. Daß ich nicht mit dem ganzen Gefolge meiner Titel durch die Welt reise, liegt ganz allein in meiner Vorliebe für das Einfache. Die niedere Geburt wird mir immer ankleben!

— Durchaus nicht, Herr Graf! rief der Präfekt, der

das feine, spöttische Lächeln des Grafen nicht bemerkte. Man hält Sie auf den ersten Blick für einen vollkommenen Edelmann.

— Sehr verbunden! Und nun, Herr Präfekt, darf ich wohl gehen?

— Pardon, Herr Graf! Sie sind mir allerdings in einigen Punkten freundlich entgegengekommen. Aber ich weiß doch nicht, ob meine Oberen durch die Antworten, die Sie mir gegeben, befriedigt sein werden. Ich muß mir vorher Gewißheit darüber verschaffen.

— Ihre Oberen? Da Sie den Präfekten vertreten, so sind Sie doch jetzt die höchste Polizeibehörde in Paris? sagte Monte-Christo. Sie sind Niemand verantwortlich.

— O doch! sagte der Beamte. Zuerst dem Minister, und dann Sr. Majestät dem Könige.

— Nun, ich glaube nicht, daß Se. Majestät sich um mich bekümmert! sagte der Graf.

— Sie irren! Ich bin beauftragt, dem Könige persönlich über diese Angelegenheit Bericht zu erstatten. Entschuldigen Sie mich also einen Augenblick.

— Gut, ich werde warten! sagte Monte-Christo. Aber wenn ich Sie bitten darf, halten Sie mich nicht zu lange auf. Mir ist jede Stunde, jede Minute kostbar.

Der Präfekt ging und Monte-Christo blieb zurück, auch jetzt, da er allein war, sich so beherrschend, daß kein Zug, keine Miene seines Gesichtes verrieth, was in seinem Innern vorging — ob er Hoffnung habe, bald wieder sein eigener Herr zu sein, oder ob er ein Gewitter gegen sich heraufziehen sehe. Einmal sah er nach der Uhr.

Nach zehn Minuten kam der Präfekt zurück.

— Herr Graf, sagte er, der Minister wünscht Sie zu sprechen. Darf ich Sie bitten, mir zu folgen?

— Mit Vergnügen! antwortete Monte-Christo. Welchen Minister meinen Sie?

— Den Minister des Aeußeren, den Conseil-Präsidenten, antwortete der Präfekt.

— Ah so! Ist er in der Nähe? Nun, es wird mir lieb sein, ihn kennen zu lernen!

— Entschuldigen Sie, wenn ich vorangehe! sagte der Präfekt. Ich will Ihnen nur den Weg zeigen.

Er ging durch eine Galerie und der Graf folgte ihm, die Ornamente an den Wänden musternd, mit einer Ruhe, als ob er diesem Gebäude nur einen Besuch abstatte, um es in Augenschein zu nehmen. Dann traten sie in einige Zimmer. Der Präfekt ging immer noch voran, öffnete nun aber eine Thür und blieb stehen.

— Treten Sie gefälligst ein, Herr Graf! sagte er. Der Herr Minister erwartet Sie.

Monte-Christo befand sich einem Herrn gegenüber, der mitten im Zimmer stand, die Arme auf den Rücken gelegt. Es ist nicht unsere Absicht, seine Persönlichkeit zu schildern. Er empfing den Grafen ungefähr in einer Stellung, als ob er Napoleon und der Graf ein Korporal sei, dem er einen besonderen Auftrag geben wolle.

Monte-Christo stand nach einer sehr flüchtigen Verbeugung still und befand sich dem Conseil Präsidenten gegenüber. Beide musterten sich. Der Minister schien sichtlich befremdet über die Ruhe des Grafen und über die imposante Erscheinung desselben.

— Lassen Sie uns von vornherein aufrichtig mit einander sprechen, mein Herr! sagte er. Sie haben dem Präfekten die Auskunft verweigert, die wir wünschten. Sie haben ihm nicht gesagt, in welchen Beziehungen Sie zu Louis Napoleon stehen und weshalb Sie nach Paris gekommen sind. Das kann uns nicht genügen, mein Herr. Wenn ein Fremder, wie Sie, der für enorm reich gilt und der im Verdacht steht, sich an politischen Dingen betheiligt zu haben, in Frankreich reist, so müssen wir genau wissen, wer er ist. Wir

können nicht dulden, daß ein solcher Mann sich in ein geheimnißvolles Dunkel hülle. Wir müssen klar sein über seinen Zweck, über seine Persönlichkeit. Sie werden selbst einsehen, daß ich Recht habe. Das neunzehnte Jahrhundert duldet keine Heimlichkeiten.

Nach dieser ziemlich hastigen Anrede schwieg er und schien zu erwarten, daß der Graf ihm antworten solle. Dieser aber hatte keine Miene verzogen und schien auch jetzt nicht die mindeste Lust zu haben, seine festgeschlossenen Lippen zu öffnen.

— Deshalb, meine Herr, fuhr der Minister nun fort, muß ich Sie in aller Freundlichkeit um nähere Auskunft ersuchen. Sie wissen, wem Sie gegenüberstehen. Hier kann nicht mehr die Rede davon sein, sich vor niederen Beamten zu kompromittiren. Sie können frei und offen sprechen. Mögen Sie gethan haben, was Sie wollen — Sie haben keine Strafe zu fürchten. Der Prozeß gegen Louis Napoleon ist beendet und es fällt uns nicht ein, demselben jetzt einen Anhang hinzuzufügen. Also sagen Sie mir ganz offen: Wer sind Sie? Was treiben Sie? In welchen Beziehungen stehen Sie zu Louis Napoleon oder überhaupt zur Politik? Und sind Sie wirklich so reich, wie man sagt?

— Ich bin der Graf von Monte-Christo, antwortete der Graf mit einer fast ironischen Ruhe, ich treibe nichts, als was mir Vergnügen macht, ich stehe zu Louis Napoleon in durchaus gar keinen Beziehungen, ich kümmere mich nicht um die Politik und ich bin so reich, wie wenige Leute auf der Erde — wenigstens glaube ich das.

— Sie können mir nur im Scherz so antworten! rief der Minister beinahe heftig. Mit solchen Antworten kann ich mich nicht begnügen. Aus welchem Grunde kamen Sie nach Paris?

— Ich hatte die Absicht, hierher zu reisen, um mich nach dem Schicksal des Kapitän Morrel zu erkundigen, an

dem ich sehr viel Theil nehme und der wahnsinnig sein soll, antwortete der Graf.

— O, mein Herr! Sie werden mir nicht einreden wollen, daß Sie um eines so unbedeutenden Gegenstandes willen Amerika verlassen haben und nach Paris gekommen sind! sagte der Minister.

Monte-Christo schien diese Worte gar nicht zu hören, sondern musterte mit großer Aufmerksamkeit ein Bild an der Wand.

— Wie? Sie antworten mir nicht? rief der Minister. Sie sehen, ich lasse mich nicht so leicht täuschen.

— Mein Herr, antwortete der Graf kalt und ruhig, Sie gebrauchen die Worte: Einreden und Täuschen. Dadurch zwingen Sie mich zu schweigen. Ich sage Ihnen die Wahrheit und — ich gebe Ihnen mein Wort darauf — Sie werden nichts weiter von mir erfahren, als was Sie schon gehört haben.

— Oh! Oh! sagte der Minister, rückte seine Brille zurecht und machte unruhig einige Schritte durch das Zimmer. Wissen Sie, mein Herr, daß Sie viel wagen, auf diese Weise mit mir zu sprechen? Meine Stimme gilt etwas in diesem Lande, sollte ich meinen!

— Und gälte Ihre Stimme noch weit mehr, sagte Monte-Christo, so würde ich nicht anders mit Ihnen sprechen, als ich gethan, namentlich, wenn Sie fortfahren sollten, in diesem Tone mit mir zu reden. Sie sind Conseil-Präsident, das weiß ich. Aber, mein Herr, glauben Sie nicht, daß ich in vierzehn Tagen Ihren Platz einnehmen würde, wenn es mir einfiele, mich in die Geschicke dieses Landes mischen zu wollen? Daß Sie in vierzehn Tagen wieder zu der zweideutigen Rolle eines Opposition-Mitgliedes in der Kammer herabgesunken sein würden, die Sie früher bekleidet haben? Weshalb nehmen Sie also einen solchen Ton an, mein Herr? In Frankreich ändert sich vieles in kurzer Zeit.

— Oh! Oh! rief der Minister lachend. Nun weiß ich die Wahrheit! Sie scheinen selbst etwas von der Krankheit zu haben, die Sie bei dem Kapitän Morrel vermuthen! Das Geheimniß ist enthüllt, das Räthsel gelöst! Sie haben einen Sparren zu viel, mein Herr!

— Sie sind unverschämt! sagte Monte-Christo lachend. Nun, ich verzeihe Ihnen! Es ist ganz natürlich, daß ein Affe Kapriolen schneidet, wenn er auf einem Ministerstuhl sitzt, und daß er am possirlichsten ist, wenn er mit einem Portefeuille unter dem Arm in eine Karosse steigt.

Der Minister wurde bleich vor Grimm und Schreck. Das war ihm noch nicht geboten worden.

— Ich werde Sie auf der Stelle ins Gefängniß oder in das Irrenhaus schicken lassen! rief er mit zitternder Stimme. Darf mir ein Abenteurer so etwas sagen?

— Ich bin ein Abenteurer, ja! sagte Monte-Christo mit lächelnder Ruhe. Wir Alle sind es mehr oder weniger. Nur ein Unterschied ist zwischen uns Beiden. Ich habe versucht, die Menschen glücklich zu machen, nachdem ich etwas geworden. Sie aber haben keinen andern Zweck, als Ihren Ehrgeiz zu befriedigen, und Sie werden jämmerlich von Ihrem jetzigen Platze scheiden müssen, wenn Frankreich eingesehen hat, daß es der Spielball eines habsüchtigen Raben gewesen, der nach dem glänzenden Portefeuille strebte aus keinem anderen Grunde und mit keinem anderen Rechte, als nur: um es zu haben!

— Das ist zu viel! Zu viel! rief der Minister wüthend durch das Zimmer laufend. Das sollen Sie büßen.

Er eilte nach der Klingel, aber ein Klopfen an der Thür des Kabinets kam ihm zuvor. Der Minister öffnete und nahm eine Depesche in Empfang, die er sogleich las.

— Nein, nein! Das kann ich nicht auf meine Verantwortung nehmen! rief er dann. Ich darf den König nicht mit einem wahnsinnigen Menschen zusammenführen! Nimmer-

mehr! Und er ist wahnsinnig, das steht fest. Nein, nein, ich darf es nicht.

Die Depesche war ihm aus der Hand gefallen und der Minister rannte abermals durch das Zimmer, sichtlich mit seinem Zorn und doch auch mit einer gewissen Scheu kämpfend.

Monte-Christo nahm die Depesche auf und las sie. Sie enthielt den Befehl des Königs, daß der sogenannte Graf Monte-Christo augenblicklich zu ihm nach den Tuilerien geführt werden solle.

— Mein Herr! sagte der Graf, sich mit der ganzen gebieterischen Kälte, die ihm zu Gebote stand, zu dem Minister wendend — mein Herr, Sie werden es nicht wagen, dem ausdrücklichen Befehle Sr. Majestät zuwider zu handeln. Ich hatte nicht erwartet, daß mir die Ehre zu Theil werden würde, Se. Majestät zu sehen; ich hatte es auch nicht gewünscht, da meine Zeit sehr beschränkt ist. Aber ich sehe ein, daß diese Audienz vielleicht das beste Mittel sein wird, um mich über alle überflüssigen Quälereien hinwegzuheben. Was mich anbetrifft, mein Herr, so bin ich bereit. Wollen Sie sich dem Befehle Sr. Majestät nicht fügen, so werde ich mich, mit dieser Depesche in der Hand, allein zu dem Könige begeben.

— So kommen Sie! rief der Minister ingrimmig. Erst nach den Tuilerien und dann nach dem Irrenhause! Es ist eine närrische Geschichte. Aber es mag sein.

— Närrisch? Weshalb? sagte Monte-Christo lächelnd. Sie haben den umgekehrten Weg gemacht — aus dem Irrenhause nach den Tuilerien. Kommen Sie, mein Herr!

Der Minister nahm seinen Hut, manchmal vor sich hinlachend, als wolle er zeigen, wie wenig er sich um diese Beleidigungen kümmere, und dann doch wieder die Hände ballend und heftig mit den Füßen auftretend. Im Hofe der Präfektur stand der Wagen des Conseil-Präsidenten. Augenblicklich war kein anderer da.

— Ich mit Ihnen fahren? Unmöglich! rief der Minister. Sie würden mich tödten.

— So fahre ich allein in Ihrem Wagen und stelle Ihnen den meinigen zur Disposition! sagte Monte-Christo, in den Wagen steigend. Es ist nur ein einfacher Reisewagen, aber —

Der Minister war indessen schon neben ihm. Monte-Christo gab den Befehl, daß ihm sein Wagen nach den Tuilerien folgen solle. Dann ging es vorwärts. Der Minister saß ganz in eine Ecke gedrückt und starrte vor sich hin. Monte-Christo sah durch das Fenster auf die Straßen und die Plätze, die hell und freundlich von der Sonne erleuchtet waren.

— Sagen Sie mir nur um Alles in der Welt, wie Sie dazu gekommen sind, mir diese Insolenzen zu sagen! stieß der Minister endlich hervor. Ich muß in der That an Ihrem Verstande zweifeln. Kein vernünftiger Mensch kann das wagen.

— Ich habe nur eine Antwort darauf und diese Antwort ist eine Frage, sagte Monte-Christo. Wie sind Sie dazu gekommen, gerade Sie — ein Mensch, der nichts hat, als eine scharfe Feder und eine spitze Zunge, ein Mensch, der von der Politik lebt, wie ein anderer vom Lumpensammeln — wie sind Sie dazu gekommen, mich ausforschen zu wollen, als sei ich ein Dieb, mit mir zu sprechen, als sei ich ein hergelaufener Handwerksbursche?

— Sie sprechen verteufelt derb, das muß ich sagen! rief der Minister, sich zum Lachen zwingend.

— Allerdings, weil ich es für überflüssig halte, Ihnen gegenüber fein zu sein, denn Sie würden mich kaum verstehen. Uebrigens sind unsere Beziehungen zu Ende. Ich werde jetzt mit Sr. Majestät selbst sprechen.

— Aber ich werde den König vorher benachrichtigen und ihm sagen, wen er zu erwarten hat.

— Thun Sie, was Sie wollen! erwiederte Monte-Christo kurz.

Der Wagen rollte in den Hof der Tuilerien und hielt vor einem kleinen Portal, das nur von denen betreten wurde, die unmittelbar zum Könige gelangen konnten.

Vor dem Conseil-Präsidenten öffneten sich natürlich alle Pforten und ebenso vor seinem Begleiter, dessen Haltung allein schon hingereicht haben würde, den Kammerdienern Respekt einzuflößen. Bald gelangten sie in ein geräumiges Vorzimmer.

— Ich muß Sie anmelden, bleiben Sie hier! sagte der Minister.

— Gut! antwortete Monte-Christo. Aber sagen Sie dem Könige keine Unwahrheiten und ersparen Sie mir die Mühe, Sie nachher Lügen zu strafen!

— Diese Impertinenz! murmelte der Minister und trat in das Kabinet des Königs.

Dort blieb er jedoch keine Minute. Die Thür öffnete sich und der Minister trat mit einem sehr mißvergnügten Gesichte heraus.

— Se. Majestät will Sie allein sprechen! sagte er mürrisch.

— Um so besser! sagte der Graf lächelnd und ging in das Kabinet des Königs.

Dieser, im schwarzen Anzuge, erwartete ihn vor einem Schreibetisch sitzend.

Als Monte-Christo eintrat, in seiner gewöhnlichen, einfachen und doch so stolzen und selbstbewußten Haltung, als er sich mit der vollkommenen Ruhe eines Hofmannes und der Würde eines Prinzen verbeugte, wurde das Gesicht des Königs aufmerksamer. Er legte die Papiere, die er in der Hand hielt, bei Seite, stand auf und trat auf den Grafen zu.

— Es freut mich, Sie zu sehen, mein lieber Monte-

Christo! sagte er freundlich. Ich habe Manches von Ihnen gehört. Weshalb entziehen Sie unserem Vaterlande die Gegenwart eines so interessanten Mannes und den Vortheil eines so großen Reichthums?

— Die Verhältnisse erlaubten es mir bis jetzt noch nicht, meinen Aufenthalt dauernd in Frankreich zu nehmen, antwortete Monte-Christo. Wenn ich mich aber überhaupt dauernd irgendwo niederlassen will, so wird es nirgend anders sein, als in Frankreich.

— Es freut mich, das zu hören! sagte der König. Sie haben, wie man mir sagt, in Ihrer Jugend viel gelitten, zum Theil durch die Schuld eines Beamten, der ein Geheimniß bewahren wollte. Er that es zum Theil im Interesse der Familie, der ich angehöre. Aber ich hoffe, mein lieber Monte-Christo, daß Sie meiner Familie nicht nachtragen werden, was damals ein Beamter gegen Sie verschuldet hat?

— O, Sire, das sei fern von mir! rief der Graf. Ich habe das Alles längst vergessen und vergeben, freilich, nachdem ich dem Menschen in mir meinen Tribut gezahlt und mich gerächt hatte. Jetzt denke ich kaum noch an jene Zeit zurück.

— Das ist mir lieb! Und doch sagt man, der Graf Monte-Christo sei der Gönner eines Prätendenten, der gegen mich gerade nicht die freundschaftlichsten Absichten hegt.

— Sie meinen den Prinzen Louis Napoleon, sagte Monte-Christo. Nun, Sire, ich bin nicht Willens, Sie zu täuschen und zu hintergehen. Ich habe einem Freunde des Prinzen eine ansehnliche Summe geliehen. Zu welchen Zwecken dieses Anleihen dienen sollte, wußte ich nicht.

— Nun, sprechen wir nicht weiter darüber! sagte der König freundlich. Es genügt mir, zu wissen, daß Sie persönlich nichts gegen mich haben. Glauben Sie mir, ich war sehr neugierig, Sie kennen zu lernen. Man hat mir viel

von Ihnen, von Ihrer geheimnißvollen Persönlichkeit, von Ihrem Reichthum erzählt und ich gestehe Ihnen offen, der Eindruck, den Sie bis jetzt auf mich gemacht haben, ist ein sehr günstiger. Nur sehe ich nicht ein, weshalb ein Mann wie Sie sich in das Geheimniß gehüllt.

— O, Sire, die Welt ist im Irrthum, wenn sie glaubt, daß ich das thue! sagte der Graf. Ich lebe nur nach meinen eigenen Ideen und diese sind weit entfernt von einem glanzvollen Auftreten, von einem Zurschautragen des Reichthums. Ich lebe einfach und das nennt die Welt geheimnißvoll.

— Ja, ja, Sie können Recht haben, meinte der König. Aber in Bezug auf Ihre Reichthümer haben Sie doch gewiß absichtlich das Geheimniß bewahrt. Niemand weiß, wodurch Sie reich geworden sind, wo Ihre Besitzungen liegen. Ich selbst, das regierende Oberhaupt dieses Staates, in dem Sie doch geboren sind, bin darüber im Unklaren und im Zweifel.

— Dennoch habe ich nie vor meinen Freunden ein Geheimniß daraus gemacht, erwiederte Monte-Christo. Ich lernte während meiner Gefangenschaft einen armen Abbé kennen, den man für wahnsinnig hielt und der mir mittheilte, daß an einem bestimmten Orte große Schätze verborgen seien. Er starb, und als ich meine Freiheit erlangte, fand ich, daß er die Wahrheit gesagt. Dies ist der Ursprung und die Quelle meines Reichthums.

— Hm, wo fanden Sie diese Schätze, auf welchem Gebiet? fragte der König.

— Nicht auf französischem, antwortete Monte-Christo mit eisiger Ruhe.

Das Gesicht des Königs verlor auf einen Augenblick seinen freundlichen Ausdruck.

— Monte-Christo, sagte er dann, sich wieder sammelnd und mit dem Finger drohend. Ich habe Sie stark in einem

bestimmten Verdacht. Ich glaube, daß Sie es verstehen, Gold zu machen.

— Gold zu machen, Sire? fragte der Graf. Ich weiß wirklich nicht —

— Ja, ja, ich meine es im eigentlichsten Sinne des Wortes! sagte der König. Erst neulich sprach ich mit einem unserer ersten Chemiker darüber und er sagte mir, daß die Sache an und für sich nicht unmöglich sei, sobald man entdeckt habe, daß das Gold kein einfacher Körper sei und sich in verschiedene Bestandtheile zerlegen lasse. Ich vermuthe, daß Sie dieses Geheimniß erforscht haben. Denn — offen gesagt, mein lieber Graf — Ihre Erzählung von jenem Schatze klingt ein wenig fabelhaft.

— Das mag sein, erwiederte der Graf fest und ruhig. Aber sie ist vollkommen wahr.

— Das würde mir leid thun! sagte der König lächelnd. Wir in Frankreich, wir können sehr gut einen Goldmacher brauchen und es wäre unrecht von Ihnen, lieber Graf, Ihrem Vaterlande die Dienste zu entziehen, die ihm vom größten Vortheil sein könnten.

— Wäre ich im Besitz dieser Kunst, so hätten Ew. Majestät vollkommen Recht, sagte Monte-Christo. Leider aber muß ich bei meiner ersten Erklärung beharren, denn ich kenne keine andere. Das Geheimniß, Gold zu machen, ist mir vollkommen unbekannt.

— Nun, wie reich sind Sie eigentlich? fragte der König etwas hastig.

— Die Summe kann ich augenblicklich nicht genau angeben, antwortete Monte-Christo. Aber ich halte mich für einen der reichsten Privatmänner auf der Erde.

— So viel wie die Gebrüder Rothschild? Das wäre sehr viel! sagte der König.

— Ich glaube, mehr, erwiederte Monte-Christo. Doch kenne ich das Vermögen Rothschilds nicht genau.

— Wie? Und mit solchen Schätzen existiren Sie in Einöden und auf wüsten Inseln? rief der König. Ei, Monte-Christo, das ist unverzeihlich, das verdient beinahe eine Strafe! Bei Gott! Sie könnten ein gefährlicher Gegner sein — falls Sie mein Gegner wären! Sie sind ein Mann, vor dem man sich hüten muß. Ich werde mich vor Ihnen in Acht nehmen.

Diese Worte waren allerdings im Scherz gesprochen. Es klang aber zwischen ihnen etwas durch, was nicht ganz Scherz zu sein schien. Monte-Christo fühlte es.

— Ich werde nie der Gegner einer Persönlichkeit sein. sagte er.

— Das ist möglich, aber die Persönlichkeiten der Könige vertreten auch ganz bestimmte Prinzipien, erwiederte der König. Falls Ihnen also die Prinzipien meiner Regierung nicht zusagten —

— Verzeihen Sie mir, Sire, wenn ich Sie einen solchen Gedanken nicht aussprechen lasse, sagte Monte-Christo. Ich kümmere mich gar nicht um Politik, durchaus nicht.

— Dennoch, da Sie den Napoleonismus unterstützen! sagte der König etwas heftig.

— Ew. Majestät schenken meinen Versicherungen keinen Glauben, sagte Monte-Christo. Ich bedaure es tief. Aber ich muß bei meinen Erklärungen beharren.

— Das heißt, Sie wollen fortfahren, Ihre Pläne im Dunkeln zu spinnen und im Geheimen zu handeln! Nein, mein Herr, das geht in Frankreich nicht. Wir wollen wissen, wozu ein reicher Mann sein Geld verwendet.

— Ich verwende es zum Besten der Menschheit, Sire, sagte Monte-Christo. Und so leid es mir thun würde, wenn Ew. Majestät durch diese Antwort nicht befriedigt wären, so kann ich doch keine andere geben. Was kann auch der Regierung Frankreichs daran liegen, in das Privatleben eines einfachen Mannes einzudringen?

— Es frägt sich, ob Sie ein Privatmann sind? rief der König, sichtlich gereizt. Manche behaupten, Sie seien ein Abenteurer, ein politischer Agent, Gott weiß was!

— Die Vermuthungen und Behauptungen der Menschen über mein Leben sind mir von jeher gleichgültig gewesen und werden es auch in Zukunft sein. Ew. Majestät sind in Bezug auf die Wichtigkeit meiner Person getäuscht worden, das sehe ich jetzt ein. Man hat meiner Persönlichkeit einen Werth beigelegt, der mir selbst in hohem Grade unangenehm ist.

— Ei nun, man sagte mir, Sie seien ein feiner Abenteurer! rief der König. Wenn das eine werthvolle Eigenschaft ist, mögen Sie dieselbe in Anspruch nehmen.

— Anfangs sprachen Ew. Majestät in einem anderen Sinne mit mir, sagte der Graf so klangvoll und fest, daß der König verwundert aufsah. Es ist nicht meine Schuld, daß ich kein wichtiger Mann bin und kein Gold machen kann, wie Ew. Majestät erwarteten.

— O, mein Freund, es scheint, als wollten Sie mich zurechtweisen! sagte der König bitter und scharf. Sie vergessen, daß Sie sich in einer Gesellschaft befinden, die Sie noch nie gesehen haben, in guter Gesellschaft nämlich, und daß man wohl reich sein kann, ohne doch deshalb die Eigenschaften zu besitzen, die den Zutritt zu diesem Palaste möglich machen.

— Nicht ich war es, der hierherzukommen wünschte! erwiederte Monte-Christo und seine Miene war so unverändert kühl, ruhig und beobachtend, wie bei seinem Eintreten.

— Sie wollen damit sagen, daß Ihnen nichts daran liegt, hier zu sein? rief der König beinahe zornig. Sie wollen vielleicht damit sagen, daß Ihnen diese Ehre gleichgültig ist?

— O nein, Sire, ich weiß die Ehre zu schätzen! antworte der Graf. Ich bedaure nur, daß ich sie keinen

anderen und tieferen Grunde verdanke, als der Neugierde Ew. Majestät.

— O, mein werther Herr, Sie sind ein Jakobiner, wie es scheint!

— Gott weiß, was ich bin! sagte der Graf ruhig und beinahe feierlich.

Der König sah einen Augenblick vor sich hin. Dann klingelte er. Der Minister trat ein.

— Ich weiß nichts mit diesem Menschen anzufangen, sagte der König. Er verweigert jede Auskunft, er scheint sogar Willens zu sein, mir zu trotzen. Was sollen wir mit ihm thun?

— Ich hätte es Ew. Majestät voraussagen können! sagte der Minister. Was wir mit ihm thun? Ich dächte, wir schickten ihn dahin, wo er hergekommen.

— Fort aus Frankreich, ohne daß — daß man etwas erfahren? sagte der Monarch.

Dabei stockte seine Stimme ein wenig und über Monte-Christo's Gesicht flog ein Lächeln. Er wußte, daß der König hatte sagen wollen: Ohne daß er uns das Geheimniß des Goldmachens gelehrt!

— Wir könnten allerdings ebenso gut Zwangsmaßregeln anwenden, meinte der Minister. Es wäre immerhin möglich, daß dieser Herr Graf seine Schätze auf eine unrechtmäßige Weise erworben hat. Vielleicht hat er eine verloren gegangen Kriegskasse gefunden, vielleicht einen Schatz entdeckt und davon gehört die Hälfte dem Staate.

— Das ist wahr, sagte der König. Ich dachte schon vorher daran. Die Hälfte seines Vermögens also! Und wie hoch schätzt man nach den polizeilichen Recherchen dieses Vermögen?

— Es hat nicht genau ermittelt werden können. Man vermuthet fünfzig Millionen Francs.

— Ah, eine hübsche Summe! Wir müßten jedoch vorher die Wahrheit erfahren, die ganze Wahrheit. Der Staat kann sich nicht bereichern, wie ein Privatmann.

— Demgemäß befehlen Ew. Majestät, die Untersuchung gegen den sogenannten Grafen Monte-Christo einleiten zu lassen? fragte der Minister.

— Nun, ja, allerdings, falls derselbe auf seinem Trotze besteht! Sie sehen, Monte-Christo, wir lassen uns hier in Frankreich nicht so en bagatelle behandeln. Also seien Sie vernünftig. Wir denken nicht daran, Ihnen etwas von Ihrem Eigenthum entziehen zu wollen — das ist nur Scherz! Aber wir können es nicht dulden, daß Jemand uns trotze. Also sprechen Sie!

— Die Zweifel Ew. Majestät schmerzen mich tief, antwortete der Graf. Aber ich habe nichts weiter zu sagen. Und falls Sie mich einer Untersuchung überliefern wollten, so sage ich Ihnen im Voraus, Sire, daß dieselbe kein Resultat haben wird. Niemand hat ein Recht, mich über meine Privatverhältnisse auszuforschen. Lassen Sie mich wegen eines bestimmten Vergehens anklagen und ich bin gern bereit, mich zu rechtfertigen. So lange aber nichts vorliegt, als eine schwache Vermuthung, kann ich wohl Anspruch darauf machen, unbelästigt zu bleiben.

— Ich sollte meinen, Majestät hätten genug gehört! sagte der Minister mit zufriedener, triumphirender Miene.

— Ja, ja, es ist wahr! Bringen Sie ihn fort! rief der König. Er ist ein Unverschämter!

Eine Wolke flog über das Gesicht des Grafen, aber auch nur eine flüchtige Wolke.

— Ich hätte nimmermehr erwartet, daß mir meine Aufrichtigkeit die Ungnade Ew. Majestät zuziehen würde, sagte er ruhig. Da dem aber so ist, so muß mich mein gutes Gewissen trösten. Erlauben Ew. Majestät, daß ich mich jetzt zurückziehe?

Ein Souverän, ein Prinz, ein Feldherr hätte nicht edler und würdevoller sprechen können.

— Ja, ich will sogar, daß Sie sich entfernen! rief der König. Aber nicht allein! Der Herr Minister wird Sie begleiten und dafür sorgen, daß Sie in guter Obhut bleiben.

— Majestät! rief Monte-Christo mit erhobener Stimme. Ich bin nicht Ihr Unterthan, ich bin nicht Ihr Feind, ich bin kein Angeklagter. Ich verlange, daß man mir meine Freiheit lasse. Die Polizei mag jeden meiner Schritte beobachten. In drei Tagen werde ich aus Paris, in acht Tagen spätestens aus Frankreich sein. Aber drei Tage muß ich hier bleiben!

Der König hatte ihm den Rücken zugewendet und verließ das Zimmer.

— Nun, Herr Graf, sagte der Minister spöttisch, beliebt es Ihnen, mir zu folgen?

— Mit Vergnügen! sagte Monte-Christo kalt. Wohin geht die Reise?

— Zuerst in das Staatsgefängniß, antwortete der Conseil-Präsident.

Monte-Christo folgte dem Minister in das Vorzimmer.

— Mein Herr, sagte er dort zu dem Rath des Königs und legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter — was sehr leicht anging, denn der große Minister war ein kleiner Mann — mein Herr, lassen Sie uns schnell einige Worte unter vier Augen sprechen.

— Nun? Und das wäre? fragte der Minister, nicht wenig erstaunt.

— Ich biete Ihnen eine Million, verstehen Sie mich — eine Million —

— Für Ihre Freilassung? Wie? unterbrach ihn der Minister.

— Für meine Freilassung? Nein! Denn ich bin kein Gefangener, sagte Monte-Christo. Ich biete Ihnen eine

Million nur für die möglichste Beschleunigung meiner Angelegenheit.

— Ah, eine Million! Hm, das ist ein bedeutendes Angebot! murmelte der Minister, vor sich hinsehend. Ei, Herr Graf, was mich selbst anbetrifft — so glauben Sie mir, ich bin wenig erpicht darauf, Sie im Gefängniß zu sehen. Aber was heißt das, Ihre Angelegenheit zu beschleunigen? Andere bitten um Aufschub, Sie bitten um Eile.

— Ja, erstens, weil ich nichts zu fürchten habe, und zweitens, weil dringende Geschäfte es erfordern, daß ich einige Tage in Paris bleiben und frei umhergehen kann.

— Nun, wenn es weiter nichts ist! Es wird mir leicht sein, Ihnen für jene Summe, die wir als eine Art von Kaution betrachten wollen — Sie verstehen mich — die Erlaubniß zu verschaffen, in Begleitung eines Polizeibeamten hinzugehen, wohin Sie wollen. Was Sie dann thun, ist Ihre Sache. Mir liegt nichts an Ihrer Verhaftung, im Gegentheil, weit mehr an Ihrer Freundschaft. Und was den König anbetrifft, so glaube ich, daß es ihm jetzt schon leid thut, so hart gegen Sie gewesen zu sein.

— Ich vermuthe, er glaubte in der That, ich könne Gold machen! sagte Monte-Christo.

— Ich glaube es selbst, sagte der Minister lächelnd. Nun gut, folgen Sie mir. Ich werde Ihnen nach dem ersten flüchtigen Verhör die Erlaubniß ausstellen lassen. Es versteht sich jedoch wohl von selbst, daß die Sache unter uns bleibt?

— Ohne Zweifel! sagte Monte-Christo. Und nun lassen Sie uns eilen!

Nach einer Viertelstunde saß der Graf, begleitet von einem höheren Polizeibeamten, in seinem Wagen, auf dessen Bock bereits wieder Ali bei dem Kutscher saß. Der Graf wechselte einige Zeichen und arabische Worte mit dem Neger. Dann ging es vorwärts.

Aber plötzlich öffnete der Graf die Thür des Wagens und war verschwunden, ehe der Polizeibeamte ihn halten konnte. Er rief dem Kutscher Halt zu, aber dieser peitschte auf die Pferde los, als wären sie von Eisen. Als der Wagen endlich hielt und der Polizeibeamte ausstieg, war auch Ali nicht mehr auf dem Bock. Der Koffer des Grafen war schon vorher, als der Wagen noch vor den Tuilerien hielt, auf räthselhafte Weise verschwunden, und der Polizeibeamte konnte sich selbst nicht einmal an dem Postillon schadlos halten, denn dieser hatte von Ali durch Zeichen die Weisung erhalten, so schnell als möglich zu fahren. Für diesel Mal war der Graf in Freiheit.

Am Abend des folgenden Tages erhielt der Conseil-Präsident folgendes Billet:

„Geehrter Herr!

Wie Sie bereits erfahren haben werden, habe ich es vorgezogen, meine Besuche allein, statt in Begleitung eines Polizeibeamten zu machen. Ich möchte die Personen, die ich hier besuche, nicht in Ungelegenheiten bringen. Was die Million anbetrifft, so betrachten Sie die Sache wohl nur als einen Scherz, wie ich selbst es thue. Ich halte sonst mein Wort. In diesem Falle aber wird mich mein Gewissen trösten, um so mehr, da ich beschlossen, diese Million den Armen von Paris zuzuwenden. Sie werden morgen in den Zeitungen lesen, daß ein Unbekannter diese Summe an die Armen-Verwaltung gesendet hat. Dieser Unbekannte ist kein Anderer, als

Ihr

Graf Monte-Christo."

Die Situation.

In jenem Zimmer des freundlichen Hauses in der Rue Meslay, in dem wir einst Valentine im innigen Verein mit den Verwandten ihres Gatten gesehen haben, befand sich an diesem Tage nur ein einzelner Mann, Emanuel Herbault, und auch dieser ging unruhig auf und ab, mit blassem Gesicht und verstörter Miene

Seine Frau krank seit der Entbindung, noch kränker durch die Mittheilung Valentinens von dem Tode Morrels, die ihr durch einen Zufall verrathen worden — keine Nachricht von Valentine und ihrem Beschützer — er selbst durch die Krankheit seiner Frau an Paris gefesselt — das waren Umstände, die ein jedes Herz betrüben und niederdrücken mußten, um so mehr, wenn dieses Herz so voller Liebe, Theilnahme und Mitleid war, wie das Emanuel Herbaults, der nächst seiner Gattin Julie, deren Bruder Max und seine Schwägerin Valentine über Alles liebte.

— Der Arzt hat mir noch wenig Hoffnung gemacht, flüsterte er vor sich hin. Ich möchte so gern nach Berlin reisen, aber ich darf doch Julie nicht verlassen! Und in dieser großen Stadt habe ich keinen Menschen, keinen Freund, dem ich einen solchen Auftrag geben könnte. Wir haben immer so einsam, so isolirt gelebt! Ich dachte nie, daß Fälle eintreten könnten, in denen ich eines braven Freundes bedürfen würde. Nun, wie Gott will! Vielleicht ist Valentine wohl auf und ihre Briefe sind nur verloren gegangen, es ist ein weiter Weg. Sobald Julie meiner Hülfe entbehren kann, eile ich zu Valentine!

Hier unterbrach ihn das Klopfen und das Eintreten eines Dieners, der einen Brief überreichte.

Emanuel erbrach ihn und war überrascht, er las ihn verschiedene Male.

„Ein Freund ist in Paris angelangt — hieß es in dem Briefe. Er ist derselbe, dem Ihre Familie von früher her sich zu einigem Danke verpflichtet glaubt. Die Ungunst der Verhältnisse verbietet es ihm, offen zu Ihnen zu kommen, wie bei seinem ersten Aufenthalte in Paris. Haben Sie deshalb die Güte, eine Stunde nach dem Empfang dieses Briefes die kleine Pforte in Ihrem Garten zu öffnen und denjenigen, der Ihnen die Worte: Thomson und French nennen wird, einzulassen. Sie werden einen alten Bekannten in ihm finden. Er wünscht Aufklärung von Ihnen?"

— Thomson und French! Ja, ja, er ist es! rief Emanuel freudig. So hieß damals das Banquierhaus, dessen Wechsel der Graf Monte-Christo aufkaufte, als er meinen Schwiegervater rettete. Es ist der Graf, es kann kein Anderer sein. Gott sei gedankt! Nun ist Hoffnung!

Er wollte nach der Thür eilen, besann sich aber und stand still.

— Nein, nein, für Julie wäre diese Nachricht nichts! Es würde sie nur aufregen. In einer Stunde also! O, es fällt mir ein schwerer Stein vom Herzen!

Unruhig verbrachte er die nächsten Viertelstunden im Spiel mit seinen Kindern und am Krankenbett seiner Gattin. Zehn Minuten vor der bestimmten Frist war er an der kleinen Pforte in seinem Garten, der auf eine einsame Straße führte, und pünktlich sechszig Minuten nach Empfang des Briefes klopfte es an die Pforte und eine Stimme sagte die Worte: Thomson und French. Emanuel öffnete augenblicklich.

Dennoch fuhr er etwas überrascht zurück. Der vor ihm stand, war nicht der Graf Monte-Christo, wenigstens glaubte er es nicht. Es war ein alter Mann in gebückter Haltung, mit bereits grauem Haar und in einem sehr einfachen, fast ärmlichen Anzug.

— Guten Tag, Herr Herbault, sagte er, sogleich ein-

tretend und die Pforte hinter sich schließend. Wir sind doch allein in diesem Garten? Es ist Niemand hier, der uns belauschen könnte?

— Niemand! sagte Emanuel, der noch immer den Fremden betrachtete. Und Sie, mein Herr — was führt Sie zu mir? In dem Briefe stand, Sie wären ein alter Bekannter, aber —

— Ei nun, das bin ich auch, rief der Fremde lachend. Erkennen Sie mich nicht in meiner Verkleidung? Bin ich so sehr entstellt? desto besser! Ich bin Edmond Dantes, kein Anderer!

— Ja, ja, es ist die Sprache! rief Emanuel freudig und ergriff die Hand des Grafen, die er feurig drückte. Gott sei gedankt, Sie sind es! Ach, Herr Graf, Sie kommen in einer trüben Zeit. — Morrel todt, Valentine in der Ferne, meine Frau krank!

— Eben deshalb komme ich! sagte Monte-Christo. Und nun lassen Sie uns in dieses Gartenhäuschen gehen, wo uns Niemand sehen und hören kann. Ich möchte Auskunft von Ihnen über das haben, was vorgefallen. Ich kann unmöglich an Morrels Tod glauben!

Sie gingen in den Pavillon und nun begann ein langes Gespräch, aus dem Monte-Christo jedoch nichts weiter entnehmen konnte, als was er von dem Abbé und von dem Herzog erfahren, und was die Leser bereits wissen. Der Brief Valentinens war die einzige Quelle, aus der Emanuel bisher geschöpft hatte. Seine Erkundigungen bei der Regierung waren ohne ein bestimmtes Resultat geblieben, obgleich man ihm dort wiederholt die Versicherung gegeben, daß Morrel nicht hingerichtet, sondern jedenfalls entflohen sei. Wahrscheinlich hatte die Krankheit Juliens Emanuel Herbault verhindert, weiter nachzuforschen, sonst würde er gewiß erfahren haben, daß man dem Kapitän anstatt eines Räubers den Prozeß gemacht und jetzt nach einem Irrenhause gebracht

habe. Ueberhaupt war Emanuel kein Mann für praktische Dinge. Das abgeschlossene, glückliche Leben, das er seit einer Reihe von Jahren in seiner Familie führte, hatte ihn fast untauglich gemacht, die Wirklichkeit zu verstehen und die geeigneten Mittel und Wege zu ergreifen, um eine Aufgabe des gewöhnlichen Lebens zu lösen. Er glaubte in der That, daß sein armer Schwager das Opfer einer heimlichen Intrigue geworden sei.

— Nun, lieber Freund, sagte der Graf, nachdem er Emanuel ruhig angehört, trösten Sie sich. Max ist nicht todt, obgleich seine traurige Lage unser Mitleiden verdient. Lassen Sie mich aussprechen! Max ist noch immer im Gefängniß und ich bitte Sie nur um Eins: überlassen Sie mir die Sorge, ihn zu befreien. Was Valentine anbetrifft, so werden wir in kurzer Zeit erfahren, wer sie nach dem Ausland gelockt hat und was dort aus ihr geworden. Ihr Schicksal verdient vielleicht in diesem Augenblick mehr unsere Theilnahme, als dasjenige ihres Gatten. Doch überlassen Sie auch diese Angelegenheit mir. Sie können sich jetzt nicht aus Paris entfernen, während es mir freisteht, mich überall hin zu begeben, wenn auch in einer Verkleidung, denn die Umstände verbieten es mir, mich in Frankreich öffentlich zu zeigen. Außerdem ist es meine Pflicht, mich derjenigen anzunehmen, deren Schicksal ich zum Theil verschuldet habe. Bleiben Sie also ruhig in Paris und hoffen Sie das Beste. Sie werden bald Nachricht von mir erhalten. Meine erste Aufgabe wird sein, Max aus der Lage zu befreien, in der er sich jetzt befindet; meine zweite: Gewißheit über Valentinens Schicksal zu erlangen und sie mit ihrem Gatten zu vereinen. Sprechen Sie darüber zu Niemand. Man darf nicht ahnen, daß ich mich noch in Frankreich oder gar in Paris befinde. Bleiben Sie bei Ihrer Gattin und sorgen Sie vor allen Dingen dafür, daß sie gesund wird. Und nun leben Sie wohl, meine Zeit in Paris ist mir zugemessen!

— O, Herr Graf, Sie sind abermals unser Retter! Gott lohne es Ihnen! rief Emanuel voll Dankbarkeit und mit Thränen in den Augen. Ich darf also nicht hoffen, Sie wiederzusehen? Sie verlassen Paris? werden Sie nicht mit Mar zurückkehren?

— Alles das kann ich noch nicht bestimmen, mein lieber Freund! erwiederte Monte-Christo. Sagen Sie Ihrer Gattin, daß Mar nicht todt ist. Diese Arzenei wird besser wirken, als jede andere. Leben Sie wohl! Es wird Alles besser werden, als Sie denken!

Der Graf ging, begleitet von dem freudig bewegten Emanuel. Aber ehe er noch die kleine Pforte erreicht hatte, kam ein Diener, ein alter Mann, rasch aus dem Hause und zeigte schon von fern einen Brief, den er in der Hand hielt. Monte-Christo war schnell hinter eine Statue getreten, um sich zu verbergen.

— Aus Berlin! Ein Brief aus Berlin! rief der Diener schon von fern.

Emanuel stieß einen Ruf der Freude aus und eilte dem Alten entgegen, um den Brief in Empfang zu nehmen. Die Adresse sah er nur höchst flüchtig an. Dann eilte er zu dem Grafen.

— Kommen Sie! rief er. Hier ist ein Brief aus Berlin, vielleicht von Valentine selbst. Jedenfalls muß er uns Aufklärung bringen. Kommen Sie, wir wollen ihn zusammen lesen.

Wieder in dem Pavillon angekommen, hatte Emanuel den Brief bereits erbrochen.

— Er ist an mich und von einer Manneshand! sagte er. Die Unterschrift —

— Nun, von wem ist die Unterschrift? fragte der Graf aufmerksam.

— Ein eigenthümlicher Name — Don Lotario de Toledo! Ich kenne ihn nicht.

— Aber ich! sagte der Graf. Nun, lesen Sie! Ich bin gespannt auf den Inhalt.

Emanuel las:

„Geehrter Herr!

Diese Zeilen erhalten Sie im Auftrage einer Dame, die Ihnen theuer ist, im Namen der Madame Morrel. Sie hat mich, mit dem sie bei dem Grafen Arenberg flüchtig zusammengetroffen ist, gebeten, die Frage an Sie zu richten, ob Sie die Briefe, die Ihnen von ihrer Hand aus Berlin zugesendet worden, erhalten haben, oder ob andere Briefe von Herrn de Ratour, dem angeblichen Freunde des Kapitän Morrel, bei Ihnen angelangt sind. Wie es mir scheint, hegt sie Verdacht, daß Herr de Ratour nicht ganz aufrichtig gegen sie handle, auch will sie nicht an den Tod ihres Gatten glauben. Sie ist deshalb in großer Angst und Ungewißheit, hat sich jedoch im Uebrigen, wie ich Ihnen versichern kann, über nichts zu beklagen, und da sie mich aufgefordert hat, über sie zu wachen, so werde ich in dieser Hinsicht meine Pflicht thun und ihr Verhältniß zu Herrn de Ratour scharf beobachten. Ist es Ihnen möglich, nach Berlin zu kommen, so würde dies das Beste sein, um Manches aufzuklären und das Verhältniß der Madame Morrel zu einem Manne aufzulösen, der in meinen Augen mehr als zweideutig ist. Jedenfalls erwartet Madame Morrel, daß Sie mir schreiben, ob Sie etwas Anderes und Genaueres über das Schicksal ihres Mannes wissen, und da sie von Herrn de Ratour, um es offen zu sagen, bewacht wird und ihm mißtraut, so wünscht sie, daß die Korrespondenz zwischen Ihnen und ihr durch mich geführt werde. Ich füge zu diesem Zwecke meine Adresse bei und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich, falls Sie mir in die-

ser Hinsicht Aufträge geben, nichts unterlassen werde, um meine Theilnahme für eine Dame zu beweisen, deren unglückliches Schicksal mich auf das Höchste interessirt.

Lotario de Toledo."

— Aber wer ist dieser Don Lotario! rief Emanuel, als er den Brief zu Ende gelesen. Ich habe nie einen solchen Namen gehört. Am Ende steckt er mit diesem Ratour, der als zweifelhaft dargestellt wird, unter einer Decke. Sie sagten, Sie kennen ihn?

— Ja, erwiederte der Graf. Seien Sie darüber unbesorgt. Don Lotario ist mein Schützling und ein Ehrenmann. Ich halte es für ein großes Glück, daß Valentine gerade ihn gefunden und bin nun weniger besorgt um sie. Ueber die Persönlichkeit des Herrn de Ratour werde ich bald im Klaren sein. Nun seien Sie ganz unbesorgt, Emanuel! Für Max werde ich sorgen und ich nehme zugleich die Gewißheit mit, daß Valentine noch lebt und sich in einer verhältnißmäßig guten Lage befindet. Es liegt noch ein Schleier über dieser Angelegenheit. Aber er wird bald zu lüften sein. Adieu, Herbault! Thun Sie nichts, nichts in dieser Sache! Ueberlassen Sie Alles mir. Die Dinge stehen besser, als ich glaubte. Adieu!

Während Emanuel noch seine Verwunderung darüber aussprach, daß der Brief gerade jetzt gekommen, und daß der Graf diesen Don Lotario kenne, hatte Monte-Christo bereits die kleine Pforte erreicht und Emanuel zum letzten Mal die Hand gedrückt.

In einiger Entfernung stand ein Fiaker, der auf den Grafen zu warten schien. In diesen stieg er und gab die Adresse Rue du Grand Chantier.

Die Leser erinnern sich, daß der Abbé Laguidais in dieser Straße wohnte, und zu ihm eilte der Graf. Ali hatte den Abbé bereits benachrichtigt, daß der Graf zu einer be-

stimmten Stunde bei ihm sein würde. In der Zwischenzeit hatte Monte-Christo sich unkenntlich gemacht. Dieselbe Zwischenzeit hatte der Abbé dazu benutzt, den Herzog *** zu benachrichtigen, daß der Graf angekommen sei, und die Beiden erwarteten nun den Mann, zu dessen Vertrauten zu gehören in ihren Augen die größte Ehre war.

Das Wiedersehen dieser drei Männer war herzlich, ganz entfernt von aller Ceremonie, ihre Begrüßung so innig, wie diejenige langgetrennter Jugendfreunde. Sie schüttelten sich die Hand, sie sprachen offen ihre Freude aus. Sie erkundigten sich zuerst nach Nebendingen — ganz wie es bei solchem Wiedersehen der Fall zu sein pflegt.

Der Graf aber war der Erste, der das Gespräch auf wichtigere Dinge lenkte.

— Mein lieber Abbé, sagte er, sind Briefe für mich eingelaufen?

Der Abbé brachte ein ganzes Packet eingegangener Papiere zum Vorschein. Die meisten derselben waren aus näheren oder ferneren Städten und betrafen die religiösen Bemühungen Monte-Christo's. Für den Augenblick las er nur die Unterschriften und steckte dann das Packet zu sich. Nur einen Brief las er durch. Er war von Mr. Nathan in New-Orleans.

Der Banquier schrieb ihm — zwei Tage nach der Abreise des Grafen — daß bis dahin noch nicht die geringste Aenderung in dem Zustande Wolframs eingetreten sei und daß der Arzt, der sich übrigens mit der größten Sorgfalt des Kranken annehme, es noch nicht wage, bestimmte Hoffnungen zu geben. Amelie habe er gesagt, daß Wolfram verreist sei, und da ihre Wirthin ganz abgesondert von der Welt lebe, so hoffe er, sie werde die Wahrheit nicht erfahren. Uebrigens zeige sich jetzt in der Stadt eine gewisse Sympathie für Wolfram, und wenn derselbe genese, so unterliege es keinem Zweifel, daß man sich seiner annehmen und daß eine

direkte Unterstützung des Grafen oder des Banquiers kaum nöthig sein werde. Mr. Nathan versprach, mit jedem Schiffe Briefe zu schicken.

Der Graf las seinen beiden Freunden dieses Schreiben vor und machte sie überhaupt mit seinem Verhältnisse zu Wolfram bekannt.

— Ich gestehe es, fügte er hinzu, indem sein Blick sich neigte — daß der Tod dieses jungen Mannes mich für mein ganzes Leben unglücklich gemacht, daß er schwer auf meinem Gewissen gelastet haben würde. Gott hat mir diese Prüfung erspart. Er hat mein Herz erkannt, er weiß, daß ich es mit Wolfram gut meine.

— Aber er hat Ihnen zugleich einen Fingerzeig gegeben, lieber Graf! sagte der Herzog. Er hat Sie daran erinnern wollen, daß Sie nicht zu weit gehen dürfen.

— Ich fühle es, ja! sagte Monte-Christo. Und noch deutlicher spricht Morrels Schicksal. Deshalb bin ich hierher geeilt, um zu helfen, wenn es möglich ist. Und ich hoffe, es wird möglich sein. Theilen Sie mir nur mit, was Sie über Morrel erfahren haben.

Der Graf erfuhr nun ausführlich die Verwechselung Morrels mit Rablasy, seine Anklage, seine Verurtheilung, seinen Wahnsinn. Es war dem Herzog gelungen, alle Einzelnheiten dieser merkwürdigen Angelegenheit auszukundschaften. Der Verlauf der Sache war übrigens klar und einfach, sobald man den Anfangspunkt derselben kannte.

— Wie aber war es möglich, daß Morrel auch nur einen Augenblick lang mit jenem Mörder verwechselt werden konnte, fragte Monte-Christo. Sie waren in jener Nacht bei ihm, Herzog? Sie sagen, er sei in einem gewöhnlichen schwarzen Anzug gewesen und doch gab es bei dem Prozeß den Ausschlag, daß man ihn in der Jacke jenes Rablasy gefunden.

Der Herzog — denn er war jene geheimnißvolle Per-

sönlichkeit gewesen — erzählte noch einmal alle einzelnen Umstände jener Nacht, und die drei Männer, zugleich überlegend und berathend, kamen endlich in einer Meinung überein, die der Wahrheit ganz nahe lag. Sie vermutheten Rablasy in jenem Gefangenen, der zugleich mit Morrel, dem Herzog und dem Staatsanwalt das Gefängniß verlassen. Sie vermutheten auch, daß Rablasy die Papiere, die er in Morrels Kleidung gefunden, dazu benutzt habe, um Valentine zu täuschen und nach dem Auslande zu locken.

— Für mich steht es nun fest, daß jener Herr de Ratour, von dem Don Lotario heut an Emanuel Herbault schrieb, jener Rablasy ist. Dieser Mensch kann aber kaum erst in Berlin die Bekanntschaft des Grafen Arenberg gemacht haben. Erinnern Sie sich, Laguidais, einem Menschen dieses Namens hier in Paris begegnet zu sein?

— Ja, sagte der Abbé. Ein Herr de Ratour wurde mir einmal bei dem Grafen vorgestellt. Er galt für einen Bonapartisten, der sich im Geheimen hier aufhalte, und legte sich, wenn ich nicht irre, die Eigenschaft eines Arztes bei.

— Das Alles stimmt! sagte Monte-Christo. Gut! Aus Don Lotario's Brief geht hervor, daß dieser Elende es nicht gewagt hat — wenigstens nicht bis jetzt — Madame Morrel ernstlich zu belästigen. In kurzer Zeit werden wir darüber im Klaren sein und ich glaube, es wird nicht schwer halten, Valentine aus seinen Händen zu befreien. Ich werde weiter über die Sache nachdenken. Morrel selbst verdient jedenfalls jetzt die größere Aufmerksamkeit. Und nun zu Don Lotario. Was wissen Sie von ihm?

— Nichts Näheres weiter, als daß er Therese liebt und über ihre Kälte gegen ihn unglücklich ist! antwortete Laguidais. Ich kann Ihnen nur wiederholen, Graf, was ich Ihnen geschrieben. Ich wünschte nicht, daß Sie diesen jungen Mann auf eine gar zu harte Probe stellten. Es ist nicht nöthig. Er ist mein Liebling. Vielleicht beurtheile ich

ihn zu günstig. Sein Herz ist gut und aus einem Stoffe gemacht, der nur wenig fremder Einwirkung bedarf. Ich kenne sein Verhältniß zu Thereſe freilich nicht genau. Ich weiß nicht, ob er wirklich unglücklich liebt. Aber sollte es der Fall sein, so erschweren Sie ihm sein Schicksal nicht durch Hindernisse, die Sie ihm obenein noch in den Weg legen. Bedenken Sie, wenn auch dort ein Unglück geschähe — wenn dieser junge Mann, den wir Beide in unser Herz geschlossen haben, unterginge —

— Ein Herz, ein Geist, wie wir sie brauchen, können nicht untergehen! rief Monte-Christo.

— Ja, sagte der Abbé, aber es können Zufälligkeiten eintreten, die Sie verschuldet haben, die durch Sie hervorgerufen sind und an denen er untergeht. Nehmen Sie Wolframs Verwundung. Wer trägt die Schuld davon? Er, der Zufall, oder Sie, der Sie ihn in eine Lage versetzt haben, die einst solchen Zusammenstoß hervorrufen mußte?

— Ich will es reiflich, sehr reiflich überlegen, erwiederte der Graf gedankenvoll. Ich will nicht weiter gehen, als ich gehen darf. Und ich hoffe, der Himmel, der mir bis jetzt gnädig gewesen, wird mich auch ferner unterstützen und solche Gefahren von dem Haupte derer abwenden, die ich zu Grundsäulen unserer Vereinigung machen möchte.

Das Gespräch nahm nun einen allgemeinen Charakter an. Die Pläne des Grafen, die Erfolge, die er erreicht, die verschiedenen Wege, die in einzelnen Fällen eingeschlagen werden sollten, wurden besprochen und nach allen Seiten erörtert. Der Graf, vorher etwas niedergedrückt und nachdenklich, wurde wieder ganz der selbstbewußte, klar überlegende Mann, dessen Thatkraft, Begeisterung und Scharfsinn seinen beiden Freunden ungetheilte Bewunderung abnöthigten. Nie mochten irgendwo auf der Welt größere Pläne entworfen, heiligere und erhabenere Ideen entwickelt worden sein, als an diesem Abende von den drei Männern in dem

einsamen Zimmer des Abbé, von diesen drei Männern, die so verschieden waren in ihren Lebensstellungen und doch so einig in ihren Wünschen und Wirken für das Menschengeschlecht. Nie hatte die Welt ein Triumvirat gesehen, das weniger Ehrgeiz besessen und größere Thaten verfolgt hätte.

Es war spät nach Mitternacht, als der Graf mit dem Herzog von Laguidais Abschied nahm.

— Ich kam traurig und bang nach Europa zurück! sagte er. Mir ist jetzt wohler. Es steht nicht so schlimm um die Welt und um meine Freunde, als ich geglaubt hatte. Wolfram, ich zweifle nicht daran, wird gerettet werden. Für Morrel hoffe ich das Beste, sobald er wieder frei ist, Valentine ist nicht verloren und Don Lotario wird ein Mann sein. So wollen auch wir hoffen, meine Freunde. Wir streiten für das Reich Gottes, und Gott wird mit uns sein!

Das Irrenhaus.

Südlich von Paris, in einer der schönsten Provinzen und fern von der Landstraße, liegt ein großes und freundliches, aber stark befestigtes und von einem großen Park umgebenes Gebäude. Es war früher ein Schloß, wurde aber von der Regierung vergrößert und in eine Irrenanstalt umgewandelt, in die jedoch nur diejenigen aufgenommen wurden, die ohnehin schon unter der strengen Aufsicht des Staates standen, nämlich die Gefangenen. Deshalb war das Gebäude auch so stark befestigt. Denn immer war die Möglichkeit vorhanden, daß ein Gefangener nur deshalb Wahnsinn heuchle, um eine Gelegenheit zur Flucht zu finden.

Bei dem Direktor dieses Gebäudes meldete sich einige Tage nach jener Unterredung in Paris ein ältlicher Herr, mit einfachen und bescheidenen Manieren und zeigte eine

Karte vor, die von einem hohen Beamten im Kultus-Ministerium ausgestellt war und durch die der Ueberbringer derselben — Dr. Connard — dem Direktor der Anstalt empfohlen und dieser gebeten wurde, seinen Gast über Alles zu unterrichten, was dieser zu wissen wünschen würde.

Der Direktor, der in dem Irrenhause, das zu jener Zeit nicht stark besetzt war, ein ziemlich einsames Leben führte, war gern bereit, dem höflichen Dr. Connard jede Auskunft zu ertheilen und ihn überall herum zu führen.

Der Doktor schien sehr zufrieden mit den zweckmäßigen Einrichtungen der Anstalt, verweilte längere Zeit bei jedem einzelnen Irrsinnigen und schien die eigenthümlichen Symptome, in denen sich bei jedem Einzelnen die Geistesstörung aussprach, mit großer Aufmerksamkeit zu studiren. Mehrere von den Wahnsinnigen lagen an Ketten. Andere, namentlich diejenigen, bei denen man keine Verstellung vermuthen durfte, genossen mehr Freiheit. Nur wenige litten an einer tobenden, rasenden Art des Wahnsinnes, die Meisten schienen tiefsinnig zu sein. Ihr Geist schien unter der Erinnerung an vergangene Verbrechen oder unter dem Drucke einer zu harten Strafe gelitten zu haben.

— Wir haben hier noch einen sehr stillen und gutmüthigen Gast, sagte der Direktor, vor einer Thür stehen bleibend und sie öffnend. Er ist sanft und gutmüthig, wie ein Kind. Und doch ist er mir als ein gefährlicher Charakter bezeichnet worden, bei dem man sogar Verstellung zu befürchten habe. Es ist der Raubmörder Etienne Rablasy.

— Rablasy, ja, ich glaube von diesem Manne gehört zu haben, sagte Dr. Connard. Nun, lassen Sie uns sehen! Ich glaube doch auch ein wenig Blick zu besitzen und mich auf die Symptome zu verstehen. Er liegt wahrscheinlich in Ketten?

— Nein, aber er wird sonst gut bewacht, erwiederte der Direktor. Treten Sie ein!

Der Direktor trat in ein geräumiges Zimmer, dessen Fenster hell, aber sehr hoch und außerdem stark vergittert waren. Der Kranke saß vor dem Tisch auf seinem Schemel, ganz in der Stellung eines vernünftigen Menschen, den Kopf auf die Hand gestützt. Sein Aussehen war im Ganzen gut. Er war reinlich gekleidet, wie es sich in dieser Anstalt von selbst verstand, und die geistige Krankheit schien auf seinen Körper wenig Einfluß gehabt zu haben. Seine Wangen hatten sogar einen Schimmer von Röthe.

Als der Direktor und der Doktor eintraten, sah er sie groß an und nachdem er erkannt zu haben schien, daß es nicht sein gewöhnlicher Wärter sei, der ihn besuche, stand er auf, verbeugte sich und schob seinen Schemel hin, als wolle er die Eintretenden einladen, Platz zu nehmen. Seine Manieren waren dabei durchaus die eines fein gebildeten Mannes.

— Nun, wie geht es Ihnen heut, Herr Rablasy? fragte der Direktor.

Der Kranke antwortete nicht und sein Gesicht nahm einen düsteren Ausdruck an.

— Er antwortet nie, wenn man ihn mit Rablasy anredet! flüsterte der Direktor dem Dr. Connard zu. Er hält sich für einen gewissen Kapitän Morrel. Nun, Sie werden hören!

— Gesund und munter, Kapitän Morrel? fragte er darauf laut und fröhlich den Kranken.

— Ich danke Ihnen, mein Herr! erwiederte der Kapitän artig. Ich befinde mich vollkommen wohl. Darf ich Sie fragen, ob mein Prozeß beendet ist?

— Noch nicht ganz, antwortete der Direktor. Aber ich hoffe, man wird Sie freisprechen!

— Freisprechen! O, das verlange ich nicht! sagte der Kapitän mit jenem unerklärlichen Lächeln der Irrsinnigen, und sein glänzendes aber ausdrucksloses Auge richtete sich

ruhig auf den Direktor. Ich möchte nur meine Frau und mein Kind wiedersehen!

— Aber, lieber Kapitän, Sie haben ja gar keine Frau und kein Kind! sagte der Direktor.

— Keine Frau und kein Kind? murmelte Morrel vor sich hin, stützte die Hand auf den Tisch und sah stumpf und gleichgültig auf den Boden. Es ist seltsam, ich glaubte doch — hm! Wissen Sie, ich will Ihnen etwas sagen! Ja, ja, es ist bestimmt so!

Damit winkte er dem Direktor, geheimnißvoll und vertraulich, wie es die Art der Irrsinnigen ist, zu sich heran und näherte sein Gesicht dem Ohr desselben.

— Ich habe geträumt! flüsterte er, laut genug, daß Dr. Connard es hören konnte. Ich habe geträumt von jenem Augenblicke an, da ich auf der Insel Monte-Christo war. Ja, es war nicht Valentine selbst, es war nur ihr Geist, der mir erschien. Ich habe keine Frau, kein Kind gehabt! Ich habe nur geträumt!

Und als ob ihn diese Gewißheit ungemein beruhige, lächelte er eine Minute lang freudig vor sich hin. Dann aber verwandelte sich sein Gesicht und wurde eben so traurig. Er seufzte tief, sah starr in die leere Luft und flüsterte: Der kleine Edmond! Edmond!

— Nun, was meinen Sie zu diesem Irrsinnigen? wandte sich der Direktor an den Doktor. Halten Sie diesen Wahnsinn für Verstellung? Es wird mir schwer, das zu glauben.

— Nein, erwiederte Dr. Connard, das ist keine Verstellung, gewiß nicht. Und wozu sollte sie auch dienen? Dieses Zimmer ist so sehr befestigt, als es nur ein Gefängniß sein kann. Er würde von hier ebenso wenig fliehen können, als von anderswo.

— Nun, sagen Sie das nicht, flüsterte der Direktor. Beim Spazierengehen im Park haben die Kranken manch

Freiheiten. Also Sie glauben ebenfalls, daß er wirklich irrsinnig ist?

— Ganz gewiß, und er scheint von einer sehr gutmüthigen, stillen Art zu sein, sagte der Doktor. Uebrigens habe ich von diesem Manne schon in Paris gehört und es wäre immerhin möglich, daß man einen Irrthum begangen und den Kapitän Morrel anstatt des Mörders Rablasy verurtheilt hätte. Wie behandeln Sie nun diesen Kranken, wenn ich fragen darf.

— Genau genommen, behandele ich ihn gar nicht, antwortete der Direktor. Was soll ich mit ihm thun? So, wie er heute ist, ist er immer, und es fehlt mir eine genauere Kenntniß seines Lebens, um auf ihn einwirken zu können. Ich lasse ihn viel spazieren gehen, gebe ihm einfache Kost, lasse ihn durchaus freundlich behandeln und widerspreche ihm nie oder selten. Ist sein Gemüth wirklich zerrüttet, so wird es sich dadurch am besten heilen lassen. Können Sie mir eine andere Behandlung anempfehlen.

— Nein, sagte Dr. Connard, ich finde, daß Sie das Richtige thun. Haben Sie den Kranken — da er doch von seiner Frau und seinem Kinde spricht — jemals mit Frauen und Kindern zusammengebracht und den Eindruck, den sie auf ihn machen, beobachtet?

— Nein, erwiederte der Direktor. Wir haben hier nur alte Frauen und Kinder sind gar nicht hier.

— Schade! Es ist übrigens ein hübscher Mann und in seinem Gesichte liegt nichts, was auf ein schlechtes und verlorenes Leben schließen ließe. Der Hauptzug seines Charakters scheint mir Sanftmuth zu sein. Kein Mensch würde diesen Mann für einen Mörder halten.

Der Direktor zuckte die Achseln, als wolle er sagen: Was geht das mich an? Ich muß meine Pflicht thun, mag er ein Mörder oder ein Heiliger sein!

Darauf verließ er mit dem Doktor die Zelle, zeigte sei-

nem Gaste noch einige andere Kranke und kehrte dann nach seiner Privatwohnung zurück.

Dr. Connard, der, wie er sagte, einen Jugendfreund in der Nähe besuchte und bei demselben wohnte, erbat sich die Erlaubniß, zuweilen zurückkehren zu dürfen, und der Direktor gab ihm diese Erlaubniß sehr gern. Darauf verließ der Doktor das Irrenhaus.

Am folgenden Tage hätte man ihn in einer eigenthümlichen und für einen achtbaren und nicht mehr jungen Arzt durchaus komischen Stellung wiedersehen können. Er befand sich nämlich in dem Wipfel eines Baumes, der in der Nähe der Mauer stand, die den großen Park des Irrenhauses umschloß. Von dort aus beobachtete er aufmerksam und zum Theil mit einem kleinen Fernrohre alle Gänge des Parks. Er schien übrigens auch zu wissen, daß man sich höchlichst verwundern würde, ihn in einer solchen Stellung zu sehen, denn er stieg nachher sehr vorsichtig von dem Baume herunter und verließ sehr geheimnißvoll den Ort, der zum Glück sehr abgelegen und einsam war, und begab sich nach dem nahen Städtchen, wo er in einem bescheidenen Gasthofe wohnte. Niemand wußte etwas über den Zweck seiner Anwesenheit und den größten Theil des Tages über war er nicht zu Hause, sondern streifte, wie man sagte, in der Umgegend umher, obgleich ihn auch dort Niemand bemerkte.

Am nächstfolgenden Tage wiederholte er seinen Besuch in dem Irrenhause und war zugegen, als Morrel oder Rablasy in Begleitung eines Wärters einen Spaziergang durch den Park machte. Während dessen richtete er zuweilen einzelne Fragen an den Kranken, mit einer eigenthümlichen Betonung der Stimme, so daß dieser jedes Mal unruhig wurde und seinen starren Blick auf dem Doktor ruhen ließ.

— Das Wetter ist nicht angenehm zum Promeniren, sagte der Doktor, als der Wärter sich entfernte — und es war in der That sehr kalt und eine leichte Schneedecke lag

auf der Erde. Lassen Sie den Kranken alle Tage seinen Spaziergang machen?

— Alle Tage, antwortete der Direktor. Bewegung muß ihm gut thun.

— Und mit dem Wärter allein? Ist das nicht gefährlich?

— O nein, Sie sehen ja, wie gutmüthig dieser Mensch ist, und ich glaube nicht, daß er sich verstellt. Ich brauche außerdem meine Wärter für die anderen Wahnsinnigen, die größtentheils wild und unbändig sind. Wie sollte er auch über diese hohe Mauer kommen, da er ohnehin an den Füßen gefesselt ist!

— Ach ja, das hatte ich vergessen, sagte Dr. Connard. Sie haben Recht!

Am anderen Tage, kurz vor der Mittagszeit, befand sich der Doktor wieder auf seinem Observatorium — nämlich in dem Wipfel jener Tanne, deren dichte Nadeln auch im Winter ein gutes Versteck gewährten. Er blickte durch sein Fernrohr nach dem Irrenhause hin. Sobald er bemerkte, daß zwei Personen dasselbe verließen, stieg er von seinem Baume herunter und gab einer Gestalt, die in der Nähe auf einem Baumstumpf saß, ein Zeichen.

Die Gestalt erhob sich und das Gesicht eines Negers wurde sichtbar.

Dr. Connard sprach einige Minuten lang mit ihm, dann warf er eine Strickleiter bis auf die First der Mauer hinauf und kletterte an derselben empor, während der Neger eine andere Leiter aus Holz herbeiholte und neben die Strickleiter stellte. Der Doktor hielt sich so verborgen, daß man ihn von dem Park aus nicht sehen konnte.

Ungefähr zehn Minuten darauf hörte er Schritte, und als er ein wenig über die Mauer blickte, sah er, daß Morrel mit seinem Wärter sich nahte.

Der Weg, den die Beiden zu nehmen hatten, führte

dicht an der Mauer vorbei. Morrel ging einige Schritte vor dem Wärter, der sich ruhig ein Liedchen pfiff.

Gerade, als er sich dicht unter dem Doktor befand, schwang dieser sich ganz auf die Mauer und stürzte sich von der Höhe derselben auf den Wärter. Dieser stieß nichts aus, als einen Schrei des Entsetzens. Dann hatte ihn Dr. Connard bereits mit einem Strick die Hände gefesselt und einen Knebel in den Mund gesteckt — Alles mit einer Schnelligkeit und Kraft, die bei einem bejahrten Manne in Erstaunen setzen mußte. Darauf band er ihm noch einen Strick um die Füße und wandte sich zu Morrel.

Dieser hatte sich umgewendet, als er den Schrei seines Wärters hörte. Sein Gesicht verrieth eine gewisse Ueberraschung, sogar Unwillen. Der Doktor trat rasch auf ihn zu.

— Morrel! sagte er. Wir müssen fliehen! Verstehen Sie mich? Wir müssen zu Valentine, zu dem kleinen Edmond! Schnell, dort ist die Leiter! Sehen Sie!

Dabei sprengte er hastig die Fesseln an Morrels Füßen.

Während Dr. Connard mit dem Wärter beschäftigt gewesen war, hatte der Neger ebenfalls die Strickleiter auf der anderen Seite der Mauer erstiegen und die hölzerne Leiter nach dem Park zu herabgelassen.

Morrel starrte den Doktor verwirrt an. Bei den Namen Edmond und Valentine zuckte sein Gesicht. Aber er schien den Doktor nicht zu verstehen.

— Ich sage Ihnen, Morrel, der kleine Edmond ruft! Er ist auf der anderen Seite der Mauer. Folgen Sie mir! Hören Sie nicht, wie er Papa ruft! Es ist der kleine Edmond!

— Edmond! Mein Kind! rief Morrel, und sein ganzes Gesicht leuchtete auf. Wo ist mein Kind? Wo ist Valentine? Ja, er ruft — ich höre ihn. Ich komme, ich komme schon!

Er sprang auf die Leiter zu und kletterte sie mit der

Geschwindigkeit und Sicherheit eines Nachtwandlers hinauf. Oben angelangt, stand er einen Augenblick aufrecht auf der First der Mauer und schien Willens, weiter zu gehen, als wäre er zu ebener Erde. Er hätte hinabstürzen müssen, der Neger aber fing ihn mit seinen kräftigen Armen auf und half ihm die Strickleiter hinab.

Dr. Connard war unterdessen dem Kapitän rasch gefolgt, hatte die Leiter emporgezogen und warf sie nach der äußeren Seite der Parkmauer hinunter.

— Lieber Freund, rief er dem Wärter zu, der voller Entsetzen noch immer auf der Erde lag und sich nicht rühren konnte und wollte — lieber Freund, ich habe Sie erschreckt, wider meinen Willen. Man wird Sie vielleicht fortschicken, weil man glaubt, daß Sie mit mir im Einverständniß gewesen seien. Für diesen Fall gehen Sie nach Paris, zu dem Herrn Herbault, Rue Meslay. Er wird Ihnen in meinem Namen zwanzigtausend Francs auszahlen. Behalten Sie diese Adresse und lassen Sie das Ihr Schmerzensgeld sein!

Damit kletterte er die Strickleiter hinab. Morrel war bereits unten angelangt.

— Wo ist mein Kind? rief er, sich wild nach allen Seiten umschauend. Wo ist Valentine?

— Kommen Sie nur, da sind sie ja! rief der Doktor, seinen Arm ergreifend und ihn mit sich fortziehend. Sehen Sie Valentine nicht? Dort hinter jenen Bäumen!

Fortwährend so sprechend und den Irrsinnigen ermunternd, zog er Morrel mit sich fort. Der Neger half, den andern Arm des Kapitäns ergreifend. Sie eilten durch das Gebüsch. Nach wenigen Minuten standen sie an einer Straße und auf dieser hielt ein dicht verschlossener, mit sechs Pferden bespannter Reisewagen. Auf dem Bock saß ein Mann in Postillonskleidung, der jedoch weiter nicht sehr überrascht zu sein schien.

Dr. Connard hob Morrel in den Wagen, Ali schloß

denselben und sogleich ging es im schärfsten Trabe vorwärts, in der Richtung nach Süd-Osten.

Der Kapitän schien dem Arzte einigen Widerstand entgegensetzen zu wollen, als er sich in dem geschlossenen Raume des Wagens befand. Der Doktor aber hielt ihm ein Fläschchen vor die Nase, dessen Duft ihn zu betäuben schien. Morrel sank zurück und nun entkleidete ihn der Doktor seiner Gefängnißtracht und legte ihm bürgerliche Kleidung an; die alten Sträflingskleider warf er aus dem Fenster der Kutsche.

Uebrigens verstand es Dr. Connard, ebenso schnell zu reisen, wie der Graf Monte-Christo, und dabei war kein Wunder, denn — wie die Leser längst errathen haben werden — war es der Graf Monte-Christo selbst. Begreiflicher Weise wählte er dieses Mal einen anderen Weg, als denjenigen, auf dem er mit dem Polizeirath nach Paris gekommen. Er reiste über Lyon nach Piemont. In der Gegend von Nizza sollte ihn sein Boot erwarten, nicht das Dampfboot — denn er wollte jeden Verdacht vermeiden — sondern ein einfaches Segelboot.

Den Kapitän hielt er während dieser ganzen Reise in einem fortwährenden Schlummer, den er durch künstliche Mittel, durch Zusätze zu Wein und Wasser hervorrief. Sonst wäre es unmöglich gewesen, den Wahnsinnigen zum Ausdauern in dem engen Raum der Kutsche zu bewegen.

Die Pässe waren vollkommen in Ordnung. Sie lauteten auf den Dr. Connard, einen hohen Kranken, den der Doktor nach Nizza fahren sollte, und dessen Neger. In Nizza angelangt, gab der Graf dem Kapitän die stärkste Dosis und rief dadurch einen so festen Schlaf in ihm hervor, daß er ohne Widerstand in das Boot geschafft werden konnte, das für den Grafen bereit lag.

Dieses Boot sollte ihn die Küste entlang bis an den Punkt führen, wo ihn sein eigenes Fahrzeug erwartete. Das letztere war an Ort und Stelle.

Als der Graf an Bord des Bootes trat, bemerkte er nur düstere und niedergeschlagene Gesichter. Der Steuermann überreichte ihm einen Brief.

— Von wem? fragte Monte-Christo.

— Von Bertuccio, dem Intendanten Ew. Excellenz! antwortete der Steuermann.

Der Graf erbrach den Brief und las.

„Gnädigster Herr!

So wahr ein Gott lebt, ich bin nicht Schuld an dem Unglück, das geschehen ist. Ich habe es nicht verhindern können, und ich bin bereit, mich den Augenblick zu tödten, wenn Sie an meiner Treue zweifeln. Jacopo und zwei Andere sind ihm nachgesetzt.

Bertuccio."

— Was ist das? rief der Graf, seine Unruhe unter einer eisernen Starrheit verbergend. Was meint Bertuccio? Was ist vorgefallen?

Der Steuermann suchte zögernd nach Worten. Aber ehe wir die Antwort desselben mittheilen, müssen wir um einige Tage in unserer Geschichte zurückkehren.

Benedetto.

Während ein milder Winter Mittel-Europa sanft über die Scheidegrenze der beiden Jahre hinwegführte, während die Schneelinie auf den Alpen und Apenninen sich nur wenig tiefer senkte, herrschte auf der glücklichen Insel Monte-Christo die schönste Frühlingsluft. Die lauen Wellen des Meeres mäßigten die kühlen Winde, die zuweilen vom Norden herüberwehten; die Oleander- und Myrthensträucher begannen sich mit neuem Grün zu schmücken und die Sonne schien so

heiß auf die Felsen, daß ein Nordländer sich mitten in den Sommer versetzt geglaubt hätte.

Niemand konnte sich deshalb darüber wundern, wenn der arme Aussätzige nicht in der Hütte blieb, die man ihm eingeräumt hatte, sondern schon des Vormittags auf die Felsen stieg und sich dort in den Strahlen der Sonne, die heiß vom Gestein zurückprallte, erwärmte. Man kümmerte sich nicht um ihn. Bertuccio hatte ihm die Medizin gegeben, die der Graf für den Kranken zurückgelassen. Dieser aber hatte, wie man leicht errathen kann, keinen Gebrauch davon gemacht. Deshalb betrachteten ihn die Leute auf der Insel als einen, den Gott gestraft. Wen die Arzeneien des Grafen, die sonst fast augenblicklich jedem Kranken halfen, nicht retten konnte, der mußte vom Himmel dazu bestimmt sein, für frühere Sünden zu leiden.

Dort auf dem Abhang des Felsens saß der Kranke also gewöhnlich. Unter ihm befand sich die geheimnißvolle Wohnung, die der Graf sich einst aus den Ueberresten einer Ruine neu hergestellt und kostbar eingerichtet. Sie war fast ganz in den Felsen gehauen und ein Unkundiger würde sie nur nach längerem Suchen bemerkt haben. Den Eingang konnte nur ein Eingeweihter finden, der Fremde erblickte höchstens hier und dort ein Fenster, ein paar Stufen, eine Oeffnung im Felsen.

Diese Wohnung nun, die ihm natürlich unzugänglich war — denn seine Hütte befand sich abseits — schien der Aussätzige zum Gegenstande seines aufmerksamsten Studiums gemacht zu haben. Während er scheinbar träumend auf dem Felsen saß, oder schlafend dalag, war sein Blick stets auf diese Wohnung gerichtet, und allmählich errieth er die Geheimnisse derselben, errieth er den Zusammenhang der einzelnen Gemächer, die Aufeinanderfolge der Räumlichkeiten und von wem sie bewohnt seien. Er wußte bald, wo die Gattin Monte-Christo's mit ihrem Kinde und ihren Frauen wohnte,

er wußte, wo der wahnsinnige Villefort seinen Aufenthalt erhalten, wo Bertuccio, der Intendant, wohnte, und wie die Zimmer der einzelnen Diener vertheilt waren.

Er lernte zuletzt auch genau kennen, wie die Bewohner dieses seltsamen Aufenthaltes den Tag verlebten. Des Morgens in aller Frühe sah er die Fenster der Frauengemächer sich öffnen und die Gattin Monte-Christo's ging unverschleiert im Zimmer auf und ab, mit ihrem Knaben tändelnd. Der Aussätzige sah, daß sie wunderbar schön sei. Es war dies auch die einzige Gelegenheit, bei der er sie unverschleiert sehen konnte. Denn wenn sie eine Stunde später mit dem Kinde und den Frauen auf der Terrasse spazieren ging, so war sie verschleiert, wie alle die anderen Frauen.

Er sah ferner, wie die Frauen in einem anderen Zimmer zu Mittag aßen, wie sich dann Haydee mit ihrem Kinde und Myrtho allein unterhielt, wie sie Guitarre spielten, auch wohl leise sangen, wie sie sich bemühten, den Kleinen gehen zu lehren, wie sie dann wieder spazieren gingen, bis endlich alle Fenster sich schlossen und eine vollständige Ruhe eintrat, die andeutete, daß die Nacht für die Frauen angebrochen.

Alles das sah er und noch mehr. Er konnte zuletzt genau berechnen, wie es möglich sei, von jenem Felsstück auf jenen Vorsprung, von jenem Vorsprung auf diese Felsenspitze, von dieser Spitze durch einen kühnen Sprung auf die Terrasse und von der Terrasse auf das Dach desjenigen Flügels zu gelangen, der die Frauengemächer enthielt.

Es schien indessen, als wolle er von all diesen Beobachtungen keinen Gebrauch machen, als habe er den Zweck, der ihn zu dem Grafen führte, vergessen oder vertagt. Er lag täglich in der Sonne auf den Felsen, und allmählich schienen sich die Diener daran zu gewöhnen, ihn als eine nothwendige und unvermeidliche Last zu betrachten. Sie sprachen nie mit ihm, sie gingen ihm aus dem Wege und er redete sie nie an.

Dennoch wußte er es manchmal auf eine sehr geschickte Weise einzurichten, ihre Gespräche zu belauschen. Er hatte eine eigenthümliche Geschicklichkeit darin, sich hinter einem Gesträuch, hinter einem Felsstück zu verstecken und sich schlafend zu stellen, wenn Leute in der Nähe waren, die mit einander sprachen.

Eines Tages früh, als er seine Hütte verließ, sah er Bertuccio und Jacopo in eifrigem Gespräch. Jacopo deutete zuweilen nach Osten. Der Aussätzige, wahrscheinlich vermuthend, daß es sich dieses Mal um etwas Außergewöhnliches handle, ging deshalb nicht nach den höheren Felsen, sondern näherte sich unbemerkt den beiden Sprechenden, bis er endlich ganz in ihrer Nähe hinter einem Strauche lag, scheinbar schlafend.

— Der Herr hat uns nicht ausdrücklich Aufmerksamkeit anempfohlen, sagte Bertuccio. Aber wir müssen vorsichtig sein. Es ist freilich noch nichts Derartiges vorgefallen. Die Piraten und Schmuggler wissen, daß diese Insel geheiligt ist. Aber der Herr ist längere Zeit nicht hier gewesen und die jungen Burschen, die jetzt das Handwerk treiben, haben wenig Ehrfurcht vor den alten Gesetzen und Sitten.

— Wenn sie auch keine Ehrfurcht haben sollten, so haben wir doch Waffen und Leute genug! sagte Jacopo. Der Herr hat uns Waffen gegeben, mit denen wir eine ganze Bande in die Flucht schlagen können. Und es sind nur ihrer neun.

— Hältst Du sie für Piraten oder für Schmuggler? fragte Bertuccio.

— Für Schmuggler, antwortete Jacopo. Ich glaube deshalb nicht, daß wir besondere Vorkehrungen zu treffen haben. Die Frauen würden nur ängstlich werden.

— Nun wir können es so thun, daß sie es nicht bemerken, sagte Bertuccio. Wir brauchen nur Wachen auszustellen. Im Ganzen sind wir unser zwölf. Zu fürchten

haben wir also wirklich nichts. Freilich muß man an Alles denken und ich würde mir das Leben nehmen, wenn während der Abwesenheit des Herrn ein Unglück geschehe.

— O, daran wollen wir nicht denken! rief Jacopo. Aber das ist auch unmöglich. So lange ich auf der Insel bin, haben wohl fünfzig Mal Piraten und Schmuggler hier angelegt und nie ist es ihnen eingefallen, bis hierher zu kommen. Glaubst Du nicht, daß der Herr mit ihren Führern einen Kontrakt abgeschlossen hat, demzufolge sie diese Insel in Ruhe lassen?

— Ich glaube es beinahe, denn er denkt an Alles! sagte Bertuccio. Nun, ich will mich auch weiter nicht darüber ängstigen. Du hast Recht, sie werden uns nichts thun. Vielleicht sind sie schon wieder fort, oder warten hier den Abend ab, um wieder unter Segel zu gehen. Das Einzige, was wir thun wollen, ist, unsere Leute beisammen zu halten.

Damit entfernten sie sich von ihrem bisherigen Standpunkte und also auch von dem Aussätzigen. Dieser blieb noch eine Zeit lang in seinem Versteck, dann erhob er sich vorsichtig, schlenderte langsam rings um die Wohnung und verlor sich endlich von Niemandem bemerkt in den Felsen, nach Osten der Insel.

Monte-Christo ist überhaupt nur eine kleine Insel, und es währte nicht lange, so befand sich der Aussätzige auf einem Punkte, von dem aus er das ganze östliche Ufer des Eilandes übersehen konnte. Er bemerkte nun in einer versteckten Bucht ein kleines Fahrzeug, nach Art der italienischen Küstenfahrer gebaut, das so geschickt zwischen die Felsen durch bugsirt worden, daß man es von außen unmöglich bemerken konnte. Am Ufer, bei dem Fahrzeuge saßen und lagen einige Leute. Ob es ihrer neun waren, konnte Roskowitsch — wir wollen ihm jetzt noch diesen Namen lassen — nicht erkennen. Vielleicht befanden sich auch einige von den Leuten auf dem Fahrzeuge.

Es war ein Feuer angezündet worden, wahrscheinlich

um das Mittagbrod zu bereiten, und der Aussätzige bemerkte jetzt, daß sich einer von den Schmugglern entfernte und nach dem Innern der Insel zukam. Er suchte zuweilen auf der Erde und schien Kräuter zu pflücken, vielleicht auch Sauerampfer zu suchen, dessen sich die Seeleute und überhaupt die Italiener gern als Salat bedienen. Roskowitsch näherte sich ihm allmählich und zuletzt befand er sich keine fünfzig Schritt mehr von ihm entfernt.

Der Suchende hatte nichts in seinem Aeußeren, was den Schmuggler oder gar den Piraten verrieth. Er war klein, dick, häßlich gebaut. Sein Gesicht war roth, sein Haar eben so vernachlässigt wie sein Anzug, und sein aufgedunsenes Gesicht verrieth wohl Hang zum Wohlleben und zur Völlerei, aber nicht die Energie, die dem Piraten nöthig ist.

Hätte das entstellte Gesicht des Aussätzigen, sein blutig unterlaufenes Auge noch irgend ein Gefühl wiederspiegeln können, das sich in seinem Innern regte, so würde man in seinen Zügen den Ausdruck der größten Ueberraschung und Freude haben bemerken können. Er konnte sich auch nicht enthalten, einen Ruf des Erstaunens auszustoßen. Dann trat er sogleich hinter dem Felsen, der ihn bis jetzt verborgen, hervor.

— Guten Tag, lieber Freund! sagte er französisch. Ihr sucht wohl Salat für das Mittagbrod.

Der Schmuggler — oder wer er sonst war — sah auf und fuhr zurück, als er das Gesicht des Aussätzigen erblickte. Die Kräuter, die er gesammelt, fielen ihm aus der Hand.

— Diavolo! rief er. Seid Ihr ein Kind der Hölle? Gott stehe mir bei!

— Ah, es ist sehr unfreundlich von Euch, mein lieber Freund, sagte Roskowitsch, sein Gesicht in eine scheußliche Fratze verziehend, es ist sehr unchristlich, mich so anzureden. Kann ich dafür, daß ich nicht mehr so aussehe, wie früher? Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen,

sagt ein altes Sprüchwort. Wer würde in diesem Strolch, in diesem Schmuggler, der Ihr jetzt seid, den Baron Danglars, einen der ersten Banquiers von Paris, wiedererkennen?

— Diavolo! rief der Schmuggler und starrte den Aussätzigen an. Was soll das heißen?

— Nun, Freund, daß Ihr der Baron Danglars seid und kein Anderer! sagte Roskowitsch.

— Und wer seid Ihr denn? fragte Danglars erschreckt und zitternd, denn der Aussätzige näherte sich ihm noch mehr. Ich habe Euer Gesicht nie in meinem Leben gesehen! Gott bewahre mich!

— Ich war einst ein hübscher Bursche und will es auch wieder werden! antwortete Roskowitsch. Doch nun erholt Euch von Eurem Schreck und gebt mir vernünftige Antworten. Was sind das für Leute, mit denen Ihr da unten zusammen seid, Schmuggler oder Piraten?

— Halb das Eine, halb das Andere, antwortete Danglars, noch immer bebend.

— Haben Sie Lust, sich eine gute Portion Dukaten zu holen? fragte der Aussätzige weiter.

— Ei, ich sollte doch denken! Aber hier auf diesem Felsennest sind sie schwerlich zu finden.

— Doch vielleicht. Wollt Ihr, Danglars, habt Ihr Lust, Euch an Monte-Christo zu rächen?

— An Monte-Christo? rief der Banquier erbleichend. Herr, wer seid Ihr? Weshalb fragt Ihr mich?

— Nun, habt Ihr Lust oder nicht? Ihr seht hier einen Mann vor Euch, der entschlossen ist, Monte-Christo zu verderben. Wollt Ihr Theil nehmen an meiner Rache?

Danglars wich einige Schritte zurück. Er schien nicht zu wissen, ob er einem solchen Menschen trauen dürfe, der plötzlich, wie der Versucher, aber in seiner abschreckendsten Gestalt, aus der Erde hervorgewachsen zu sein schien.

— Nun, überlegt es Euch! sagte Roskowitsch. Ich will

Euch nicht zwingen. Kommt Nachmittag wieder hierher. Vielleicht werdet Ihr dann in mir einen alten Bekannten entdecken. Sagt Euren Kameraden nichts davon, sondern bewegt sie nur dazu, die Nacht noch in der Bucht zu bleiben. Wenn Ihr meinen Plan gehört und ihn Euren Kameraden mitgetheilt habt, so werden sie damit einverstanden sein. Also wollt Ihr, Monsieur Danglars?

— Ja, vorher aber muß ich wissen, wer Ihr seid, stammelte der Banquier.

— Ihr sollt es Nachmittag erfahren, antwortete Roskowitsch. Jetzt kann ich nicht länger hierbleiben, man würde mich vielleicht vermissen. Zerbrecht Euch nicht den Kopf. Das Räthsel wird sich ganz einfach lösen. Also noch einmal, wollt Ihr hier sein?

— Ja, wenn mich meine Kameraden von sich lassen! antwortete Danglars.

— So werde ich Euch hier erwarten, und Ihr seid ein Narr und ein Thor, wenn Ihr fehlt!

Damit ließ er den erstaunten Banquier stehen und kehrte vorsichtig und heimlich nach seiner Hütte zurück, die er auch unbemerkt erreichte.

Von dem einfachen Mittagsmahl, das man ihm brachte, genoß er nur wenig. Er untersuchte das Bündel, das er immer bei sich getragen, und mit diesem begab er sich dann, während Alles zu ruhen schien, auf eine Felsenspitze, wo er es versteckte. Dann begann er noch einmal, auf dem Felsen liegend, seine Beobachtungen, prüfte noch einmal alle Zugänge zu der Wohnung und schlich sich dann wieder dem Osten der Insel zu.

Eine Zeit lang hatte er hier erwartungsvoll auf einem Felsstück gesessen, als er die schwerfällige Gestalt des Banquiers sich langsam nähern sah. Danglars näherte sich nur zögernd. Offenbar fürchtete er, mit dem unheimlichen Menschen zusammenzutreffen.

— Nicht so langsam! rief ihm Roskowitsch lachend und ermunternd entgegen. Ihr schleicht ja, als ob der Tag zweiundsiebzig Stunden hätte. Nur heran, Herr Baron! Ihr scheint immer noch nicht Eure Equipage vergessen zu können. Aber hier auf diesen Felsen würde sie Euch wenig helfen. Guten Tag!

Damit reichte er dem Banquier seine entstellte Hand. Dieser trat entsetzt zurück.

— Ah, ich dachte nicht daran, sagte Roskowitsch lachelnd, sie sieht sehr unappetitlich aus, das ist wahr. Nun, sie wird auch noch wieder schön werden. Also, Herr Baron, wie ist es Ihnen ergangen, seit der Graf von Monte-Christo sich die Freiheit nahm, Sie zu ruiniren? Wie es scheint, geht es Ihnen nicht sehr gut. Sie sind in schlechte Gesellschaft gerathen. Schmuggler und Piraten passen nicht für einen Herrn Baron!

— Mein Herr, sagen Sie mir vor allen Dingen, wer Sie sind! sagte Danglars. Sie scheinen meine Verhältnisse genau zu kennen, und doch wüßte ich nicht, jemals das Vergnügen gehabt zu haben, Sie zu sehen. Oder vielleicht entstellt Sie diese Krankheit.

— Wahrscheinlich! sagte Roskowitsch, der sich an der Verwirrung und Angst des früheren Banquiers zu weiden schien. Nun, die Zeit verfliegt und ich will kurz sein. Sie haben das Vergnügen, Herr Baron, in mir den Mann zu sehen, der einst beinahe Ihr Schwiegersohn geworden wäre. Ich bin Benedetto, der Prinz von Cavalcanti.

— Diavolo! rief Danglars zurückfahrend. Ist es möglich? Und Sie sagen mir das? Herr, Sie sind ja ein Mörder! Sie haben meine Frau ermordet!

— Ist dieses alberne Gerücht selbst bis zu Ihren Ohren gedrungen? fragte Benedetto, mitleidig die Achseln zuckend. Und wie können Sie das glauben, Sie, der Sie doch von meiner Ehrlichkeit überzeugt sein müssen! Nun genug, Sie

wissen, wer ich bin. Wollen Sie die Güte haben, mir kurz zu erzählen, wie es Ihnen seit Ihrer Flucht aus Paris ergangen ist?

Mochte nun der Banquier weniger besorgt sein, seit er wußte, mit wem er sprach, möchte die Erinnerung an die frühere Bekanntschaft ihm die Zunge lösen, genug, er fing an, in lebhaftem Tone und in den heftigsten Ausdrücken gegen den Grafen Monte-Christo sein Mißgeschick zu erzählen. Er berichtete dem aufmerksamen Benedetto, wie der Graf es gewesen, der ihn in Paris zu Grunde gerichtet, wie er ihn selbst nach Rom, wohin er mit seinen letzten fünf Millionen geflohen, verfolgt, und ihm dort auch diese Summe noch abgenommen und sich ihm dann als Edmond Dantes zu erkennen gegeben habe. Er konnte nicht Worte genug finden, den Grafen zu schmähen, nannte ihn einen Räuber und Schurken und gerieth in eine so lebhafte Deklamation, daß Benedetto in ein lautes Gelächter ausbrach.

— Der Graf ist ein schlauer Patron! rief er. Aber wir werden ihn dennoch überlisten.

— Was sollte ich nun in Rom thun? fuhr Danglars fort. Ich war ohne Geld, ohne Bekanntschaft. Denn meine früheren Geschäftsfreunde kannten mich natürlich nicht mehr, seit ich arm geworden. Ich mußte daran denken, mir Geld zu verdienen. Eine Zeit lang war ich Kellner in einem Hotel. Aber diese Anstellung gefiel mir nicht. Für wenig Geld viel Mühe, und da ich in Rom nicht bekannt genug war, so fehlte es mir an Gelegenheit, nebenbei Geld zu verdienen. Ich wurde also Kammerdiener bei einem vornehmen Herrn. Dieser ließ einmal eine Tausend-Francs-Note auf dem Tische liegen, und da ich glaubte, daß er mir damit ein heimliches Geschenk machen wollte, so steckte ich sie ein. Unglücklicher Weise aber hatte der wahnsinnige Mensch nur die Absicht gehabt, meine Ehrlichkeit zu prüfen. Er jagte mich fort und ich mußte froh sein, nicht auch mit den italienischen Ge-

fängnissen Bekanntschaft zu machen. Darauf assoziirte ich mich mit einem Kneipwirth in Rom, und als dieser mich einmal nach Ostia schickte, um bei dem Einschmuggeln von Zucker und Cigarren behülflich zu sein, lernte ich meine jetzigen Gefährten kennen. Es sind Schmuggler, obwohl sie es nicht verschmähen, zuweilen auch die Stelle der Zollwächter zu vertreten und nach Contrebande in anderer Leute Taschen zu suchen. Sie erkannten bald meine guten Eigenschaften, und da sie einsahen, daß ich zu Allem unbrauchbar sei, wo es auf Muth und Geschicklichkeit ankommt, so benutzten sie mich dazu, den Spion zu spielen und Dummköpfe auszuhorchen. Nebenbei bin ich Koch bei ihnen, ein Geschäft, das ich aus freien Stücken übernommen habe, um wenigstens selbst zuweilen einen guten Bissen zu essen.

— Armer Baron! sagte Benedetto ironisch. Welcher Wandel des Schicksals! In Paris einer der ersten Männer, jetzt Koch bei einer Schmugglerbande. Und an alle dem ist der liebenswürdige Monte-Christo schuld. Wie dankbar Sie ihm sein müssen!

— Ja, dankbar! Ich würde ihn mit kaltem Blute ermorden! murmelte Danglars und ballte die Hände, als ob er vor seinem Feinde stehe.

— Nun hören Sie! sagte Benedetto. Sie wissen, daß dies die Insel Monte-Christo ist, daß sie dem Grafen gehört. Aber Sie wissen vielleicht nicht, daß er hier eine Wohnung besitzt, das sich in dieser augenblicklich seine Frau und sein Kind und wahrscheinlich auch seine Schätze befinden, daß der Graf selbst aber abwesend ist und erst in einigen Tagen zurückkehrt.

— Ah! Wirklich? rief Danglars, der begierig zugehört hatte. Und nun?

— Nun ist die Sache ganz einfach die, daß ich Sie frage, ob Ihre Kameraden, die Schmuggler, Muth genug haben, eine einsame Wohnung, die nur von ein paar Leu-

ten vertheidigt ist, anzugreifen und enorme Schätze zu gewinnen?

— Hm! Sie wissen bestimmt, daß der Graf nicht hier ist? fragte Danglars. Denn sonst —

— Ich weiß, was Sie sagen wollen, Sie fürchten sich vor ihm! unterbrach ihn Benedetto. Sie haben auch Recht, denn er ist ein verteufelt vorsichtiger Fuchs. Aber er ist nicht hier. Ich habe auf diese Gelegenheit gewartet. Nicht umsonst habe ich mir diese scheußliche Krankheit zugezogen, nicht umsonst habe ich Alles ausspionirt. Ich will meine Rache haben. Ich hätte sie allein ausgeführt, aber da ich Sie gefunden, so kann ich mich doppelt rächen. Wir können ihm vielleicht auch sein Vermögen rauben. Nun also, was meint Ihr? Die Gelegenheit wird nie so günstig zurückkehren. Der Graf wird seine Frau und sein Kind vielleicht nie wieder verlassen. Und ich kenne Schlupfwinkel in der Nähe, die so sicher sind, daß selbst er uns nicht finden soll. Sind die Schmuggler Männer genug, um uns zu unterstützen?

— Der Anführer ist ein verwegener Kerl! sagte Danglars. Er ergreift jede Gelegenheit, einen tollen Streich auszuführen. Soll ich ihn holen?

— Ja, antwortete Benedetto, es war meine Absicht, Sie darum zu bitten. Holen Sie ihn!

Danglars ging sogleich und kam nach einer Viertelstunde mit einem Manne zurück, in dem Benedetto schon aus der Ferne das Musterbild eines ächten italienischen „Bravo" erkannte — ein Mann von schlanker, kräftiger Figur, mit einem gelben Gesicht, schwarzem Haar und großem Backenbart und in süditalienischer, kleidsamer Tracht.

— Ich mache mir das Vergnügen, die Herren einander vorzustellen! sagte Danglars höflich. Signor Benedetto, einst ein sehr geachtetes Mitglied — Signor Tordero, unser Chef!

Signor Tordero mochte nun aber noch so abgehärtet

sein gegen Alles, was die Menschen schrecklich und gräßlich nennen — bei dem Anblick Benedetto's verzog er dennoch das Gesicht und begnügte sich mit einer zögernden Verbeugung, anstatt ihm die Hand zu reichen.

— Signore, sagte Benedetto, der dies sogleich bemerkte — nicht wahr, Sie finden es unangenehm, wenn Sie einen Krüppel sehen, zum Beispiel, Jemand der keinen Arm hat?

— Allerdings! antwortete Tordero. Aber weshalb diese Frage?

— Sie sollen nur noch eine zweite beantworten, erwiederte Benedetto. Sie finden es also unangenehm. Aber Sie würden diesen Menschen dennoch mit Theilnahme beachten, wenn Sie hörten, daß er sich selbst den Arm geraubt, um eines bestimmten Zweckes halber?

— Das ist wahr, sagte der Schmuggler, der sich unterdessen mit der Ruhe und Gemächlichkeit, die dieser Art von Leuten eigen ist, auf einen niedrigen Felsblock gesetzt hatte. Wozu indessen diese sonderbare Einleitung, Signor Benedetto?

— Weil dieselbe Krankheit, vor der Sie zurückbeben, nichts ist, als ein Produkt meines Willens, weil ich sie mir selbst absichtlich zugezogen habe, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, um einen Menschen zu täuschen, der mich kennt, und um ihn zu verderben.

— Ah! Bravo! rief der Schmuggler beifällig. Geben Sie mir Ihre Hand, Benedetto!

Und die beiden Männer schüttelten sich jetzt die Hände, derb und kräftig.

— Ja, ich will mich rächen! sagte Benedetto, und Sie sollen mir bei dieser Rache helfen, Tordero. Kennen Sie diese Insel genau? Wissen Sie, daß sie bewohnt ist?

— Ich weiß hier nicht genau Bescheid, antwortete der Schmuggler. Meine Heimath ist der Süden, Neapel und Sicilien. Es ist ein Zufall, der mich hierher geführt. Aber

wenn ich nicht irre, gehört diese Insel dem Grafen Monte-Christo.

— Ja wohl, und der wohnt hier und der ist es, an dem ich mich rächen will! sagte Benedetto.

— Der Graf? meinte Tordero bedenklich. Mir ist so, als hätte ich davon gehört, daß er mit uns im Bunde steht, daß wir ihm und seinen Leuten keinen Schaden zufügen dürften.

— Thorheit! rief Benedetto spottend. Der Graf wird dieses Gerücht ausgesprengt haben, um sich sicher zu stellen, aber begründet ist es nicht, dafür kann ich bürgen. Und wäre es selbst der Fall — würden Sie sich durch ein solches Gerücht abhalten lassen, Herr von hunderttausend Scudi zu werden, oder vielleicht von dem Doppelten?

— Hunderttausend Scudi? Per bacco! Höre ich recht? rief Tordero erstaunt.

— Ja. Der Graf ist ein enorm reicher Mann. In seiner Wohnung sind vielleicht Millionen, jedenfalls Hunderttausende in baarem Gelde und Juwelen vorhanden. Ich kann darauf schwören, daß dem so ist, ich habe mit meinen eigenen Augen einen Theil seiner Schätze gesehen und dieser Theil betrug über eine Million. Bedenken Sie, Tordero, daß alle diese Schätze nur von wenigen Leuten bewacht sind — oder vielmehr nicht bewacht, denn Niemand denkt an einen Angriff — und daß der Graf sich nicht auf der Insel, sondern in Frankreich befindet! Eine solche Gelegenheit wird nie wiederkommen!

— Diavolo! Was ist da zu thun? rief der Schmuggler, bald auf Danglars, bald auf Benedetto blickend. Wenn das wahr ist, was Sie sagen, Signore, so wäre es mehr als Thorheit, sich einen solchen Schatz entgehen zu lassen. Aber wenn der Graf wirklich zum Bunde gehört, wenn er gesichert ist — dann wäre die Sache doch bedenklich. Es steht der Tod darauf, Einen anzugreifen, der zu uns gehört!

— Bei meiner Ehre, Sie können darüber unbesorgt sein! rief Benedetto, denn hören Sie: Erstens würden Sie mit Ihren Schätzen nicht in Italien bleiben, sondern nach Spanien oder Frankreich gehen, wo Sie Niemand kennt. Zweitens aber wird der Graf keine Gelegenheit haben, Sie zu verfolgen. Er hat sich in politische Pläne eingelassen und wird jetzt in Frankreich gefangen gehalten. Wahrscheinlich kehrt er nie hierher zurück.

Möglicher Weise sprach Benedetto hier nur eine Vermuthung aus, möglicher Weise aber hatten die Diener und Seeleute des Grafen unter sich von der Affaire mit dem französischen Regierungsschiff gesprochen und Benedetto ahnte einen Theil der Wahrheit.

— Man muß es überlegen! sagte Tordero, begrub seinen Kopf in beiden Armen und begann nachzudenken. Benedetto ließ ihm volle Muße dazu. Er schwieg fünf Minuten lang.

— Was mich anbetrifft, sagte er dann, so verlange ich nicht einmal einen Antheil an den Schätzen, die Sie und Ihre Genossen finden werden. Meine Rache soll eine andere sein. Ich will mich mit dem begnügen, was Sie mir freiwillig zugestehen. Sie sind Ihrer neun Mann. In der Wohnung des Grafen sind nur sechs, wenn ich nicht irre. Und außerdem kenne ich alle Zugänge so genau, daß Sie Herren der Wohnung sein werden, ehe die Diener daran denken können, sich zur Wehre zu setzen. Sie werden in aller Ruhe und Muße nach den Schätzen suchen können und sie finden, wären sie auch noch so verborgen, denn daß sie vorhanden sind, daran kann Niemand zweifeln, der je etwas von dem Grafen Monte-Christo gehört hat. Man sagt, daß er einer der reichsten Männer der Erde sei.

— Per bacco! rief Tordero aufspringend. Ich bin entschlossen, es zu thun, Signore!

— Bravo! antwortete Benedetto zufrieden. Und nun

hören Sie, was Sie zu thun haben. Sobald die Dämmerung eintritt, lassen Sie Ihr Fahrzeug für alle Fälle segelfertig machen. Eine Wache darauf zurückzulassen, ist überflüssig. Dann finden Sie sich mit all Ihren Leuten gut bewaffnet auf der Spitze jenes Felsen ein. Sie sehen, welchen ich meine? Nun gut! Dort werde ich Sie erwarten und dann in der Dunkelheit bis zu einem Punkte führen, von dem aus Sie unbemerkt in das Haus eindringen können. Da in dem Flügel, den Sie zuerst besetzen sollen, gar keine männlichen Diener sich befinden und da dieser Flügel von dem anderen getrennt ist, so werden Sie vollständig Muße haben, Alles zu durchsuchen, während vier oder fünf Mann die Zimmer gegen die Dienerschaft des Grafen vertheidigen. Es ist übrigens noch sehr die Frage, ob diese es wagen werden, Sie anzugreifen, denn sie scheinen furchtsam zu sein. Haben Sie gefunden, was Sie suchen, so können Sie sich entweder zurückziehen, oder auch den anderen Theil des Gebäudes durchsuchen, in dem sich ebenfalls bedeutende Schätze befinden. Um mich bekümmern Sie sich nicht. Was ich auch thun möge, es kann Ihnen gleichgültig sein. Meine Rache ist eine Privatrache. Wir werden uns schon wiederfinden und Sie werden mir dankbar sein — ich weiß es! Also wir sind einig?

— Wir sind einig! rief der Schmuggler und zum zweiten Male drückte er mit Wohlbehagen die scheußliche Hand Benedetto's.

— Wir haben noch einige Stunden Zeit bis zum Abend, sagte dieser. Verhalten Sie sich bis dahin ganz ruhig, und da es möglich ist, daß Sie von einem der Diener beobachtet werden, so lassen Sie, wie ich Ihnen sagte, Ihr Boot in segelfertigen Stand setzen, damit man glaubt, daß Sie bei Anbruch der Nacht in die See stechen wollen. Kommen Sie nicht eher mit Ihren Leuten, als bis es dunkel ist. Und Sie, Monsieur Danglars, halten Sie sich in meiner Nähe,

denn ich brauche einen Gefährten. Hoffentlich wird Ihr Antheil an der Beute deshalb nicht geringer sein.

— Gewiß nicht! rief Tordero. Sie Beide sollen ein Drittheil für sich allein haben. Per bacco! Eine Million Scudi, sagen Sie? Mir schwindelt der Kopf!

— Es kann mehr als eine Million sein! sagte Benedetto ruhig. Der Graf ist ungeheuer reich und diese Insel gilt für den Stapelplatz seiner Schätze.

— Herrlich! Herrlich! rief der Schmuggler. Und dann geht's nach Spanien! Ich habe Italien schon lange satt. Ich will Spanien sehen und die schönen, liebenswürdigen Spanierinnen!

— Ah, Spanien ist schön! sagte Benedetto mit dem Tone eines Kenners. Wahrscheinlich begleite ich Sie dorthin, Signor Tordero. Dann wollen wir ein Leben führen, wie die Götter! Und nun wollen wir uns trennen. Ich bin glücklich, die Bekanntschaft eines so ausgezeichneten Mannes gemacht zu haben. Auf Wiedersehen! Ich muß zurück nach der Wohnung des Grafen. Meine Abwesenheit könnte Verdacht erregen!

Tordero grüßte artig und vertraulich zugleich. Danglars sehr höflich.

— Mein theurer Benedetto, sagte er, ich hoffe, mein Posten wird nicht gefährlich sein.

— Sie sollen in meiner Nähe bleiben, lieber Danglars! sagte Benedetto. Und da für uns Alle keine große Gefahr vorhanden sein wird, so werden auch Sie sicher sein!

Die beiden Schmuggler gingen nach der Küste. Benedetto kehrte mit seiner gewöhnlichen Vorsicht nach seiner Hütte zurück. Sein Auge musterte Alles, aber er konnte nichts entdecken, woraus er hätte schließen können, daß man wachsamer sei, als gewöhnlich. Die Matrosen befanden sich in einem eigenen Hause, das für sie errichtet war. Bertuccio und Jacopo bewohnten zusammen einen Theil des Haupt-

gebäudes. Die Damen gingen auf der Terrasse spazieren, wie immer.

Es mag befremdlich erscheinen, daß der Graf, ein so vorsichtiger und für das Schicksal der Seinen so besorgter Mann keine Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um ein Unglück der Art, wie es jetzt drohte, zu vermeiden. Aber einerseits glaubte er sich auf die Wachsamkeit seiner Diener, die aus lauter bewährten Leuten bestanden, verlassen zu können und andererseits stand er wirklich mit der großen Brüderschaft der italienischen Banditen in einem bestimmten Verhältnisse. Er hatte einst in Rom dem berühmten und berüchtigten Luigi Vampa einen großen Dienst erwiesen, indem er den Liebling desselben, Beppino, vom Galgen loskaufte. Luigi Vampa hatte ihm dafür ewige Dankbarkeit gelobt und dieselbe zum Theil dadurch bewiesen, daß er allen Führern den strengen Befehl gab, nie etwas gegen den Grafen oder dessen Angehörigen zu unternehmen. Und bei der strengen Disziplin, welche die Führer der italienischen Banditen ausübten, ließ sich annehmen, daß diesem Befehl Folge geleistet werden würde.

Jetzt aber waren Jahre darüber hingegangen und der Name des Grafen Monte-Christo war von den Italienern beinahe ganz vergessen. Auch gehörte Tordero nicht zu der Brüderschaft, sondern nahm, halb als Schmuggler, halb als Bandit eine eigene Stellung ein. Ferner hatte der Graf vielleicht nicht bedacht, daß die ungemeine Vorsicht, mit der er stets verfuhr, seine eigenen Diener in Sicherheit wiegen würde, so daß sie es beinahe für unmöglich hielten, daß dem Grafen oder seiner Familie etwas geschehen könne. Ferner war die Aufmerksamkeit dieser Diener jetzt nur auf die Rückkehr des Grafen gerichtet. Die Matrosen vom Dampfboot hatten ihren Freunden den Vorfall mit dem französischen Regierungsboot berichtet und da sie einsichtige Leute waren, so begriffen sie, daß diesem Vorfalle irgend etwas Bedenk-

liches zu Grunde liege. Sie dachten also an nichts Anderes als an das Schicksal ihres Herrn und seine Rückkehr. Endlich aber hatte Monte-Christo nur für ganz kurze Zeit seinen Aufenthalt auf der Insel nehmen wollen und es vielleicht deshalb unterlassen, spezielle Vorkehrungen zu treffen. So vereinigte sich leider Alles, um das Unternehmen Benedetto's zu begünstigen.

Wieder lag der Aussätzige oben auf dem Felsen, um die letzten Strahlen der Sonne zu erhaschen, wieder ruhte sein häßliches Auge auf der stillen, geheimnißvollen Wohnung, die unter ihm schon im Schatten der Dämmerung lag. Guitarrentöne klangen herauf. Die Frauen Haydee's sangen. Dazwischen tönte zuweilen das freudige Lallen des Kindes. Aber er schien das Alles nicht zu hören.

Dagegen hörte er es sehr wohl, als sich ihm Schritte nahten. Jacopo und Bertuccio machten wie gewöhnlich gegen Abend einen Rundgang rings um die Wohnung, und da sie zusammen in einem italienischen Patois sprachen, das jedem Fremden unverständlich war, und nicht glaubten, daß der Aussätzige sie verstehen könne, so unterbrachen sie ihr Gespräch nicht, als sie an ihm vorübergingen.

— Ich sagte ja, es wäre nichts, sagte Bertuccio. Nun, es freut mich, daß ich Recht habe.

— Ja, es ist nichts, glücklicher Weise! sagte auch Jacopo. Ich habe sie beobachten lassen. Sie sind am Ufer geblieben. Nur Vormittags ging Einer von ihnen auf die Felsen, um Kräuter zu pflücken, und Nachmittags machten Zwei den Weg, wahrscheinlich, um ein gutes Versteck für ihre geschmuggelten Waaren zu suchen. Jetzt, wie man mir berichtet, machen sie ihr Schiff segelfertig. Wahrscheinlich wollen sie den Nordwind benutzen, um gegen Abend in die See zu stechen. Wir brauchen also nicht weiter daran zu denken!

— Und wann meinst Du, daß der Herr zurückkommen wird? fragte Bertuccio.

— Wie sollte ich es wissen? sagte Jacopo. Und was habe ich danach zu fragen?

— Nun, ich dachte, Du hättest etwas gehört, meinte Bertuccio. Die vierzehn Tage, von denen er gesprochen hat, sind noch nicht um. Wir können ihn täglich erwarten.

— Desto besser! sagte Jacopo. Ich habe ihn so lange nicht gesehen, daß es mir eine Freude ist, in seiner Nähe zu leben und manchmal ein Wort von ihm zu erhaschen.

— Du Narr! murmelte Benedetto vor sich hin. Die beiden Diener gingen weiter.

Die Sonne sank. Bald war es so dunkel, daß Benedetto es wagen konnte, ohne einen großen Umweg zu machen, nach den östlichen Felsen zu gehen. Als er auf der Spitze anlangte, die er Tordero zum Rendezvous bestimmt, war noch Niemand dort. Nach fünf Minuten aber sah er die Gestalten der Schmuggler aus dem Dunkel auftauchen.

— Sind Sie es, Benedetto? fragte der Schmuggler, sich ihm nähernd.

— St! Leise! Ich bin es! antwortete der Aussätzige. Nun, Signore, folgen Sie unbedingt meinen Anweisungen und meiner Führung. Kein lautes Wort darf gesprochen werden. Ich gehe voran, Schritt für Schritt müssen Sie mir folgen. Wer das geringste Geräusch macht, ist Schuld an dem Mißlingen des Unternehmens. Mir auf dem Fuße muß Danglars folgen, dann kommen Sie. Keiner darf neben dem Andern, Alle müssen hinter einander gehen. Die Sprünge müssen vorsichtig gemacht werden. Sobald wir in dem Gebäude sind, müssen fünf Männer die Thüren und Fenster besetzen, die ich Ihnen zeigen werde und diese müssen sie bis aufs Aeußerste vertheidigen. Nur wenn das Alles pünktlich geschieht, kann ich mit Gewißheit für den Erfolg bürgen.

— Es soll geschehen! sagte Tordero und wiederholte seinen Leuten in gemessenen und strengen Ausdrücken die An-

weisungen Benedetto's. Nun, wenn es Ihnen beliebt, sind wir bereit.

Benedetto ging voran. Ihm, wie er befohlen, auf dem Fuße folgte Danglars, diesem Tordero und dann die Anderen. So bildeten sie eine dunkle, unheimliche Kette, eine Schlange, bereit, sich auf das friedliche Glück der Unschuld zu stürzen und sie zu erwürgen.

Als Benedetto auf den Felsen anlangte, die unmittelbar an die Wohnung des Grafen stießen, ging er so leise, daß Niemand ihn hören konnte, und die Andern ahmten seinem Beispiel nach. Er kannte seinen Weg genau. Von einem flachen Felsstück kletterte er auf einen Vorsprung, der über dem Abgrund hing, von diesem auf eine Felsenspitze. Die Schmuggler folgten ihm. Sie waren gewöhnt an solche Gefahren.

— Nur vorsichtig! flüsterte Benedetto. Jetzt gilt es einen guten Sprung.

Er sprang in die Tiefe, vielleicht zehn Fuß hinab. Danglars wollte nicht folgen, Tordero drängte ihn hinab und unten fing ihn Benedetto auf.

— Danglars, von jetzt an bleibst Du an meiner Seite, hörst Du? flüsterte er ihm fast drohend zu.

— Ja, ja, antwortete der Banquier zitternd. Ich thue Alles, was Sie verlangen.

Benedetto wartete, bis die ganze Schaar auf der Terrasse war. Dann gab er das Zeichen für Alle, sich niederzulegen und bezeichnete dem Tordero die Fenster, durch die er mit seinen Leuten eindringen und diejenigen, die er gegen einen zu erwartenden Angriff der Dienerschaft vertheidigen solle.

Dann schwang er sich selbst als der Erste auf die Brüstung des einen Fensters, drückte die Scheiben desselben ein und sprang in das Innere. Danglars folgte. Eine sehr natürliche Ahnung schien dem Banquier zu sagen, daß er

da, wo Benedetto sei, am wenigsten Gefahr zu fürchten habe und die meiste Beute finden werde.

Benedetto befand sich jetzt in einem Vorzimmer, das bei Tage den Dienerinnen zum Aufenthalt diente. Er hörte jetzt, wie auch die Schmuggler durch andere Fenster eindrangen und eilte vorwärts. Eine Thür führte nach einem Nebenzimmer, sie war nicht verschlossen und das Zimmer war leer. Jetzt hörte er bereits den Schrei einer Frauenstimme, dem ein zweiter dumpfer Ruf folgte.

— Jetzt vorwärts! rief er Danglars zu. Wir werden in einem Zimmer zwei Frauen und ein Kind finden. Ich werde die eine Frau fesseln, übernimm Du die andere. Alles muß mit der größten Schnelligkeit geschehen. Hier hast Du Stricke.

Die folgende Thür war verriegelt. Benedetto stürzte sich mit solcher Gewalt auf dieselbe, daß sie zerbrach. Ueber die Trümmer fort stürzte er in das Gemach.

Es war das Schlafzimmer Haydee's, dort schlief sie mit ihrem Kinde und Myrtho.

Aufgeschreckt, vielleicht schon durch den Schrei, war sie emporgefahren und ihre erste Bewegung war gewesen, nach dem Kinde zu greifen, das noch friedlich schlummernd in einem kleinen Bette neben dem ihrigen lag. Auch Myrtho war erwacht.

Benedetto übersah bei dem Lichte der Nachtlampe sogleich die ganze Scene. Haydee, züchtig in ihre feinen, zarten Nachtgewänder gehüllt, starrte ihn einen Augenblick lang entsetzt an und stieß dann einen Hülferuf aus. Myrtho, leichter bekleidet und ihre schönen griechischen Schultern dem lüsternen Blicke Danglars darbietend, flog mit einem gellenden Ruf auf. Benedetto stürzte sich auf Haydee.

Nun begann ein kurzer Kampf. Das schöne, zarte Weib, der Stolz, die Perle Monte-Christo's, die treue, zärtliche Gattin, die liebende Mutter, rang verzweifelnd mit dem

aussätzigen, scheußlichen Mörder, der ihr im Augenblick die Arme gefesselt und ein Tuch in den Mund gestopft hatte. Eben so rasch war Myrtho von Danglars überwältigt worden. Der Banquier, der vor der erhobenen Faust eines Knaben zurückgewichen wäre, hatte dennoch Kraft genug, ein schlaftrunkenes Weib zu überwältigen. Der Knabe schrie. Benedetto legte ihn ungestüm zu seiner Mutter und er schwieg.

Nun suchten die Beiden mit fieberhafter Hast nach Schätzen. In den anderen Zimmern hörten sie ebenfalls Geräusch und Geschrei. Noch war kein Schuß gefallen, noch ertönte kein Waffengeklirr. Benedetto und Danglars zündeten Kerzen an, zogen die Schubkästen auf, steckten die Juwelen, die sie fanden, zu sich, drangen dann weiter, bis in die Zimmer Monte-Christo's. Dort stellten sich ihnen unüberwindliche Hindernisse entgegen: eiserne Schränke, künstliche Schlösser. Sie mußten zurückkehren.

Jetzt fielen Schüsse und man hörte Geschrei. Benedetto warf einen Blick in das Schlafzimmer. Haydee und Myrtho lagen regungslos in ihren Betten.

— Nun zum alten Villefort! rief Benedetto. Er ist mein Vater. Wenn er will, mag er mit uns gehen. Will er nicht, so mag er hierbleiben. Gleich viel!

Damit ergriff er den Knaben, nahm ihn auf den Arm und eilte fort.

Aber zugleich sprang Haydee auf. Die Hände waren ihr auf dem Rücken gefesselt, sie konnte den Räuber nicht aufhalten. Aber sie konnte ihm folgen.

Auch Myrtho sprang auf, bereit, wie es schien, das Schicksal ihrer Herrin zu theilen.

— Sie muß hierbleiben! Eine ist genug! rief Benedetto Danglars zu.

— Aber weshalb? Soll ein so schönes Mädchen uns nicht begleiten? rief Danglars.

— Nein. Zwei gegen Zwei — zu viel! Wir müssen sicher sein!

Damit eilte er voran, Danglars folgte unschlüssig und ehe Myrtho die Thür erreicht hatt, schlug Benedetto dieselbe vor ihr zu und verriegelte sie.

Er eilte durch einen finsteren Gang. Hinter ihm fielen häufige Schüsse. Die Schmuggler mußten Mühe haben, die Fenster und Thüren zu vertheidigen.

Benedetto hatte eine brennende Kerze in der Hand. Sie erlosch nicht, so rasch er auch vorwärts eilte. Eine Minute lang suchte er. Dann fand er die Thür, nach der er forschte, schob den Riegel zurück und trat in das Zimmer, das durch eine Lampe matt erleuchtet war.

Wie gewöhnlich kauerte der alte Villefort mit seinem starren Blick in einer Ecke des Zimmers und schien nicht im geringsten überrascht durch den Anblick des Eintretenden. Als er jedoch das Kind in Benedetto's Armen erblickte, stand er unruhig auf.

— Hier, Alter, hier bring' ich Dir Deinen Eduard! rief er. Bist Du zufrieden?

— Eduard? Eduard? rief Villefort und seine ganze Gestalt flog und zitterte. Nein, das ist nicht mein Eduard. Er war größer, älter. Er ist es nicht!

— Es ist es, Du Narr! rief Benedetto zornig und eindringlich. Weißt Du nicht, daß Eduard todt und ein Engel geworden ist? Hier ist er, er ist ein Engel.

— Eduard, ein Engel! rief der Wahnsinnige jauchzend. Mein Sohn, ein Engel!

— Ja, aber sie wollen Dir ihn rauben! rief Benedetto. Hörst Du nicht, wie sie schießen? Komm, komm rasch. Sie wollen ihn Dir fortnehmen. Folge uns. Ich will ihn tragen!

— Mein Sohn, ein Engel! jauchzte Villefort immer noch und wollte nach dem Kinde greifen.

Aber Benedetto eilte vor ihm davon. Villefort folgte, ebenso Haydee.

— Diavolo, wohin willst Du jetzt? rief Danglars. Doch nicht fort?

— Ja wohl, Du Narr, und Du wirst gut thun, bei mir zu bleiben. Denn ich fürchte, von der Bande Tordero's wird Keiner lebendig davon kommen. Schnell! Das Schießen hört schon auf. Die Diener werden die Schmuggler überwältigt haben. Zum Teufel, ich dachte, sie würden länger Stand halten. Nur vorwärts!

Er sprang durch ein Fenster. Alle folgten ihm, Alle schienen wahnsinnig zu sein, wie Villefort. Benedetto kletterte von der Terrasse auf einen Felsen. Er schien mit jedem Augenblick kräftiger und geschickter zu werden. Die Furcht gab ihm Flügel.

Wer diese nächtliche Scene hätte beobachten können, auf den hätte sie einen unheimlichen und erschütternden Eindruck machen müssen. Voran eilte Benedetto mit dem Knaben auf den Armen, hinter ihm huschten Haydee und der Wahnsinnige, sich gegenseitig verdrängend, wie Schatten einher — Haydee im flatternden weißen Nachtgewand, Villefort fortwährend den Namen seines Sohnes rufend. Ihnen folgte Danglars, dem Angst und Furcht eine unglaubliche Geschicklichkeit gaben.

Gesehen konnten sie nicht werden, denn Benedetto hatte kluger Weise eine Richtung eingeschlagen, die ihn sogleich den Blicken der Bewohner des Hauses entzog. Bald war er auch so weit entfernt, daß in der Dunkelheit der Nacht ihn Niemand zu entdecken vermochte. Wunderbar war es, wie er in dieser Dunkelheit die Wege fand, die über die Felsen führten und die er noch nie bei Nacht betreten hatte.

Er eilte unablässig vorwärts; er sah sich nie um. Danglars versuchte vergebens, ihm einige Worte zuzurufen. Die Furcht des Flüchtigen, die Angst der Mutter und die Raserei

des Wahnsinns kämpften hier um die Schnelligkeit und die Furcht siegte. Benedetto blieb voran. Als er sich dem östlichen Ufer der Insel näherte, sprang er mit einer entsetzlichen Tollkühnheit die Felsen hinab. Vielleicht glaubte er in der That verfolgt zu werden, denn Danglars keuchte und schnaufte wie ein Dutzend Besessener.

Endlich langte er bei dem Boote an, das im vollständig segelfertigen Zustande sich auf den sanften Wellen der kleinen Bucht schaukelte. Ein Brett war vom Ufer nach dem Boot hinübergelegt. Benedetto stieß jedoch an dasselbe und es fiel in's Meer.

Das Ufer war felsig, und es wäre dem Aussätzigen unmöglich gewesen, das Brett emporzuziehen, während er noch das Kind hielt. Er sah sich um. Haydee warf sich ihm zu Füßen, Villefort griff nach dem Kinde, Danglars blickte ängstlich hinter sich.

— So nimm Deinen Knaben, Villefort! sagte Benedetto athemlos. Aber halte ihn sicher!

Der Wahnsinnige stieß einen Ruf der Freude aus und nahm sogleich das Kind, das er herzte und küßte, als ob er es erdrücken wolle. Haydee's Angst schien noch zu steigen, als sie ihren Knaben in den Armen des Wahnsinnigen sah. Aber Villefort that ihm keinen Schaden. Er sprang, mit dem Kinde auf dem Arm, tanzend und singend auf den Felsen herum, stets in Gefahr, in das Meer zu stürzen.

Unterdessen hatte Benedetto das Brett glücklich herausgefischt.

— In das Boot, Danglars! rief er. Wir haben keine Minute zu versäumen!

— Aber ohne Tordero? rief der Banquier. Wir müssen ihn doch abwarten!

— Narr, Du wirst ewig ein Tölpel bleiben! rief Benedetto. Tordero und die Schmuggler sind gewiß längst massakrirt, und sind sie es nicht, so mögen sie sehen, wo sie

bleiben. Du solltest mir Dank wissen, daß ich Dich mitgenommen, Du alter Schlingel, und Dich nicht den Dienern Monte-Christo's überlassen habe. Marsch in das Boot! Ich werde nachkommen.

Danglars ging mit gesenktem Kopf über die Planke.

— Nun, Villefort, gieb mir das Kind wieder! sagte Benedetto dann zu dem Wahnsinnigen. Du kannst es nicht weiter tragen. Deine Füße sind alt und die Verfolger sind hinter uns her.

Damit wollte er dem Alten das Kind aus den Armen nehmen. Dieser schien jedoch gar nicht auf die Worte des Aussätzigen zu achten. Er tändelte mit dem Kinde.

— Ei, so gieb her! rief Benedetto zornig und schüttelte ihn am Arm. Gieb das Kind her!

— Mein Eduard, mein einziger Sohn! rief Villefort. Was willst Du? mir mein Kind nehmen?

— Nun, so geh' allein über das Brett! sagte Benedetto ärgerlich. Aber fall' nicht ins Wasser!

Der Alte schien ihn nicht zu verstehen, sondern zog sich im Gegentheil weiter vom Ufer zurück.

— Mach' keine Thorheiten, alter Patron! rief Benedetto. Zum Teufel, die Diener können jeden Augenblick kommen. Geh' in das Boot oder gieb das Kind her!

— Ueber das Wasser? Nein, nicht über das Wasser! rief Villefort. Nicht wahr, Eduard, mein Püppchen, wir gehen nicht über das Wasser, Du kannst es nicht leiden, wir bleiben hier!

Benedetto mochte einsehen, daß es ihm wenig helfen werde, Worte an einen Wahnsinnigen zu verschwenden. Er bemühte sich also in allem Ernst, ihm das Kind zu entreißen.

Aber der Wahnsinnige setzte ihm eine riesige Kraft entgegen. Er wollte sich das Kind nicht nehmen lassen. Er fluchte und tobte. Es begann ein ernster, hartnäckiger Kampf, bei dem das Kind vielleicht am meisten in Gefahr war. Hay-

dee folgte jeder Bewegung der Kämpfer mit entsetzlicher Angst. Die Dunkelheit verbarg ihre Anstrengungen, zu rufen, ihre Hände zu befreien. Aber es war, als höre man den Athem ihrer Brust, und ihre Augen leuchteten durch das Dunkel. Ihr weißes Gewand verrieth die Heftigkeit ihrer Bewegungen.

Vater und Sohn kämpften weiter. Villefort schien der Stärkere zu sein. Er kämpfte mit der Kraft des Wahnsinns für sein vermeintliches Kind. Benedetto schäumte vor Wuth. Der kleine Edmond, den Villefort heftig an sich drücken mochte, schrie laut.

— Gott verdamme mich! Aber ich stoße Dir das Messer in die Brust, wenn Du den Knaben nicht losläßest! rief Benedetto. Gieb her, Du Narr, oder die Schuld komme auf Dich!

Er ließ den Alten los und suchte nach seinem Messer. Villefort benutzte die Gelegenheit, um weiter in das Land zu fliehen. Benedetto eilte ihm nach, auch Haydee.

Gleich darauf hörte man einen Schrei und eine Minute später kam Benedetto, mit dem Kinde auf den Armen, nach dem Ufer. Haydee folgte ihm schwankend.

— Wo ist der Alte? rief Danglars, dessen Glieder zitterten.

— Ich habe ihm einen Stoß gegeben, der gut getroffen hat, glaube ich! murmelte Benedetto. Und nun rühre die Hände alter Schlingel! Wir müssen hinaus in die See.

Er legte das Kind auf das Verdeck des Bootes, zog die Planke in das Fahrzeug und hob den Anker, während Haydee neben ihrem Kinde niedersank.

— Heilige Mutter Gottes! rief Danglars. Du willst allein hinaus in die offene See, Benedetto, und verstehst doch nichts vom Segeln? Warte doch, bis wenigstens einer von den Leuten kommt.

— Warte, wenn Du Lust hast, ich nicht! rief Benedetto. Ich verstehe genug vom Segeln. Habe in meiner

Knabenzeit genug mit den Schleichhändlern zwischen Korsika und der Küste gekreuzt. Hoffentlich hast Du auch etwas gelernt. Hollah! Das Steuer nach links, Danglars, jetzt nach rechts! So! Wieder nach links!

So rief er, ein Segel nach dem andern entfaltend, dem Banquier zu, und das Boot bewegte sich langsam durch die Felsen dem offenen Meere zu. Dort faßte es ein frischer Nordwind. Benedetto befestigte die Taue der Segel, setzte sich selbst an das Steuer, ließ den Wind voll in die Segel blasen, so daß das Boot sich tief auf die Seite legte, und lenkte den Kiel gerade nach Süden.

— So, Monte-Christo! Nun suche uns, wenn Du kannst! Das Meer läßt keine Spur zurück!

Der Herr der Welt.

Fortsetzung des Grafen von Monte-Christo.

Roman

von

Adolf Mützelburg.

Vierter Band.

Dritte Auflage.

Berlin.

Druck und Verlag von Albert Sacco.

Zimmerstraße Nr. 94.

384

Der erste Schlag.

Wir haben den Grafen in dem Augenblick verlassen, in dem er, gequält von düsterer Ahnung und doch seine Besorgniß verbergend, vor dem Steuermann stand, den der Anblick des Grafen in eine vollständige Verwirrung zu versetzen schien.

— Was ist geschehen? wiederholte der Graf. Hast Du das Sprechen verlernt, Mann?

— Bertuccio und Jacopo ahnten nicht — die gnädige Frau — Niemand dachte so etwas — es müssen arge Schurken gewesen sein — stammelte der Steuermann hervor.

— Es ist gut! Ich werde warten, bis ich auf der Insel bin! sagte der Graf kurz. Ist Bertuccio dort?

— Ja, Herr! Jacopo ist ihm nach — dem Räuber nämlich —

Monte-Christo machte eine Bewegung, daß er schweigen solle, warf einen Blick auf den tiefbetäubten Morrel und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Er trat selbst an das Steuer. Derselbe Nordwind, der den verrätherischen Benedetto entführt hatte, blies auch jetzt, aber stärker, fast sturmartig. Das kleine Segelboot schien dem Andrange der Wellen kaum gewachsen. Dennoch warf der Graf auch nicht einen einzigen Blick auf den Himmel oder auf die See. In einem einzigen Augenblick hatte er sich orientirt und hielt das Steuer nun mit so fester Hand

gerade nach Südosten, daß es wohl eher hätte zerbrechen, als nachgeben können.

So saß er, mit unveränderter Miene, den Blick stets vor sich hin gerichtet, und gab dem Winde so viel Spielraum, daß die Spitzen der Segelstangen in die schäumende Fluth niedertauchten und das Boot mit den Möven, die es umschwärmten, um die Wette zu fliegen schien.

So verging Stunde auf Stunde, bis die Insel Monte-Christo als ein kleiner, heller Punkt über dem Schaum emporragte und endlich ihre felsigen Ufer zeigte.

— Dieser kranke Herr hier wird nach meinem Wohnzimmer gebracht! rief er den Matrosen zu, während er das Boot auf den Strand laufen ließ. Bertuccio soll zu mir in mein Privatzimmer kommen. Ali wird ihn anmelden!

Damit sprang der Graf aus dem Boot und ging ruhig nach dem Wohnhause. Sein Blick verrieth nichts ängstlich Suchendes und doch suchte er, doch erwartete er ein helles Gewand irgendwo flattern zu sehen. Eine unheimliche Stille herrschte in dem Felsenkessel, in dem die Wohnung lag, man hörte keinen Laut, selbst die Diener schienen sich versteckt zu haben. Keine Guitarrentöne erklangen, kein fröhliches Kinderjauchzen drang an das Ohr des Grafen. Er wurde bleicher, je mehr er sich dem Eingange näherte. Aber sein Schritt blieb ruhig und fest.

Kaum war er in seinem Privatzimmer angelangt, als Ali Bertuccto meldete. Der Intendant trat ein, ein Pistol in der Hand und sich dem Grafen zu Füßen werfend, den Kopf neigend, hielt er ihm das Pistol entgegen, als wolle er ihn auffordern, ihm den Rest zu geben.

— Keine Komödie, Signor Bertuccio! sagte der Graf kalt und streng. Was sollen diese Thorheiten bedeuten? Geh, melde meiner Frau, daß ich sie besuchen werde.

Der Intendant stieß einen tiefen Seufzer aus und ließ den Kopf noch tiefer sinken.

— Nun? rief der Graf. Du weißt, ich bin daran gewöhnt, meine Befehle sogleich erfüllt zu sehen.

— Die Frau Gräfin ist nicht hier! stieß Bertuccio mühsam hervor.

— Nicht hier? fragte Monte-Christo. Sollte sie abgereist sein, ohne mich zu benachrichtigen?

— Sie ist verschwunden und auch der junge Graf, stammelte Bertuccio.

Der Graf setzte sich, aber nicht, weil er die Erzählung Bertuccio's ruhig mit anhören wollte, sondern weil ihm die Kraft fehlte, stehen zu bleiben.

— Verschwunden? sagte er verwundert. Wie ist das möglich und was soll das heißen?

— Ach, ich bin schuld daran, ja, das bin ich! rief Bertuccio, an seine Brust schlagend. Ich hätte vorsichtiger sein können. Aber wer konnte ahnen, daß diese Schmuggler frech genug sein würden, das Eigenthum des Herrn Grafen zu verletzen!

— Signor Bertuccio, ich will wissen, was vorgefallen ist, weiter nichts, sagte der Graf. Ich glaube, ich habe ein Recht, mich danach zu erkundigen.

— Vorgestern Abend — wir waren zu Bett gegangen — meldete Jacopo, dem es Pietro gesagt, daß fremde Männer in die Wohnung der Frau Gräfin eingedrungen seien. Wir eilten bewaffnet dorthin und wurden mit Flintenschüssen empfangen. Es gelang uns bald, die Schmuggler oder Piraten zu tödten oder gefangen zu nehmen. Aber als wir uns nach dem Schicksal der Frau Gräfin erkundigen wollten, fanden wir sie nicht. Sie war verschwunden mit dem Sohne Ew. Excellenz, ebenso der Aussätzige.

— Der Aussätzige? fragte Monte-Christo, der seine ganze Fassung zusammennahm. Was hat dieser Mensch mit meiner Gattin und meinem Sohne zu schaffen?

— Er war es, der den Piraten den Gedanken ein-

flößte, dieses Haus anzugreifen, sagte Bertuccio. Und Excellenz, wissen Sie, wer es war — Benedetto, jener Benedetto.

— Benedetto? wiederholte Monte-Christo. Der Sohn Villeforts?

— Derselbe, antwortete Bertuccio. Am anderen Morgen fanden wir da, wo das Fahrzeug der Schmuggler gelegen hatte, den alten Villefort in seinem Blute liegen. Er hatte einen Messerstich in die Brust erhalten. Aber er war nicht todt. Wir haben ihn hierher gebracht, verbunden und gepflegt. Es ist zu hoffen, daß er wieder gesund wird.

— Und woher weißt Du, daß jener Aussätzige Benedetto war? fragte der Graf.

— Wir haben den Hauptmann jener Schmuggler gefangen. Er nannte mir den Namen und aus dem Uebrigen, was er mir sagte, konnte ich schließen, daß es jener Benedetto gewesen.

— Befindet sich dieser Schmuggler noch in der Nähe? fragte Monte-Christo.

— Ja, Excellenz. Wir halten ihn gefangen und noch drei andere. Vier sind getödtet.

— Führe ihn augenblicklich zu mir. Ich will mit ihm sprechen! sagte der Graf.

Bertuccio sprang auf und eilte fort. Monte-Christo blieb ruhig sitzen. Sein Gesicht veränderte sich nicht, obgleich er allein war. Es trug nur den Ausdruck der Erwartung und Entschlossenheit. Noch war der Schlag, den sein Herz empfangen, nicht sichtbar.

Bald darauf kam Bertuccio mit einigen Dienern zurück. Zwischen ihnen ging Tordero, ein Tuch um den Kopf, den Arm in der Binde, an den Füßen gefesselt.

— Laßt uns allein! sagte Monte-Christo, und Bertuccio und die Diener verschwanden.

Das dunkle, durchdringende Auge des Grafen richtete

sich durchbohrend und bis in die Tiefe der Seele forschend auf den Schmuggler, dessen unruhiges und trotziges Auge sich senkte und der mit jeder Sekunde mehr seine zuversichtliche und trotzige Haltung verlor.

— Also Du warst es, der dieses friedliche Haus während der Nacht überfallen hat! sagte der Graf halb spottend und verächtlich. Du bist der Mann, der schlafende Frauen angriff? Ich freue mich, einen so großen Helden kennen zu lernen.

Tordero zuckte zusammen bei dem metallenen Klang dieser Worte, die wie ein Schwert in seine Seele drangen. Seine Stirn zog sich in Falten.

— Du hast eine große That vollbracht! fuhr Monte-Christo fort. Du hast mir meine Frau und mein Kind rauben lassen! Wußtest Du nicht, Du Thor, daß in ganz Italien Dich keiner von Deinen Genossen mehr eines Blickes würdigen wird, selbst wenn ich Dich ungestraft gehen lasse? Wußtest Du nicht, daß ich, die Meinigen und mein Eigenthum unter dem Schutze der Genossenschaft stehen und daß jeder Bravo nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht hat, Dir ins Gesicht zu speien?

— Ich wußte es nicht, sagte Tordero leise und sein Gesicht wurde bleich. Auch ist es mir nicht in den Sinn gekommen, schlafende Frauen und Kinder zu rauben.

— Ei! und welcher Mensch vermochte es, Dich zu einem solchen Bubenstück aufzureden?

— Diavolo! rief Tordero wüthend. Ich glaube, es war ein Betrüger, ein Verräther! Er hat uns im Stich gelassen und ist geflohen. Ich glaube, er wollte mich nur dazu benutzen, um die Pläne auszuführen, die er gegen Sie hatte.

— Das glaube ich selbst! sagte Monte-Christo bitter. Sprach er davon?

— Ja, er sagte, er wolle sich an Ihnen rächen um

jeden Preis, ich sollte ihm nur ganz freie Hand lassen. Es war eine Thorheit von mir, einem Menschen zu trauen, den Gott so gezeichnet hatte! Freilich sagte er, er habe sich den Aussatz selbst zugezogen.

— Es war also ein Aussätziger? fragte der Graf, der keinen Blick von dem Schmuggler verwandte.

— Ja, ein scheußlicher Mensch, er nannte sich Benedetto, erwiederte dieser.

— Und du meinst, er habe sich absichtlich so entstellt? fragte der Graf.

— Er sagte es wenigstens. Ich weiß nicht, ob man das thun kann.

— Und er kam zu Dir, um Dich zu überreden, dieses Haus anzugreifen?

— Er schickte Jaquimo zu mir, antwortete Tordero.

— Wer ist dieser Jaquimo? fragte der Graf. Einer der Eurigen?

— Ja, unser Spion und Koch. Wir nahmen ihn halb aus Gnade und Barmherzigkeit. Er soll früher in Paris ein reicher Mann, ein Banquier gewesen sein, und wie es mir schien, kannte ihn Benedetto, denn er sprach sehr vertraut mit ihm.

— Wußte Jaquimo, daß er diesen Benedetto auf der Insel finden würde?

— Nein, denn nur der Zufall bewog uns, hier anzulegen. Wir schickten Jaquimo auf die Felsen, um Kräuter für uns zu suchen. Dort muß er mit Benedetto zusammen getroffen sein.

— Hast Du zufällig gehört, mit welchem Namen Benedetto ihn anredete?

— Ja, aber ich habe den Namen vergessen. Wenn ich ihn hörte, so —

— Danglars! Nannte er ihn Danglars? sagte Monte-Christo.

— Ja, das ist der Name!

— Und ist dieser Danglars auch gefangen, oder etwa getödtet worden?

— Nein. Wie ich hörte, ist er mit Benedetto zusammen entkommen.

— Gut! sagte Monte-Christo und seine zitternde Brust unterdrückte einen schweren Seufzer. Du siehst also, daß Du schändlich von diesem Benedetto betrogen worden bist!

— Ja, das sehe ich ein. Denn er sagte mir, daß wir nur sechs Diener finden würden, und wir trafen ein Dutzend. Es war seine Absicht, uns zu benutzen.

— Und Du wirst ihm dankbar dafür sein, daß es das gethan, nicht wahr? fragte der Graf.

— Dankbar? Diavolo! Ich würde ihn mit meinen eigenen Händen erwürgen, wenn ich ihn fände! rief der Schmuggler und die Faust seines linken Armes, der nicht verwundet war, ballte sich.

— Wohl! So höre mich an! sagte Monte-Christo. Du bist zu einer Schandthat verleitet worden, die doppelt schwer auf Dir lasten muß, weil sie an einem Schutzbefohlenen der Genossenschaft und an einer wehrlosen Frau und einem Kinde begangen wurde. Es steht in meiner Macht, Dich entweder zu tödten, oder den Gerichten zu überliefern, oder, was für Dich noch schlimmer sein würde, Dich frei gehen zu lassen und der Verachtung Deiner Genossen zu überliefern. Aber ich will nichts von dem thun. Ich will Dir eine Gelegenheit geben, einen Theil Deines Verbrechens zu sühnen. Beantworte mir zuerst die Frage, ob Du weißt, wohin dieser Benedetto geflohen ist?

— Ich habe keine Ahnung davon, Herr Graf, ich schwöre es bei dem Heil meiner Seele!

— Aber Du würdest mich begleiten, wenn ich ihn verfolgte? fragte Monte-Christo.

— Ja, wenn Sie es mir gestatten, gewiß! Diavolo,

ich würde glücklich sein, wenn ich diesen Schurken, der sein Spiel mit mir getrieben, das Messer in's Herz stoßen könnte!

— Bist Du schwer verwundet? fragte der Graf. Du trägst den Arm in der Binde.

— Ja, den rechten, aber mein linker ist ebenso kräftig und geschickt.

— So begleite mich! Geh! Ich werde Dir das Weitere sagen lassen.

Tordero ging mit einer tiefen Verbeugung. Der Graf hatte ihn unterjocht.

Bertuccio war auf ein Zeichen des Grafen wieder eingetreten. Monte-Christo befragte ihn mit dem Anschein der größten Ruhe über alle Einzelnheiten des unglücklichen Vorfalls. Er erfuhr, daß Jacopo sich mit dem besten Segelboot, das auf der Insel zu finden war, vor Anbruch des nächsten Tages aufgemacht habe, um die Räuber zu verfolgen. Da Nordwind geherrscht hatte, so war er nach Süden gesegelt, da er vermuthete, daß es den Flüchtlingen vor allen Dingen darauf angekommen sei, sich möglichst schnell recht weit von der Insel zu entfernen. Niemand hatte aber eine bestimmte Muthmaßung, wohin sich Benedetto gewandt.

Darauf befahl der Graf, daß man ihn allein lasse. Erst in der Einsamkeit seines Privatkabinets, das außer Ali nie Jemand betrat, überließ er sich seinem Schmerze — nicht wildem Toben und Jammern, sondern jenem stummen Schmerze, der heftiger quält, als jeder andere. Dort erst malte er sich die Lage seiner Haydee, seines Kindes aus, dort erst überlegte er die ganze Gefahr, in der sie schwebten. Benedetto hatte sich rächen wollen, das war klar. Aber wie wollte er diese Rache ausführen? Wollte er Haydee und das Kind tödten? Wollte er dem Grafen eine Summe für die Zurückgabe derselben abpressen? Ach — wenn das Letztere noch der Fall gewesen wäre! Aber wenn seine Rache eine tiefere sein sollte, wenn er das Kind getödtet hätte! Und Haydee,

die schöne unschuldige Haydee wehrlos dem Mörder Benedetto, dem Wüstling Danglars überlassen — der Graf verlor seine Fassung bei diesem Gedanken, das Blut kochte ihm in den Adern, und Alles vergessend, wäre er am liebsten sogleich in die weite Welt hinausgestürmt, um sie zu suchen, zu retten, um den Elenden niederzuschmettern, der es gewagt, seine Hand an sie, an sein Kind zu legen!

Dann aber überlegte er ruhiger. Wohin konnte Benedetto geflohen sein? Wo durfte er hoffen, seine Beute sicher verbergen zu können? Die Küsten von Korsika, Toskana, Sardinien waren ziemlich gleich nah. Der günstige Nordwind konnte ihn veranlaßt haben, vielleicht selbst bis nach Sicilien zu segeln, oder an den südlichen Küsten von Neapel anzulegen, die so viel Schlupfwinkel darboten. Daß er Benedetto entdecken würde, daran zweifelte der Graf nicht. Seine Bekanntschaft mit Luigi Vampa in Rom kam ihm dabei zu Statten. Wenn der Befehl an alle Bravo's erging, Benedetto auszukundschaften, so war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß er in vierzehn Tagen entdeckt sein würde. Aber dann konnte es zu spät sein! Was konnte in vierzehn Tagen geschehen! Schnelligkeit des Handelns war hier die Hauptsache.

Der Graf machte seinen Plan. Boten sollten zugleich nach Genua, Korsika, Livorno, Cagliari, Neapel und Sicilien gehen. Ein anderer Bote sollte Luigi Vampa in Rom aufsuchen und ihm die größte Eile in der Entdeckung Benedetto's anempfehlen. Monte-Christo selbst wollte mit Tordero auf seinem Dampfboot die Küsten von Korsika und die Insel Sardinien untersuchen, denn es ließ sich beinahe annehmen, daß Benedetto auf dem kleinen Fahrzeuge und allein mit dem furchtsamen Danglars keine zu weite Fahrt gemacht habe.

Aber — was sollte aus Morrel, was sollte aus all den verwickelten Angelegenheiten werden, die der Graf her-

beigeführt hatte und die er nun ordnen, zu einem guten Ende führen mußte? Wie sollte Valentine aus der Gewalt Ratours befreit, wie sollte Max geheilt, wie sollte Don Lotario aufrecht erhalten werden?

Eine schwere, entsetzlich schwere Last ruhte auf der Brust des Grafen. Er hatte auf diesen Schlag des Schicksals nicht gerechnet. Sollte er sein Weib, sein Kind opfern, um diejenigen zu retten, die durch ihn litten? Sollte er Haydee und Edmond retten, um die Anderen, die zum Theil schuldlos in Noth und Jammer waren, ihrem Schicksal zu überlassen?

Nie hatten Verstand und Herz des Grafen so gearbeitet, so gelitten, wie in diesen Stunden hastiger, fieberhafter Ueberlegung. Eine Welt ruhte in seinen Händen, Tausende waren von ihm abhängig, das Leben Einzelner sogar hing an seinem Willen — und die schurkische Rache eines Benedetto drohte alle seine Pläne zu zerstören, sein Familienglück für ewig zu vernichten und ihn zum Mörder des Glückes Anderer zu machen. Du bist zu weit gegangen, zu weit! — rief es wie mit ehernen Zungen in der Brust des Grafen. Und doch wieder hoffte er, noch sah er nichts verloren. Wohin zuerst sich wenden? Haydee und Edmond, Max und Valentine, Don Lotario, Wolfram und Amelie hatten ihre hülfesuchenden Blicke auf ihn gerichtet. Für ihrer Aller Schicksal war er dem Himmel und seinem Gewissen verantwortlich. Die Rettung des Einen konnte der Tod des Anderen sein. Zu weit! Du gingst zu weit! dröhnte es in seiner Brust.

Sein Entschluß war gefaßt. Er mußte die retten, die ihm zunächst waren. Er ging zu Morrel, der immer noch in seiner Betäubung lag, und befahl Bertuccio, wie er den Kranken zu behandeln habe. Dann suchte er den alten Villefort auf.

Der Greis ruhte in seinem abgeschlossenen Zimmer auf

einem weichen Lager. Man hatte nichts unterlassen, um ihn zu retten. Die Wunde, die er empfangen, war gefährlich, aber nicht tödtlich. Der Graf untersuchte ihn genau. Was ihn überraschte, war der ruhige, durchaus nicht irrsinnige Blick des Greises. Monte-Christo befragte ihn nach einigen Einzelheiten und der Greis beantwortete sie mit schwacher Stimme, aber vollkommen vernünftig. Er fragte sogar, wo er sich befinde.

Die Miene des Grafen war etwas ruhiger und getrösteter, als er Villefort verließ. —

Alles war bereits für die Abfahrt angeordnet. Der Dampfer wirbelte seine weißen Wolken in die Luft, Segelböte flogen nach verschiedenen Richtungen.

Dann gab der Graf noch einige letzte Anweisungen, nannte Bertuccio die Orte, an denen er im Nothfall Auskunft über den Weg, den er genommen, erhalten und wohin er ihm eingehende Briefe nachschicken könne, und bestieg dann mit Tordero das Dampfboot, das sogleich seine Richtung nach Korsika nahm.

Der Verdacht.

In dem Hause des Grafen Arenberg gab es ein Zimmer, das außer ihm nur selten eine andere Person betrat und auch der Graf nur selten. Es war das Privatzimmer Theresens.

Während alle anderen Gemächer des großen und geräumigen Gebäudes in jenem einfachen und edlen Styl vergangener Zeit ausgeschmückt waren, der unwillkürlich zur Ruhe und Beschaulichkeit stimmte und der darauf hindeutete, daß ein Mann hier weilte, ließ dieses Zimmer auf den ersten Blick erkennen, daß es die Wohnung eines weiblichen

Wesens und zwar eines jungen, fühlenden Wesens sei. Der strenge Ernst, die noble Einfachheit der Vergangenheit waren aus diesem Gemach verbannt. Es war das Asyl einer jugendlichen, weiblichen Phantasie, die den Lieblingsschauplatz ihrer Träumereien ganz nach dem Gefallen ihres eigenen Herzens ausgeschmückt hatte.

Schwere rothe Damastgardinen verhüllten die breiten Fenster und ließen eine eigenthümliche Dämmerung in das Gemach fallen. Dicke Teppiche dämpften jeden Schritt bis zur Unhörbarkeit. Blumen standen auf den Tischen und prächtiger Epheu bildete in einer Nische eine große Laube, die selbst im Winter das Grün des Frühlings vergessen ließ. Ein kleiner Bücherschrank, ein schönes Pianino, ein Schreibtisch und einige Sessel bildeten das Ameublement dieses Zimmers, und auf den mattblauen Sammettapeten der Wände zeigten sich einige kleine Gemälde, Kabinetsstücke von französischen und niederländischen Meistern ersten Ranges. Außerdem befand sich noch ein anderes, größeres Bild mitten an der Hauptwand. Von diesem werden wir später sprechen.

Vielleicht entsprach das Zimmer nicht allen Anforderungen des Kunstsinns oder des feinen Geschmacks. Gewiß aber erfüllte es Jeden, der es betrat, mit einem wohlthuenden Gefühle stiller Heimlichkeit und traulicher Wohnlichkeit. Es schien unmöglich, eine Stunde allein in diesem Zimmer verbringen zu können, ohne nicht aufs Angenehmste zu träumen und sich der ganzen Welt entrückt zu fühlen. Es bot keine andere Aussicht, als die auf den großen Garten, der sich hinter dem Wohnhause befand, und jetzt im Winter war auch diese Aussicht trüb und kalt. Aber der Schein der rothen Gardinen, die Blumen, die auf und vor den Fenstern standen, ließen die Aussicht vergessen und verleiteten zu dem Glauben, daß in diesem Zimmer ein ewiger Frühling herrsche.

Hier schaltete und waltete Therese als unbeschränkte Gebieterin den ganzen Tag mit Ausnahme derjenigen Stunden,

die sie dem Grafen oder der Gesellschaft widmete. Hier saß sie entweder vor dem Schreibtisch, lesend oder schreibend, oder unter der Epheulaube träumend, oder vor dem Pianino oder auch mit einer Handarbeit vor der breiten Fensternische. Der Graf ließ jedesmal erst anfragen, ob er Therese hier sprechen dürfe, obgleich sie ihn gebeten hatte, diese Ceremonieen zu unterlassen.

Heut saß sie mit einem Buch am Fenster. Die Tage waren kurz. Drei Uhr war kaum vorüber und schon stand die Sonne sehr tief und ihre Strahlen fielen auf die gegenüberliegende Wand und beleuchteten hell das eine große Bild an derselben.

Therese hörte auf zu lesen und sah nach der Uhr. Man mußte sie bald zu Tische rufen. Um halb vier Uhr wurde gegessen. Sie stand auf und ihr Blick fiel gerade auf jenes Bild. Sie stand still und ihr Auge blieb auf demselben haften.

Es war ein Brustbild, das Portait eines sehr schönen jungen Mannes. Man konnte unmöglich ein schöneres, ernsteres, gedankenvolleres Gesicht sehen. Selbst der etwas stolze herausfordernde Zug war charakteristisch für dieses Gesicht. Therese hatte es selbst aus der Erinnerung gemalt, damals, als ihr Herz sich in den Qualen einer schmerzlichen Erinnerung verzehrte. Es war das Bildniß ihres Jugendgeliebten, des Professors.

Daß es ungemein ähnlich und in seinem ganzen Geiste aufgefaßt sei, konnte Niemand leugnen. Eher konnte man vielleicht behaupten, daß es zu sehr idealisirt, zu sehr verschönert sei. Aber das hatte nicht anders sein können. Damals, als Therese dieses Bild malte, stand der verlorne Geliebte in seiner ganzen Kraft, Schönheit und Gewalt vor ihrer Phantasie, sie sah in ihm ihr verlorenes Ideal, und, indem sie es unternahm, die Wunde ihres Herzens zu nähren und sein Bild zu entwerfen, trug sie diese Erinnerung,

die ihr von ihm geblieben war, veredelt und verschönt auf die Leinwand über.

Jetzt glänzte die Sonne auf diesem ernsten, edlen Gesicht. Die Augen schienen in ruhigem Glanze zu leuchten, die schönen kräftigen Lippen schienen sich öffnen und sprechen zu wollen. Therese sah immer noch hin, ruhig ernst, ohne Aufregung. Die Sonne sank tiefer. Das Fensterkreuz begann seinen Schatten auf das Bild zu werfen. Zuletzt glänzten nur noch die Augen, dann die Stirn im Sonnenlicht, endlich sank das Bild in Schatten. Das ernste Gesicht schaute kalt und bleich, als sei es gestorben, hernieder, die Züge schienen streng und finster geworden zu sein, die Augen waren erloschen.

— Das war damals — und jetzt! sagte Therese leise vor sich hin. Es ist vorbei und es ist gut so!

Sie seufzte, aber dieser Seufzer war nicht schwer und bang, wie der eines Gequälten und Leidenden. Es war ein tiefes Athemholen, als sei die Brust von einer Last befreit worden.

Dann, da sie bereits die Schritte des Dieners hörte, der ihr melden sollte, daß angerichtet worden, verließ sie ihr Boudoir und ging nach dem Eßsaal.

Sie fand keinen anderen Gast, als Herrn de Ratour, der zu den täglichen Besuchern des Hauses gehörte und von dem Grafen bereits mit der Vertraulichkeit eines alten Bekannten behandelt wurde — eine Ehre, die Ratour mit großer Demuth hinnahm und die er schlau genug war, nicht zu erwiedern. Er schien es niemals zu vergessen, daß der Graf hoch über ihm stehe und daß er ihm Ehrfurcht schuldig sei.

Heut hatte Ratour dem Grafen die gewöhnliche Mittagsvisite gemacht und die Einladung, zu Tische dazubleiben, angenommen.

Er und Therese grüßten sich mit der Leichtigkeit zweier

guter Bekannten. Dennoch war die Begrüßung Ratours sichtlich wärmer, als diejenige Theresens.

Auch das Tischgespräch war unbefangen und leicht, wie immer unter Personen, die sich längere Zeit kennen. Man konnte nicht leugnen, daß Ratour große gesellschaftliche Talente besitze. Er kannte die schönsten Gegenden Frankreichs und wußte mit großer Lebendigkeit von ihnen zu erzählen; er kannte eigenthümliche Menschen und wußte sie zu schildern, er war auch — aus Gründen, die dem Grafen und Therese bis jetzt noch verborgen geblieben — sehr bewandert in allen interessanten Raub- und Mordgeschichten, die sich im Süden Frankreichs und im angrenzenden Italien zugetragen. Ferner wußte er von den karlistischen Kämpfen in Spanien manche abenteuerliche Geschichte zu erzählen, und außerdem hatte es ihm nie an einer schnellen und lebendigen Auffassung gewisser Persönlichkeiten und Charaktere gefehlt, so daß er leichte und doch kräftige Bilder von ihnen zu entwerfen wußte. Genug, er war ein ganz interessanter Gesellschafter, und rechnet man dazu, daß Ratour sich selbst für schön hielt und fest davon überzeugt war, daß er die schönsten Augen von der Welt besitze, so wird man glauben, daß er sich mit einer gewissen Zuversicht benahm, die zwar nicht für feinen Takt gelten konnte; die aber gewiß von Manchem für ein gerechtfertigtes Selbstbewußtsein gehalten wurde.

Das Gespräch drehte sich anfangs um das Lieblingsthema des Grafen, um religiöse Angelegenheiten. Er fand bei Ratour in dieser Beziehung einen unermüdlichen und aufmerksamen Zuhörer. Einem Fremden hätte es sogar auffallen müssen, wie beinahe ängstlich Ratour in alle Ideen des Grafen einging, obgleich dieselben manchmal so phantastisch waren, daß es unbegreiflich schien, wie ein Weltmann, ein Praktiker und energischer Geist, wie Ratour, sie billigen könnte. Er sagte nie ein Wort des Widerspruchs, er bewunderte die erhabene Auffassung des Grafen, er äußerte auch

zuweilen bescheiden, daß er sich glücklich schätze, einen so erleuchteten Geist kennen gelernt zu haben. Der Graf, der selbst der bescheidenste Mann von der Welt war, wies derartige Aeußerungen sanft zurück. Er handle nur nach seinem Herzen, sagte er.

Endlich kam man jedoch auf Persönlichkeiten zu sprechen. Ratour hatte bereits — zum Theil durch Vermittelung des Grafen — eine Anzahl Bekanntschaften in Berlin gemacht und erzählte von ihnen Mehreres, jedoch mit großer Zurückhaltung.

— Haben Sie nicht Don Lotario zufällig in den letzten Tagen gesehen? fragte der Graf.

— Nein, antwortete Ratour. Ich glaubte ihn bei Ihnen zu treffen.

— Zu uns kommt er nur selten, seltener, als mir lieb ist, erwiederte der Graf. Ich hoffte, er würde unser täglicher Gesellschafter sein und wir würden ein gemüthliches vierblätteriges Kleeblatt bilden.

— Schade! sagte Ratour. Indessen erlaube ich mir, Ihnen zu bemerken, Herr Graf, daß vierblätterige Kleeblätter eine Ausnahme sind. Die Regel ist das Dreiblatt.

— So meinen Sie also, wir hätten an uns genug! sagte der Graf lächelnd. Dennoch thut es mir leid, daß der junge Mann sich so fern von uns hält.

— Vielleicht nehmen ihn seine Studien in Anspruch, sagte Therese.

— Wahrscheinlich! meinte Ratour. Womit beschäftigt sich denn der junge Mann?

— Mit Geschichte, Nationalökonomie und den Staatswissenschaften, wie er mir sagte, antwortete der Graf.

— Wirklich? fragte Ratour und seine Züge ließen ein leichtes mißtrauisches Erstaunen durchblicken.

— Sie scheinen zu zweifeln? sagte Therese, die es bemerkte. Weshalb?

— Nun, offen gesagt — sollte ein junger Mann sich so ernsten Studien hingeben? fragte Ratour.

— Und weshalb nicht? erwiederte Thereſe. Don Lotario ist doch alt genug, um etwas zu lernen. Die Jugend ist doch die Zeit zum Studiren!

— Das wohl, meinte der Franzose. Aber in diesem Alter pflegt man andere Dinge mehr zu lieben, als die Wissenschaften. Wenn er wirklich studirt, so bewundere ich ihn. Denn, wie man mir sagt, vernachlässigt er die Freuden des Lebens nicht, und ich halte es für eine große Kunst, den Genuß des Lebens mit dem Studium der Wissenschaften zu verbinden.

— Sie sagen mir etwas Neues, sagte Graf Arenberg. Ich glaubte, Don Lotario lebe sehr eingezogen und einsam, ganz mit seinen Büchern beschäftigt. Also er ist ein Lebemann?

— In Paris soll er es gewesen sein, wie ich gehört habe, erwiederte Ratour. Und dort war man sogar erstaunt über den Aufwand, den er machte, da man sein Vermögen nicht für sehr groß hielt. Jetzt ist es noch geringer geworden, wie er selbst erzählte.

— Ich habe in Paris keinen großen Aufwand an ihm bemerkt, warf Thereſe ein.

— Ah, mein gnädigstes Fräulein, es giebt Aufwand in Dingen, die man nicht öffentlich zur Schau trägt! sagte Ratour mit einem feinen Lächeln.

— Ich verstehe Sie nicht, erwiederte Thereſe. Sollte er die Manie haben, Perlen zu kaufen und zu zerstoßen, um sie in einem Glase Wasser zu trinken? Oder sonst dergleichen?

— Herr de Ratour meint gewiß etwas Anderes! sagte der Graf. Junge Leute können enorme Summen verschwenden und doch ganz bescheiden einhergehen, zum Beispiel im Spiel oder mit Damen!

— Ah so! sagte Thereſe gelaſſen und ihr Blick ſenkte ſich. Sollte Don Lotario dieſe Leidenſchaften haben?

— Was das Spiel anbetrifft, ſo glaube ich es wohl, ſagte Ratour. Oder vielmehr, ich bin davon überzeugt. Was die Damen anbetrifft, ſo mag er jetzt wohl allerdings eingeſehen haben, daß es Thorheit iſt, Geld für ſie auszugeben, und daß es beſſer iſt, Geld durch ſie einzunehmen.

— Ah! Ich muß Ihnen zum zweiten Male geſtehen, daß ich Ihre Worte nicht begreife! ſagte Thereſe.

— Nun, ich meine ganz einfach, daß es vernünftiger iſt, ein zuſammengeſchmolzenes Vermögen durch eine reiche Heirath zu erſetzen, erwiederte Ratour. Wenn man Gelüſte hat, zum Beiſpiel Neigung zum Spiel, ſo kann man ſie nur durch Reichthum befriedigen.

— Und Sie meinen, Don Lotario würde eine Dame ihres Reichthums wegen heirathen?

— Ich meine nichts, gnädigſtes Fräulein! antwortete Ratour lächelnd. Aber man ſieht ſich zuweilen dazu gezwungen, auf dieſe Weiſe das geſunkene Glück zu heben.

Der Blick, den Thereſe bei dieſen Worten auf Herrn de Ratour warf, war ſo ſcharf und durchdringend, daß es der Franzoſe bemerken mußte. Aber er behielt vollkommen ſeine Faſſung.

— Indeſſen ſcheint dasjenige, was wir von der Vergangenheit Don Lotario's wiſſen, Ihrer Anſicht zu widerſprechen, ſagte der Graf jetzt.

— Wir wiſſen indeſſen ſehr wenig von ſeiner Vergangenheit, und was wir von derſelben wiſſen, iſt mindeſtens ſehr abenteuerlich zu nennen, ſagte Ratour leichthin.

— Doch nicht ſo ſehr, meinte der Graf. Das einzig Auffällige dabei iſt ſein Verhältniß zum Lord Hope oder Grafen Monte-Chriſto. Aber es läßt ſich erklären.

— Sie glauben, daß ein ſolcher Graf Monte-Chriſto exiſtirt? fragte Ratour lächelnd.

— Ohne Zweifel! Lord Hope existirt gewiß! erwiederte Arenberg.

— Nun, sei dem, wie ihm wolle! Mir ist es gleichgültig! sagte Ratour. Es klingt beinahe, als hätte ich etwas gegen Don Lotario, und das ist durchaus nicht der Fall. Im Gegentheil, ich finde seine Gesellschaft und sein Wesen sehr angenehm und ich begreife vollkommen, daß alle Damen, die ihn kennen lernen, von ihm entzückt sind.

Theresens Gesicht blieb bei diesen Worten so ruhig, klar und kühl, wie immer. Nur ihr Blick senkte sich langsam und ihre Finger spielten zerstreut mit dem Servittenbande.

Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben. Der Graf fragte den Franzosen, ob er nicht auch zum Kaffee bleiben wolle, und dieser nahm die Einladung an, da er weiter keine Geschäfte hatte. Der Graf fragte ihn auch, ob er schon jemals das Glück gehabt habe, Theresens Zimmer zu sehen, und da Ratour es verneinte, so fragte Arenberg Therese um Erlaubniß, ob man den Kaffee in ihrem Zimmer trinken dürfe. Therese schien nicht gar zu gern einzuwilligen. Aber sie fügte sich den Gesetzen der Höflichkeit.

Graf Arenberg und Ratour blieben in dem Bibliothekzimmer. Therese zog sich zurück und blieb allein, bis sich nach einer Stunde der Graf und Ratour bei ihr anmelden ließen. Ratour bewunderte die freundliche Einrichtung des Zimmers.

— Glücklich der Mann, dessen Haus von einer schönen und ordnenden Hand geschmückt wird! sagte er mit einem flüchtigen Seitenblick auf Therese. Was würde ich darum geben, wenn ich einst eine Häuslichkeit gefunden hätte. Dieses einsame, unruhige Leben!

Therese erwiederte nichts darauf. Der Graf sagte einige Worte, daß es allerdings schön sei, glücklich mit einer Gattin zu leben. Da der Graf selbst aber nie verheirathet gewesen

war, so sah Ratour ein, daß er den Gegenstand nicht weiter berühren dürfe und das Gespräch ging auf allgemeine Gegenstände über, bis es endlich an seinem gewöhnlichen Ziele anlangte — an der Religion. Therese hörte schweigend zu.

Später wurde der Graf abgerufen, aber nur für wenige Minuten. Ratour blieb allein bei Therese. Mit einer geschickten Wendung wußte er das Gespräch sogleich auf Herzensangelegenheiten überzuleiten. Der Graf mochte ihm Einiges von Thereſens früheren Schicksalen erzählt haben, und wahrscheiniich errieth er, wen das Porträt vorstellen solle.

— Das Reich des Weibes ist die Liebe, sagte er. In diesem Reiche muß sie herrschen, und nie darf dieser Thron in dem Herzen eines Weibes unbesetzt sein. Wollen Sie, daß Ihr Herz ewig Wittwe bleibe, seit es von jenem Ungetreuen verlassen worden?

— Ich will es nicht, antwortete Therese mit der ruhigen Gleichgültigkeit, die sie so gut anzunehmen wußte und die jede Vertraulichkeit verscheuchte. Ich will es nicht. Aber wenn es so wäre, so würde ich mich mit dem Gedanken trösten müssen, das es besser ist, die Wittwe eines bedeutenden Mannes, als die Gattin eines unbedeutenden zu sein.

— Ah, mein Fräulein, das ist eben nicht schmeichelhaft für unser Geschlecht, sagte Ratour. Demnach glauben Sie, es gebe gar keine bedeutende Männer mehr außer Jenem?

— Das will ich durchaus nicht sagen, antwortete Therese. Ich habe den nur noch nicht entdeckt, der mir bedeutend genug erscheint, um jenen Platz auszufüllen!

— Sie verlangen einen Gott, einen Helden! sagte Ratour. Wo werden Sie den finden?

— Nein, ich verlange nur einen Mann, der Jenem ähnlich sei an Ernst und Tiefe des Charakters, erwiederte Therese. Ich gestehe freilich zu, daß er nicht so leicht zu finden ist.

— Und es fehlt Ihnen überhaupt die Gelegenheit, zu suchen, meinte Ratour. Bis jetzt wüßte ich keinen Mann, den ich in Ihrer Nähe gesehen habe, der würdig sei —

— Ich auch nicht, erwiederte Thereſe so kühl und ruhig, daß Ratour eine Geberde des Mißvergnügens nicht unterdrücken konnte. Indeſſen ich werde suchen. Dabei fällt mir ein — wie befindet sich denn unsere Freundin, Madame Morrel? Sie ist lange nicht bei uns geweſen, ich hoffe doch, daß Sie nicht schuld daran sind!

— O, ich bitte Sie, gnädigstes Fräulein! rief Ratour. Im Gegentheil, ich habe Alles versucht, um sie zu bewegen, mehr unter Menschen und gerade zu Ihnen zu gehen. Aber sie ist nicht dazu zu bewegen.

— Sie kann also ebenfalls den Verlust des Gatten nicht vergeſſen, der zugleich ihr Geliebter war! Nun, sehen Sie, Frauenherzen hängen treu an der Erinnerung.

— Die Zeit wird tröſten, meinte Ratour, und wenn es die Zeit nicht thut, so giebt es junge, kühne und liebenswürdige Männer, die ihre Stelle ersetzen.

— Wollen Sie damit sagen, daß Madame Morrel einen Anderen —

— Finden und sich tröſten wird, ja! ergänzte Ratour lachend. Und es wäre leicht möglich, daß dieſer Andere kein Anderer wäre, als unſer Freund Don Lotario!

— Ah, wirklich? sagte Thereſe und blickte ihn wieder scharf an. Woher ahnen Sie das?

— Don Lotario hat meinem Schützling einige Beſuche gemacht, die wie es scheint, ganz gern angenommen worden sind. Nun, unter uns gesagt, Don Lotario hat keinen üblen Geſchmack. Ich finde Madame Morrel reizend, und so viel ich gehört habe, ist ihr Vermögen sehr bedeutend. Sie kann für eine reiche Frau gelten, und wenn man arm ist, wie Don Lotario, so sollte man eine solche Partie nicht zurückweisen. Es ist auch möglich, daß er daſſelbe denkt. Er ließ

einmal gegen mich einige Andeutungen über ihr Vermögen fallen, und da mir nichts lieber wäre, als wenn Madame Morrel bald durch die berechtigte Fürsorge eines Anderen meines Schutzes enthoben würde, so habe ich Don Lotario bereitwillig Alles gesagt, was ich wußte. Ich vermuthe übrigens, daß er anfangs fürchtete, ich sei sein Nebenbuhler!

— Es würde ein schönes Paar werden! sagte Thereſe und arbeitete an ihrer Stickerei weiter.

Mit den Besuchen Don Lotario's bei Valentine hatte es seine Richtigkeit. Der junge Mann war bei ihr gewesen, um ihr zu sagen, daß er an Emanuel Herbault geschrieben, seltsamer Weise aber immer noch keine Antwort erhalten habe. Er hatte sich nie länger als fünf Minuten bei ihr aufgehalten, schon um nicht den Verdacht Ratours zu erregen, und seine Visiten hatten im vollsten Sinne des Wortes nur für Höflichkeitsbesuche gelten können.

Jetzt kam der Graf zurück und nach einer halben Stunde sagte Ratour, daß er sich nun entfernen müsse. Als er im Begriff war, zu gehen, meldete ein Diener Don Lotario. Der Graf gab den Auftrag, ihn in das Zimmer Thereſens zu führen, wenn es der Letzteren nicht unangenehm sei. Thereſe hatte nichts dagegen einzuwenden.

Es war deutlich zu sehen, daß Ratour jetzt nur ungern ging; aber da er einmal gesagt hatte, daß nun seine Zeit abgelaufen sei, so mußte er gehen. Er begrüßte sich nur noch flüchtig mit Don Lotario und empfahl sich dann.

Don Lotario war düsterer und bleicher, als je, als er eintrat. Der Graf und Thereſe, Beide machten ihm Vorwürfe, daß er sich so selten sehen lasse. Don Lotario entschuldigte sich mit seinen Studien und mit der Nothwendigkeit, bald etwas Tüchtiges lernen zu müssen, damit er irgend eine bestimmte Laufbahn ergreifen könne. Der Graf lächelte und meinte, die jungen Leute pflegten manchmal mehr mit Worten, als in der That zu studiren. Don Lotario schien

diese Anspielung zu überhören, denn er antwortete gar nicht darauf. Sein Blick war sogleich bei seinem Eintritt in das Zimmer auf das Portrait des Professors gefallen, und wahrscheinlich hatte diese Erinnerung ihn noch ernster und stummer gemacht. Er setzte sich neben Therese und sprach mit ihr und mit dem Grafen über die verschiedensten Dinge, aber zerstreut und oberflächlich.

Durch einen Zufall blieb er allein mit Therese. Der Graf wurde abgerufen, weil ein Jugendfreund von ihm angekommen war, der ihn zu sprechen wünsche. Er ließ sich also von Don Lotario das Versprechen geben, daß dieser zum Abend bleiben wolle und ging dann, um den Freund zu bewillkommnen.

Don Lotario und Therese setzten zu Anfang das Gespräch auf die frühere Weise fort, dann aber stockte es und Don Lotario wußte es nicht wieder anzuknüpfen.

— Sie sind so selten bei uns gewesen und ich habe Sie so wenig allein sprechen können, sagte Therese, daß ich nicht einmal weiß, ob Sie meinen Auftrag an den Professor ausgerichtet haben.

— Ich habe es gethan, antwortete Don Lotario. Er fragte mich neulich, ob ich bei Ihnen gewesen sei, und bei dieser Gelegenheit sagte ich ihm, daß er keinen Grund mehr habe, Sie zu bedauern, da Ihr Herz sich jetzt mit einem anderen Gegenstand beschäftige.

— Nun, sagte Therese, und erhob ihr klares Auge ernst zu ihm, da haben Sie zu viel gesagt. Wenn ich mich nicht irre, sagte ich damals nur, daß ich wieder zu hoffen angefangen, daß ich es für möglich hielte, wieder lieben zu können. Ich sprach nicht davon, daß schon irgend eine bestimmte Persönlichkeit Interesse für mich gewonnen habe.

— Das ist wohl ziemlich ein und dasselbe, sagte Don Lotario beinahe bitter. Schon in dieser Möglichkeit liegt die Gewißheit. Die Ahnung der Liebe ist die Liebe selbst.

— Sie mögen Recht haben, sagte Thereſe leichthin. Antwortete der Profeſſor etwas darauf?

— Ja, er ſchien erfreut und ſagte, daß er Ihnen alles Glück auf Erden wünſche. Dann fragte er mich, wer der Glückliche ſei, dem ſich jetzt Ihr Herz zugewendet?

— Fragte er das wirklich? rief Thereſe. Ich hätte es kaum geglaubt. Er konnte eine ſolche Frage in der That auch nur dann thun, wenn Sie ſo ſprachen und eine Möglichkeit als Gewißheit hinſtellten. Und was antworteten Sie darauf?

— Daß ich es nicht wiſſen könne, daß ich in Ihrer Nähe Niemand bemerkt habe, der mir Ihrer Liebe würdig ſcheine, und daß ich es nicht begreifen würde, wenn Ihr Herz ſich Einem von denen zuwendete, die das Glück haben, Sie zu ſehen.

— In dieſem Punkte haben Sie meinen Anſichten mehr entſprochen, ſagte Thereſe mit einer gewiſſen Ironie. Sie ſehen alſo ſelbſt, daß Sie ſich geirrt.

— Ich ſprach nur meine eigene Meinung aus, erwiederte Don Lotario, der ſich ſichtlich zur Ruhe und ſogar zu einer gewiſſen Kälte zwang. Nichtsdeſtoweniger wäre es ja immer möglich, daß Sie Ihr Herz auch einem von dieſen Unwürdigen zugewendet hätten.

— Nun, ich denke, wir brechen davon ab! ſagte Thereſe lächelnd. Es iſt ein ſeltſames Geſpräch!

— Freilich, erwiederte Don Lotario. Aber es gab eine Zeit, in der wir ruhig über ſolche Dinge ſprachen, ich meine die Zeit in Paris. Damals ſchenkten Sie mir mehr Vertrauen, als jetzt.

— Vertrauen? ſagte Thereſe beinahe überraſcht. Glauben Sie mir, Don Lotario, ich bin gegen Sie ganz unverändert geblieben. Ob ich Ihnen mehr Vertrauen ſchenkte, weiß ich nicht. Weshalb aber ſollte ich mich gegen Sie ändern? Sie waren mir ſtets ein lieber und angenehmer

Freund. Sie waren der erste junge Mann, der seit meiner Bekanntschaft mit Paul Zutritt zu mir fand, mit dem ich mich gern unterhielt. Ich sage Ihnen nur die volle Wahrheit, wenn ich es offen ausspreche, daß es mir leid thut, daß Sie jetzt so wenig zu uns kommen.

— Wirklich? fragte Lotario fast bitter und sein Gesicht nahm einen noch kälteren Ausdruck an.

— Ja, es ist mein Ernst! sagte Thereſe. Aber freilich, ich begreife vollkommen, wie ein junger Mann, der nicht nur fleißig studirt, sondern auch seine Jugend noch genießen will, keine Zeit dafür findet, Besuche in einem so einsamen und einförmigen Hause zu machen, wie in dem unsrigen. Verstehen Sie, Don Lotario, ich mache Ihnen keine Vorwürfe. Es thut mir nur leid!

Don Lotario antwortete nicht darauf, sondern sah bitter und düster vor sich hin.

— Fräulein Thereſe, sagte er dann, erlauben Sie mir, eine Gegenbemerkung zu machen. In Paris, wie Sie selbst sagen, war ich der einzige junge Mann, der zu Ihnen kam. Es liegt ein großer Reiz darin, der Einzige zu sein. Hier ist das anders. Sie sehen andere Gesellschaft, Gesellschaft, die Ihnen vielleicht lieber ist, und meine Zeit ist so sehr in Anspruch genommen, daß ich wirklich Bedenken trage, dahin zu gehen, wo ich nicht nothwendig bin.

— O, welche Eitelkeit! rief Thereſe zwischen Ernst und Scherz. Was meinen Sie denn eigentlich?

— Berlin ist Ihre Vaterstadt, Sie sehen also hier alte Bekannte, antwortete Don Lotario. Außerdem kommt Herr de Ratour viel zu Ihnen. Ich gestehe Ihnen ganz offen, daß ich lieber mit Ihnen allein spreche, als in Gesellschaft eines Anderen, und der Gedanke, Herrn de Ratour hier zu treffen, hält mich ab, Sie zu besuchen.

— O, über diese Anmaßung! rief Thereſe scherzend. Also Sie verlangen, daß wir Herrn de Ratour aus dem

Hause weisen, nur, weil es Ihnen nicht beliebt, mit ihm zusammenzutreffen? Antworten Sie, ist es nicht so?

— Sie können Recht haben, erwiederte der junge Spanier. Aber eben, weil ich das nicht verlangen kann, weil ich meine Thorheit einsehe, deshalb komme ich nicht.

— Sie sind ein Sonderling, Don Lotario! sagte Therese. Was würden Sie sagen, wenn ich die Besuche Ratours zurückwiese und nur die Ihrigen annähme, Ihnen aber zugleich die Bedingung machte, nirgend wo anders hinzugehen, als zu uns?

— Ich würde diese Bedingung sogleich annehmen und ich würde glücklich sein! rief Don Lotario.

Therese mochte fühlen, daß das Gespräch eine Wendung nahm, die leicht zu weit führen konnte. Ihre Züge glätteten sich allmählich zu einer gewissen Kälte.

— Don Lotario, sagte sie, Sie sprechen entweder im Scherz, oder Sie gehen zu weit. Man mag einen noch so lieben Freund haben, so kann man ihm zu Gefallen doch nicht mit der ganzen Welt brechen. Herr de Ratour ist ein Bekannter des Grafen Arenberg und als solcher muß ich ihn gern sehen. Uebrigens ist Ratour ein unterhaltender Mann.

— Ich habe nie daran gezweifelt, sagte Don Lotario kalt. Er hat mehr Weltkenntniß und kennt wahrscheinlich auch die Frauenherzen besser, als ich. Er weiß den jungen Damen angenehme Dinge zu sagen, die ihnen schmeicheln, das Alles verstehe ich nicht.

— Sie glauben also, mir läge etwas an solcher Unterhaltung, an solchen Schmeicheleien? fragte Therese aufmerksam und gereizt.

— Man kann nicht wissen, erwiederte Don Lotario. Auch die stärksten und klügsten Frauen sind von solchen Schwachheiten nicht ausgenommen. Sie verlangen immer ein klein wenig Befriedigung ihrer Eitelkeit und ärgern sich

zuletzt doch darüber, wenn man ihnen nicht ein einziges Mal Weihrauch streut.

— Ich danke Ihnen für die gute Meinung, die Sie in der kurzen Zeit Ihres Studiums von den Frauen erlangt haben! sagte Thereſe mit unverſtellter Kälte. Wenn mich die Sache etwas anginge, ſo würde ich Ihnen ſagen, daß Sie wahrſcheinlich nur Frauen von mittelmäßiger und ſchlechter Art kennen gelernt haben, denn nur der Umgang mit ſolchen kann Sie zu einer ſolchen Behauptung veranlaſſen. Aber die Sache geht mich nichts an.

— Sie wären auch im Unrecht, wenn Sie das glaubten, ſagte Don Lotario. Außer Ihnen und der Frau des Profeſſors Wedell habe ich in Berlin kein weibliches Weſen geſehen!

— O, wirklich nicht? fragte Thereſe zweifelnd. Auch nicht die intereſſante Frau Morrel?

— Dieſe allerdings, ja, auf wenige Minuten, antwortete Don Lotario ruhig.

Thereſe beobachtete ihn ſcharf dabei. Entweder hatte ſie in ſeinem Geſicht den Ausdruck nicht gefunden, den ſie erwartet, oder ſie glaubte, daß Don Lotario ſich verſtelle, denn ihre Miene war für einen Augenblick befangen und unruhig.

— Laſſen Sie uns aufrichtig ſein! ſagte Don Lotario dann mit erzwungener Heiterkeit und mit einem Lächeln auf den Lippen. Ganz aufrichtig! Sie ſehen Herrn de Ratour lieber, als mich. Weshalb alſo ſoll ich mich meinen Studien und meiner Einſamkeit entziehen, um hierherzukommen und Sie zu langweilen? Entweder treffe ich mit Herrn de Ratour zuſammen und dann bedauern Sie, daß Sie nicht allein mit ihm ſind; oder ich finde Sie allein, und dann denken Sie nur daran, wie viel beſſer es wäre, wenn Herr de Ratour mich erſetzte.

— O wirklich? rief Thereſe beinahe heftig. Don Lo-

tario, diese Aufrichtigkeit geht ein wenig zu weit, und ich muß Sie bitten, dieselbe nicht noch weiter zu treiben. Mögen die Gefühle, mit denen ich Herrn de Ratour kommen und gehen sehe, sein, welche sie wollen, so bin ich nur mir allein und keinem Anderen Rechenschaft darüber schuldig.

— Ah, diese Wärme spricht ganz für meine Ansichten! sagte Lotario kalt und bitter.

— Für welche Ansichten? rief Thereſe. Nun seien Sie aufrichtig, ich bitte Sie!

— Für die Ansicht, daß Herr de Ratour es ist, der — der Ihr Herz gewonnen!

— Und wenn es wäre, Don Lotario? Wenn es wirklich wäre? rief Thereſe.

— Nun so wäre eben nur meine Vermuthung in Erfüllung gegangen! antwortete Don Lotario mit einem eigenthümlichen hohlen Lachen. Ich wollte nur sagen, daß ich Recht gehabt.

Thereſe hatte sich erhoben, Don Lotario war gleichfalls aufgestanden. Auf Thereſens sonst so zarten Wangen flammte eine fliegende Röthe. Don Lotario war leichenblaß.

— Don Lotario, sagte Thereſe, ich muß gestehen, daß Ihr Wesen mich heute befremdet und daß ich es nicht verstehe. Ich weiß nicht, wie viel oder wie wenig Ihnen daran liegt, zu wissen, ob ich Herrn de Ratour in irgend einer Beziehung begünstige. Aber ich kann Ihnen nur sagen, daß aus Ihren Worten eine maßlose Eitelkeit spricht, die ich bisher bei Ihnen noch nicht bemerkt habe. Sie spielen den Gekränkten, den Beleidigten, weil ein anderer Herr, ein Freund des Grafen zu uns kommt, und doch thun Sie nichts, um das Uebergewicht zu zerstören, das dieser Herr vielleicht durch seinen Eifer und seine Anhänglichkeit an uns über Sie gewinnen könnte. Wirklich, ich begreife Sie nicht! Ein Kind könnte kaum anders handeln. Herr de Ratour seinerseits hat nichts gethan oder gesagt, was darauf hindeutete, daß

ihm Ihre Anwesenheit bei uns zuwider wäre. Und doch hätte er dieselben Gründe dazu, denn er weiß, daß Sie in Paris der einzige Mann waren, der mich besuchte.

— Herr de Ratour hat keine Gründe, meine Anwesenheit nicht zu wünschen, sagte Don Lotario und seine Lippen zitterten. Aber Sie haben Recht, ich bin ein Kind, ein reizbares, verwöhntes Kind, das sich zu weit gewagt hat und das man in die gehörigen Schranken zurückweisen muß. Ich werde Sie nicht mehr belästigen, Fräulein Thereſe.

— Ich verstehe diese Worte ebenso wenig, wie Ihre früheren, sagte Thereſe. Kommen Sie, so oft es Ihnen gefällt, Sie sollen mir und gewiß auch dem Grafen stets angenehm sein. Aber seien Sie derselbe einfache, aufrichtige und theilnehmende Freund, der Sie mir in Paris waren. Treiben Sie eine Sache, die sich nicht erzwingen läßt, nicht auf die Spitze. Wenn Sie nun wirklich der einzige Mann wären, der uns besuchte, wie lange würde es dauern, wie bald würden Sie unserer überdrüssig werden!

— Sie haben Recht, ich sehe es ein! sagte Don Lotario mit tödtlicher Kälte. Sie betrachten die Sache so ruhig, mit einer so vollkommenen Geistesgegenwart, daß sich gar nichts dagegen einwenden läßt. Wenn ich zu weit gegangen bin, so handelte es sich dabei nur um eine Erfahrung, die ich machen wollte — ich gestehe es ein. Ich wollte durch Erfahrung kennen lernen, wie leicht es für ein Herz ist, das einmal unglücklich geliebt hat, sich zu trösten, sobald es wieder anfängt, zu lieben. Diese Erfahrung sollte mir zu gute kommen.

Er suchte nach seinem Hut. Seine Hände zitterten.

— Sie haben dem Grafen versprochen, den Abend über zu bleiben! sagte Thereſe ruhig.

— Bitte, entschuldigen Sie mich bei ihm! Sagen Sie, mir wäre unwohl geworden. Es würde mir peinlich sein, diesen Abend hier zubringen zu müssen. Adieu, mein Fräulein!

— Ich kann Sie nicht zurückhalten, aber es thut mir leid, daß Sie gehen! sagte Thereſe. Ich weiß nun, daß Sie wahrſcheinlich nicht ſo bald zu uns zurückkehren werden.

— Sie mögen Recht haben! ſagte Don Lotario kaum hörbar und verbeugte ſich.

Thereſe erwiederte ſeinen Gruß ſo ruhig, ſo höflich, wie ihn Don Lotario dem Anſcheine nach gab. Der junge Mann blickte auf die Erde. Aber als er eben in der Thür war, fiel ſein Auge noch einmal auf das Portrait des Profeſſors.

— Armer Wedell! ſagte er halblaut, vielleicht ohne zu wiſſen, daß er es that. Um eines ſolchen Menſchen willen!

Thereſe blieb auch bei dieſen Worten, die ſie gehört haben mußte, ruhig. Nur trat ſie ein Mal auf Don Lotario zu und ſchien ihm einige Worte ſagen zu wollen. Der junge Mann hinderte ſie daran. Er war ſchon außerhalb der Thür und ſchloß dieſelbe hinter ſich.

Thereſe ging langſam nach dem Sopha und ſetzte ſich auf daſſelbe. Ihre Wangen hatten nicht nur die vorherige fliegende Röthe verloren, ſondern waren blaß geworden. Ihre Züge nahmen allmählich den Ausdruck der tiefſten Traurigkeit an.

— Er iſt doch nicht ſo, nicht ſo, wie ich dachte! flüſterte ſie vor ſich hin. Er iſt eitel, er iſt anmaßend. Mein Gott, iſt es denn möglich, daß die Eiferſucht Jemand ſo verblenden kann, daß er lieber ein Herz von ſich ſtößt, als verſucht, es zu prüfen? Wie kann er verlangen, daß ich ihm ſage, was ich denke, ihm, den ich kaum kenne? Ich werde auch dieſes Herz verlieren, ich weiß, ich ahne es. Aber es iſt nicht meine Schuld, wie damals! Freilich — freilich, was liegt daran, ob es meine Schuld iſt, oder nicht. Wenn ich es verloren habe, ſo iſt es hin, für mich verloren, und ich bin ſo elend, wie vorher. Aber es mag ſein! Wenn Lotario ein thörichter Knabe iſt, ſo iſt er meiner Liebe unwürdig und ich will, ich muß mich tröſten! Aber doch — aber doch —

Sie vollendete den Satz nicht. Nur ihre Hände suchten die Stelle des Herzens und legten sich dort krampfhaft drükkend zusammen. Es war sogar, als wolle sich ein Schluchzen aus ihrer Brust ringen. Aber sie unterdrückte es und sprang schnell auf.

— Paul, Paul! rief sie, den Blick nach dem Bilde richtend. Du hast mir gezürnt, aber nicht geflucht! Laß meine Liebe zu Dir keinen Fluch gewesen sein! Ich weiß es, Du hast mir Glück und Segen gewünscht, selbst als Du von mir gingst! Laß seinen Wunsch in Erfüllung gehen, gütiger Gott im Himmel, und gieb auch mir Ruhe und Frieden!

Ein Wiedersehen.

Während Therese so sprach, schritt Don Lotario bereits in seinen Mantel gehüllt durch die abendlich erleuchteten Straßen. Der Schnee fiel in großen Flocken, aber er schmolz bereits auf der feuchten, warmen Erde. Es war trübes, unangenehmes Wetter.

Nie hatte es in Don Lotario's Herzen gewaltiger gewühlt, als an jenem Abend, selbst damals nicht, als er von Paris nach London ging. Es war vorbei, er konnte Therese nicht mehr wiedersehen, sie war für ihn verloren! Sie selbst hatte es ihm gesagt, und mit welchen Worten! Er hatte seinen Willen gehabt, er hatte eine Erklärung herbeiführen wollen — es war geschehen! Diese Erklärung war gegen ihn ausgefallen, wenigstens glaubte er es, aber er hatte es ja gewollt! Er fühlte recht gut, daß er wie ein thörichtes Kind gehandelt. Aber er hatte nicht anders handeln können. Die Gedanken, die Pläne, die Entschlüsse der Liebe sind räthselhaft. Er hatte Therese beleidigen wollen, weil er eifersüchtig war, eifersüchtig auf einen Menschen, der, wie er sich

selber sagte, keine Eifersucht verdiente. Aber Thereſe liebte ihn — das war genug! Ein einziges Wort Lotario's hätte Ratour aus der Nähe des Grafen, aus Berlin verbannen müſſen. Aber nun war es zu ſpät! Jetzt konnte und durfte er nicht mehr ſprechen! Thereſe liebte jenen Menſchen — Don Lotario verachtete ſie!

Er verachtete ſie, ja — aber mit welchen Gefühlen, mit welcher unſäglichen Pein. Die Liebe wächſt in dem Grade, in dem ſie zurückgewieſen wird, und auch Don Lotario fühlte jetzt erſt die ganze Stärke ſeiner Leidenſchaft, als er Thereſe hoffnungslos und für immer verloren ſah. Als er damals nach London ging, hatte ihn nur der Gedanke gequält, daß Thereſe überhaupt nicht lieben, alſo auch ihn nicht lieben könne. Jetzt hatte ſie einen Anderen gewählt, und zu der Qual der hoffnungsloſen Liebe geſellte ſich nun die Pein der Eiferſucht.

Er ging durch die Straßen, ohne zu wiſſen, wohin, ohne zu bemerken, daß er faſt immer denſelben Weg ging. Es war noch nicht ſpät, ungefähr acht Uhr. Die Straßen waren noch belebt, aber Don Lotario ſah und hörte keinen Menſchen. Er dachte nur daran, daß ſein ganzes Leben nun zwecklos ſei. Auch der letzte Hoffnungsſchimmer war von dem Himmel ſeiner Zukunft gewichen. Alles war Nacht, düſtere Nacht.

Wäre er ſchwach geweſen, ſo hätte er daran gedacht, ſich zu tödten. Aber in London ſchon hatte er jeden ſolchen Gedanken aufgegeben. Er hatte eingeſehen, daß es des Mannes unwürdig ſei, etwas wegzuwerfen, was nicht ſein Eigenthum ſei. Sein Leben gehörte der Welt. Mochte es noch ſo traurig, noch ſo düſter, noch ſo troſt- und hoffnungslos ſein — es gehörte doch immer dem großen All. Er wollte leben, er wollte ſelbſt ſehen, wie viel ein Menſch ertragen könne und wie das Alles enden würde. Er dachte bei ſich ſelbſt, ob ſeine Natur wohl ſtark genug ſei, um das

Alles zu ertragen, und bei dem Gedanken, daß ihn ein Nervenfieber ergreifen, der Wahnsinn fassen könne, fühlte er eine unheimliche Freude und lachte vor sich hin.

Da drängte sich die Menge durch die Straßen, da gingen Pärchen flüsternd nebeneinander, da eilten junge Männer hinter leichtfüßigen Mädchen her, da fiel der Schnee, die Gaslaternen brannten und das Geräusch einer großen Stadt summte unaufhörlich an sein Ohr — und er ging allein, ganz allein und Alles das, die ganze Welt war ihm gleichgültig und sie — sie saß allein auf ihrem Zimmer und hätte ihn doch so maßlos glücklich machen können. Aber sie wollte nicht, oder sie konnte nicht — gleichviel! Für ihn war sie nun einmal verloren. Zwischen ihnen Beiden lag die Ewigkeit!

Er war in der letzten Zeit immer unter den Linden auf- und abgegangen, mechanisch bei dem Schlosse umkehrend und bis zum Brandenburger Thor gehend. In der Nähe des Opernhauses drang ein bekannter Name an sein Ohr. Unwillkürlich stand er still.

— Wer singt heut? fragte eine Dame ihren Begleiter. Ich habe nicht recht verstanden.

— Donna Eugenia Larsgand, eine der berühmtesten Sängerinnen der Jetztzeit, antwortete der Herr.

Don Lotario hörte das wie ein Träumender, ohne noch recht zu wissen, was er gehört. Aber mechanisch — denn der Körper erfüllt oft Bewegungen, die wir nicht einmal beabsichtigen — trat er an das kleine Gitter, das den Theaterzettel vor dem Opernhause umgiebt, und las:

„Don Juan. Donna Anna — Donna Eugenia Larsgand als Gast."

Er wußte kaum, was er that, aber er trat in den Vorsaal des Opernhauses, nahm ein Billet, ließ sich einen Operngucker reichen, gab Mantel und Hut ab, suchte sich seinen Platz, fand ihn und saß nun in dem hellerleuchteten Theater,

umgeben von einer Menge geputzter Männer und Frauen, von deren Dasein er kaum eine Ahnung hatte, die aber bei seinem Eintreten fast erschreckt auf sein verstörtes, bleiches Gesicht schauten.

Durch einen Zufall hatte er einen Sitz im ersten Rang erhalten, der sich in einer der ersten Logen, ganz in der Nähe des Prosceniums befand. Auch das wußte Don Lotario nicht. Er hörte die Klänge der Musik, den Gesang der Sänger, wie im Traum. Erst als er applaudiren hörte und eine neue Gestalt auf der Bühne erschien, richtete er sein Opernglas dorthin und erkannte Donna Eugenia. Er folgte ihrem Spiel und ihrem Gesange mit einem gewissen Interesse, aber immer noch wie im Traum. Er dachte an nichts, an gar nichts. Seine Seele schien erschlafft, sein Geist durch die Ueberspannung ermattet zu sein.

Er hörte um sich verschiedene Urtheile. Im Allgemeinen fand man den Gesang und die Erscheinung der Sängerin sehr schön. Theilweise war auch ihr Schicksal bekannt geworden und schon deshalb schien sie interessant. Sie wurde viel applaudirt und gerufen, bis endlich der Vorhang fiel und die Zuschauer sich entfernten. Auch Don Lotario ging.

Es war ihm etwas wohler und freier, als er in die winterliche Abendluft hinaustrat. Er konnte wieder einen Gedanken fassen. Die Ueberreizung, die all sein Denken auf einen einzigen Punkt, auf Therese, konzentrirt hatte, war vorüber.

— Das ist nun ein Wesen, das Dich liebt, leidenschaftlich liebt! sagte er zu sich selbst. Und Du hast sie kalt von Dir gestoßen, Du hast sie so unglücklich gemacht, wie Therese Dich, indem Du ihr sagtest, daß Du eine Andere liebst. Wie elend muß sie gewesen sein, wenn sie mich auch nur halb so liebte, wie ich Therese. Armes Mädchen! Was sind wir Menschen für Thoren! Wir hängen unsere ganze Existenz an ein Wesen, das uns kalt von sich weist, und

wenige Schritte neben uns lebt ein anderes Wesen, das glücklich sein würde über einen Blick, den wir ihm gönnen, das uns dankbar sein würde bis an den Tod, wenn wir ihm nur einen Theil unseres Herzens zuwendeten! Ich bin jung, sehr jung noch und schon soll ich für immer dem Glück des Lebens und der Liebe entsagen. Donna Rosalba heuchelte mir Liebe, Therese weist mich zurück — und Donna Eugenia, schöner, talentvoller, glühender und leidenschaftlicher, als sie Beide, verzehrt sich vielleicht noch in geheimer Sehnsucht nach mir und würde mir danken, wenn ich ihr nur einige Worte des Trostes sagte. Hätte es mich denn getröstet, wenn Therese freundlicher gegen mich gewesen, wenn sie mich hätte hoffen lassen? Ja, ich wäre nicht so elend von ihr gegangen, sie hätte mich täuschen und in der Täuschung trösten können, sie hätte ein gutes Werk gethan! Soll ich zu Donna Eugenia gehen, sie trösten? Wenn sie mich wirklich liebt, so muß jedes sanfte Wort von mir ihr eine Wohlthat sein! Welche Wonne wäre es für mich gewesen, wenn Therese zu mir gesagt hätte: Hoffen Sie! Gehen Sie nicht so fort! Hoffen Sie auf die Zukunft!

So flüsterte er bei sich selbst und seine Füße machten immer noch unwillkürlich den gewohnten Gang unter den Linden. Aber jetzt kehrte er um und ging nach dem Opernhause zurück. Der Portier wollte soeben die Thür schließen. Don Lotario fragte ihn, wo die fremde Sängerin wohne. Er erhielt zur Antwort, im Hotel du Nord.

Don Lotario ging nach dem Hotel du Nord. Der Portier bezeichnete ihm die Zimmer, in denen Donna Eugenia Larsgand wohnte, und sagte ihm, es sei keine Gesellschaft oben.

Der junge Spanier ging hinauf, klingelte und gab seine Karte ab. Dann wartete er ruhig. Sein Herz klopfte nicht im mindesten. Er dachte gar nicht einmal daran, wie gewaltsam schon die bloße Nennung seines Namens auf Donna

Eugenia wirken werde. Seine Gedanken waren noch immer zerstreut und es war ihm unmöglich, sich die Gegenstände so vorzustellen, wie sie wirklich waren oder sein konnten.

Er mußte eine geraume Zeit warten. Aber das fiel ihm gar nicht auf. Er stand auf dem Korridor, ohne noch recht zu wissen, wo er sich befand. Endlich kam die Kammerfrau zurück und sagte, er möge eintreten. Er ging durch ein Vorzimmer, dann noch durch ein anderes Zimmer und endlich trat er in einen kleinen Salon. Auf dem Tische brannten Kerzen, und in dem Gemach befand sich nur eine einzige Dame. Es war Donna Eugenia.

Don Lotario war in keinem Augenblicke weniger befähigt gewesen, die Gesichtszüge einer Person zu beobachten, als in diesem. Er sah also gar nicht, mit welchem Gesicht ihn Donna Eugenia empfing. Er trat wie ein Nachtwandler auf sie zu.

— Guten Abend, Donna Eugenia, sagte er. Ich freue mich, Sie wiederzusehen.

— Don Lotario — ich weiß nicht, ob ich träume — wer hat Ihnen das erlaubt und wie sehen Sie aus!

Es mochte in den letzten Worten etwas von Besorgniß und Zärtlichkeit liegen, denn Don Lotario horchte auf, sah sie wehmüthig an, nahm ihre Hand und küßte sie.

— Wie ich aussehe? Wahrscheinlich recht schlecht und kläglich! sagte er trübe. Lassen Sie mich ein wenig bei Ihnen ausruhen, Donna Eugenia! Wir sind ja alte Bekannte und ich betrachte Sie als meine Freundin. Wenn ich Sie störe, so lassen Sie mich hier allein! Ich fühle, daß ich müde bin!

— Don Lotario! Sie sind krank! rief die Sängerin, als der junge Mann sich mit allen Zeichen einer tödtlichen Abspannung auf das Sopha setzte. Sie sind wirklich krank!

Sie klingelte, eilte fort und kam wieder. Don Lotario war in der That einer Ohnmacht nahe. Sein Gesicht war

weiß, wie das Taschentuch, das Donna Eugenia mit kölnischem Wasser befeuchtet hatte und mit dem sie ihm die Schläfe rieb.

— Jetzt ist mir besser, ja, mir ist wohl! flüsterte Don Lotario dann. Ich danke Ihnen, Donna Eugenia! Es ist doch ein wenig Freundlichkeit, und Besorgniß. Ich danke Ihnen!

Er sank in die Sophaecke zurück und schloß die Augen. So konnte er nicht sehen, wie erstaunt, bestürzt und überrascht die Sängerin war, wie ihre Wangen sich rötheten, wie ihr Busen sich hob und wie ihr ganzes Wesen Unruhe und Bestürzung aussprach.

Endlich, da sie einsah, daß der junge Mann entweder wirklich krank, oder wenigstens auf Höchste abgespannt sei, setzte sie sich neben ihn und bat ihn, von dem Wein zu trinken, den sie für ihn bestellt hatte. Er that es folgsam, wie ein Kind, und ohne nur einmal den Blick zu ihr zu erheben.

— Don Lotario, ich will Sie jetzt nicht fragen, denn Sie sind krank! sagte Donna Eugenia. Aber es muß etwas Außerordentliches gewesen sein, das Sie heut zu mir geführt hat.

— Ja, fragen Sie mich nicht! erwiederte Don Lotario matt. Ich werde Ihnen Alles sagen, nachher oder ein ander Mal. Lassen Sie mich jetzt hier sitzen. Hier bin ich wenigstens nicht allein, ich weiß, daß Jemand bei mir ist, der mich lieb hat. Oder haben Sie mich nicht mehr lieb — gar nicht mehr?

— Don Lotario — ich begreife Sie nicht!

— Sie werden es begreifen, Donna Eugenia. Ich bin sehr elend. Sagen Sie mir, waren Sie auch so elend, als ich Sie damals verließ?

— Aber Don Lotario! Fast muß ich glauben, daß Ihr Verstand —

— Ja, der ist schwach, mein Verstand. Ich fühle, daß

er schwach ist. Aber ich werde allmählich wieder vernünftig werden. Lassen Sie mich nur einige Minuten hier ausruhen. Wenn man Sie anderswo erwartet, so gehen Sie, Donna Eugenia, Sie werden zurückkehren, ich weiß es.

— Man erwartet mich nirgendwo; ich werde bei Ihnen bleiben.

— Ich danke Ihnen! ich danke! flüsterte Don Lotario und küßte ihr die Hand.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Donna Eugenia in jeder anderen Lage dem jungen Spanier auf eine ganz andere Weise gegenübergetreten sein würde. Zwar, daß sie ihn noch liebte, darauf deutete der Umstand, daß sie seinen Besuch überhaupt angenommen, daß sie ihn gern wiedersehen wollte. Aber vielleicht hatte sie nur die Absicht gehabt, ihn wegen seiner Kühnheit zu tadeln, ihn für immer zurückzuweisen. Nun aber kam Don Lotario krank, matt, fast geistesabwesend zu ihr. Er erschien ihr, wie ein Kind, wie ein Schwererkrankter, den man schonen müsse, und wenn es schon in der Natur des Mannes liegt, dem schwachen, leidenden Weibe Rücksicht und Mitleid zu erweisen, so ist dies noch mehr bei dem Weibe der Fall, wenn sie den Mann, den sie sonst so stark und gewaltig gesehen, plötzlich in der ganzen Schwäche der Hülfslosigkeit vor sich sieht. Donna Eugenia vergaß Alles, was sie vielleicht gegen Don Lotario hätte einnehmen können. Sie erinnerte sich nur noch ihrer Liebe, und ihr Herz kannte nichts mehr, als Zärtlichkeit und Mitleid.

So saßen sie eine Zeit lang neben einander, Don Lotario das Haupt tief gesenkt und die blasse Wange auf die Hand gestützt, Donna Eugenia das Auge besorgt, forschend und zärtlich auf die geliebten Züge gerichtet, die sie heut zum ersten Mal seit jener Katastrophe wiedersah.

— Donna Eugenia, sagte Don Lotario nach einer Pause mit matter Stimme, ahnen Sie, woher ich komme, wo ich war, ehe mich das Geschick zu Ihnen führte?

— Wie soll ich das ahnen? erwiederte die Sängerin, Ich wußte nicht einmal, daß Sie in Berlin waren.

— Ja, es ist wahr! flüsterte der junge Mann vor sich hin. Ich kam von Therese.

— Von Therese? stieß Donna Eugenia mühsam heraus. Aber — sprechen wir nicht davon!

— Ja, sprechen wir davon, sagte Don Lotario, um dann für immer zu schweigen. Ich kam von ihr, und sie hat mir erklärt, daß sie nicht mich, sondern einen Anderen liebe!

Donna Eugenia antwortete nichts, und da der Spanier seinen Blick noch immer auf die Erde gerichtet hatte, so konnte er nicht sehen, welche Todtenbläße ihr Gesicht überflog und wie dieser Bläße eine flammende Röthe folgte. Was mochte Donna Eugenia fühlen, als ihr der Mann, den sie so leidenschaftlich liebte, sagte, daß er von einer Anderen komme, als er ihr zu verstehen gab, daß die Zurückweisung dieser Anderen ihn so unglücklich mache! War das nicht eine tiefe Beleidigung? Oder dämmerte in Donna Eugenia die Hoffnung auf, daß der Geliebte nun zu ihr zurückkehren, ihr angehören werde? Jedenfalls dachte Don Lotario nicht an die Wirkung seiner Worte. Seine Gedanken hatten noch immer keine bestimmte Richtung angenommen. Sie schweiften hin und her, wie Nachtvögel über einem dunkeln Abgrund.

— Ich glaubte, Therese sei in Paris! sagte Donna Eugenia nach einer kurzen Pause.

— Sie kehrte mit dem Grafen nach Berlin zurück, antwortete Don Lotario.

— Und Sie folgten ihr nach Berlin? fragte die Sängerin weiter.

— Ja — ich ging zum Theil deshalb hierher, flüsterte Don Lotario.

— Und Sie werden sie nie wiedersehen, nie?

— Nie! antwortete der junge Spanier und durch sein ganzes Wesen schien ein elektrischer Schlag zu zucken.

Wieder trat eine Pause ein. Die Beiden blieben unverändert in ihren Stellungen.

— Don Lotario, sind Sie im Stande, mich anzuhören? fragte die Sängerin dann.

— Ja, ich glaube es, antwortete Don Lotario. Sprechen Sie!

— Ich weiß wohl, daß ich unrecht thue, Sie wiederzusehen, sagte die Sängerin. Ich hatte mir selbst das Wort gegeben, Ihre Nähe zu vermeiden, und daß Sie zu mir kommen könnten, hielt ich für unmöglich. Dennoch ist es geschehen. Das Schicksal hat uns wieder zusammengeführt. Ich will nicht von dem sprechen, was ich einst für Sie fühlte, Don Lotario. Das ist vorüber, Ihre eigenen Worte geben die Entscheidung, und die Erinnerung an jene für mich so demüthigende Stunde ist die schmerzlichste meines Lebens. Ich würde Sie vielleicht gehaßt haben, wären Sie mir ein ander Mal kühn und rücksichtslos gegenübergetreten. Jetzt kommen Sie als ein Kranker, Leidender, Trostbedürftiger. Ich will nicht an die Ursache Ihrer Leiden denken, ich will nur denken, daß Sie leiden. Sie brauchen eine Freundin, wie Sie sagen, ein Herz, das sich Ihrer annimmt. Ich will diese Freundin sein, und wenn meine Freundschaft und Theilnahme Sie trösten kann, so wird Ihnen dieser Trost immer zu Theil werden. Aber um Eins möchte ich Sie bitten — als Freundin bitten — geben Sie dem Schmerz nicht zu viel Raum. Sie sind jung — ach, Don Lotario, ich selbst weiß am besten, wieviel Sie besitzen, um Frauenherzen zu fesseln. Verzichten Sie nicht auf das Glück der Zukunft! Kaum kann ich mir denken, daß Therese Ihrer würdig war, wenn sie es über sich gewinnen konnte, Sie so kalt zurückzustoßen. Aber mag dem sein, wie ihm wolle — Sie sind jung, Ihr Herz wird heilen! Hat doch auch das meine sich beruhigen

müssen! Und weisen Sie den Trost der Freundschaft nicht zurück!

— Ich danke Ihnen, ich danke! flüsterte Don Lotario und dieses Mal küßte er ihre Hand mit Wärme und Innigkeit und erhob den Blick zu ihr. Sie wandte sich ab. Sie schien den Glanz dieser schönen Augen noch nicht ertragen zu können.

Wieder saßen sie nun lange Zeit schweigend neben einander. Was sollten sie auch sprechen. Don Lotario's Geist war umdüstert und die Sängerin mochte über die seltsame Fügung nachdenken, die ihr jetzt den geliebten Mann, gebrochen an Leib und Seele, zuführte.

Zu längeren Auseinandersetzungen war dies nicht der Abend. Wozu auch reden, wenn die Thatsachen so klar und deutlich sprachen! Donna Eugenia hatte den jungen Spanier geliebt und es ihm gestanden. Er hatte sie zurückgewiesen, weil er eine Andere liebte. Diese Andere hatte ihm jetzt gesagt, daß sie ihn nicht liebe. So kehrte er also zu Donna Eugenia zurück, um bei ihr Trost zu suchen. Das war klar und einfach.

Die Sängerin schickte den jungen Mann nach einem kurzen Abschied in ihrem eigenen Wagen nach Hause, und Don Lotario schlief wirklich, oder sank vielmehr in eine Betäubung, die den Schlaf ersetzte, da sie dem Verstande und dem Körper Zeit gewährte, frische Kräfte zu sammeln. Als er am anderen Morgen erwachte, glaubte er, Alles geträumt zu haben. Aber als er sich erinnerte, daß es Wahrheit sei, als er an seine Unterredung mit Therese dachte, zuckte es ihm wieder jäh durchs Herz und er war nahe daran, seine Fassung zu verlieren. Er entschloß sich also kurz, kleidete sich an und ging zu der Sängerin.

Sie empfing ihn so herzlich und freundlich, wie Don Lotario es nur erwarten konnte, ganz wie eine alte und vertraute Freundin. In Don Lotario war es jetzt freilich

klarer geworden, daß er in einem eigenthümlichen Verhältnisse zu ihr stehe. Aber Donna Eugenia war so ruhig und schien die Vergangenheit so ganz vergessen zu haben, daß auch Don Lotario seine Sicherheit wiedergewann und den Ton der Freundschaft annehmen konnte.

Es war ein schöner und klarer Morgen. Don Lotario fuhr mit der Sängerin durch die Stadt und die Umgebung. Am Mittag saß er neben ihr und ihrer Freundin Louise d'Armilly bei der Table d'Hote. Am Abend besuchte er mit ihr das Schauspiel.

Am anderen Tage begleitete er sie in die Probe und leistete ihr wieder bei Tische Gesellschaft. Nachdem sie mit großem Beifall gesungen, erwartete er sie in ihrem Wagen und geleitete sie nach dem Hotel, wo er noch einige Stunden bei ihr blieb.

Natürlich betrachtete ihn alle Welt als ihren Kavalier, um so mehr, da kein anderer Mann die beiden Damen begleitete, denn der alte Herr, unter dessen Schutz sie früher gereist waren, hatte wegen eines Krankheitsanfalles in England zurückbleiben müssen. Bald sprach man auch davon, denn die Schönheit und die Talente der Sängerin erregten Aufsehen, und man suchte in die Geheimnisse zu dringen, die ihre Vergangenheit und auch ihr gegenwärtiges Leben umgaben. Natürlich übertrieb man, wie immer.

Man erzählte sich bald eine Geschichte, daß an dem ersten Abend, an welchem die Sängerin aufgetreten, ein junger Spanier leichenblaß und halb wahnsinnig in das Theater gekommen sei und nachher fast gewaltsam Einlaß in die Wohnung der Sängerin verlangt habe. Es konnte kein anderer sein, als ein früherer Geliebter. Man sprach von einer heftigen Scene, die stattgefunden und von der Versöhnung, die allerdings wohl eingetreten sein mußte, da man die Beiden immer beisammen sah.

Don Lotario und Donna Eugenia ahnten nichts von

dieser Aufmerksamkeit, die sie in der Residenz erregten. Sie lebten jeden Tag wie den ersten. Wenn sie sich zeigten, so waren sie der Gegenstand allgemeiner Theilnahme und Jeder fand das Paar schön. Die Herren erklärten sich für Donna Eugenia, die Frauen für Don Lotario und mancher neidische und eifersichtige Blick flog auf die Beiden.

Auch in die stille Wohnung des Grafen Arenberg drang das Gerücht von dieser Wiedervereinigung. Natürlich war es Ratour, der es dort mit allen kleinen Einzelheiten erzählte, die ein Beisatz des leichtgläubigen Publikums waren. Er hatte gehört, daß Don Lotario bereits in London in einem sehr intimen Verhältnisse mit der Sängerin gestanden habe, von ihr aber wegen einer Untreue fortgeschickt sei. Er wußte auch, daß sie sich im offenen Wagen und hinter der Bühne leidenschaftlich umarmt haben sollten, und wußte das Alles so versteckt und absichtslos vorzubringen, daß Niemand an der Wahrheit zweifeln konnte. Genug, Graf Arenberg kam zu der Ansicht, Don Lotario sei ein ganz gewöhnlicher Abenteurer, vor dessen Umgang man sich und vorzüglich Damen hüten müsse. Was Therese über ihn dachte, sprach sie nie aus. Sie weigerte sich hartnäckig, das Theater zu besuchen, wenn Donna Eugenia sang, obgleich Ratour ihr den Vorschlag machte. Sie wurde auch mit jedem Tage trüber und von ihren Wangen verlor sich jenes erste zarte Roth, mit dem sie sich seit kurzer Zeit geschmückt hatten.

Der Antrag.

Einige Zeit war verflossen — die Sängerin befand sich immer noch in Berlin und Don Lotario war immer noch ihr beständiger Begleiter — als der Graf eines Nachmittags in Theresens Zimmer trat, und dieses Mal ohne vorhergegangene Meldung.

Thereſe ſaß in der Fenſterniſche, den Kopf tief niedergebeugt und, wie es ſchien ſo tief in Gedanken verſunken, daß ſie das Eintreten des Grafen und ſeinen Schritt auf den weichen Teppichen gar nicht hörte. Erſt als er ſanft ſeine Hand auf ihre Schulter legte, fuhr ſie auf.

— So träumeriſch, ſo gedankenvoll, mein liebes Kind! ſagte er mit ſeiner herzlichen, wohlthuenden Stimme. Was iſt das? Was ſind das wieder für trübe Gedanken?

— Es iſt nichts, lieber Vater! antwortete Thereſe — ſie nannte ihn oft mit dieſem Namen. Und dabei verſuchte ſie zu lächeln. Aber es gelang ihr nicht. Ihr Geſicht blieb wehmüthig.

— Nichts? Ei, das ſoll ich wohl glauben, wenn Ihnen faſt die Thränen in den Augen ſtehen! ſagte der Graf. Nein, Thereſe, ich weiß es recht gut, ſeit einiger Zeit haben Sie etwas auf Ihrem Herzen. Ich wollte Sie nicht beläſtigen. Aber ich kenne Ihre mädchenhafte Scheu. Einmal müſſen wir uns doch ausſprechen, und beſſer früher als ſpäter.

— Es iſt nichts, wirklich nichts! wiederholte Thereſe und verſuchte, gleichgültig auszuſehen.

— Ich laſſe mich nicht täuſchen, dieſes Mal gewiß nicht! ſagte der Graf. Ich muß darüber mit Ihnen ins Reine kommen, und ich habe dieſen Nachmittag dazu beſtimmt. Wäre es möglich, liebes Kind, daß eine alte Erinnerung mit erneuter Kraft in Ihnen aufgetaucht, daß jene Krankheit noch nicht ganz vorüber wäre?

— Sie meinen die Erinnerung an Paul? fragte Thereſe ruhig. Nein, lieber Vater, wirklich nicht. Ich habe ihn vergeſſen, wenn man eine ganz ruhige Rückerinnerung in dieſem Falle vergeſſen nennen kann. Ich habe ihn ganz und gar vergeſſen!

— Und iſt das aufrichtig gemeint? Legen Sie die Hand auf's Herz! ſagte Arenberg.

— Ich kann es mit gutem Gewiſſen! antwortete The-

rese und ihn klar mit ihren großen Augen anblickend, legte sie die Hand aufs Herz.

— Hm! meinte der Graf, den Kopf schüttelnd. Ich dachte, daß es das wäre. Aber ich sehe wohl ein, ich habe mich geirrt. Nun, vielleicht desto besser! Dann muß ich beinahe befürchten, daß etwas Neues und Anderes in Ihr Herz eingezogen ist.

— Befürchten, sagen Sie? fragte Therese. Früher hofften Sie auf ein solches Ereigniß.

— Ja, weil ich glaubte, daß es ein freudiges sein würde, erwiederte der Graf. Aber jetzt sehe ich, daß Sie dennoch traurig sind. Ihre Wangen werden blasser, und mein Auge, das Sie scharf überwacht, bemerkt Manches wieder von den Anzeichen, die mich früher in Unruhe und Betrübniß versetzten.

— Lieber, lieber Vater! sagte Therese bittend. Sie quälen sich um ein Nichts, um einen Schatten.

— Nein, nein! rief der Graf ernst. Ich verstehe Sie recht gut. Sie wollen mir einen Schmerz ersparen, Sie hoffen es allein überwinden zu können. Aber ich kann nicht ruhig zusehen. Ich muß wenigstens versuchen, zu helfen, zu lindern. Meine liebe Therese, die Jahre vergehen. Wenn Sie noch einige Jahre älter sind und wenn Sie in Ihrem Trübsinn fortfahren, so wird die Welt Ihnen nichts mehr bieten können, was Ihnen Freude macht. Wollen Sie sich denn nie, nie für etwas Bestimmtes entscheiden?

— Aber ich bin ja jetzt glücklich, ganz glücklich, mein liebster Vater! seufzte Therese.

— O, Kind, sagen Sie mir das nicht mehr! rief der Graf ernst. Ich weiß am besten, wie unglücklich Sie sind und wie sehr Sie sich bemühen, es zu verbergen. Lassen Sie mich also ganz aufrichtig zu Ihnen sprechen und geben Sie mir das Wort, mich ruhig anzuhören. Es handelt sich um ernste Dinge.

— Mit Freuden! Wie könnte ich Ihnen diesen Wunsch abschlagen! sagte Therese.

— Nun wohl! fuhr der Graf fort. Ich glaube selbst, daß Sie Paul jetzt vergessen haben. Ich sah deutlich die Zeichen, daß Ihr Herz gesund wurde. Es war damals, als Sie den jungen Lotario kennen lernten. Ich will offen sein, Therese, ich glaubte, daß Sie in ihm den Mann gefunden hätten, den Sie für würdig hielten, Pauls Stelle in Ihrem Herzen auszufüllen. Alle Anzeichen schienen mir dafür zu sprechen. Sie sahen ihn gern, Sie sprachen gern mit ihm. Ihr Auge belebte sich, wenn er kam, Ihre Wange wurde frischer, Ihre Gesundheit verbesserte sich täglich, selbst hier in Berlin, wo Sie ihn nicht sahen. Dennoch begann ich zu zweifeln, als ich die Ruhe sah, die Sie ihm hier zeigten. Don Lotario selbst machte mich an ihm zweifeln, und nach dem, was wir über ihn gehört haben, scheint er der Liebe meiner Therese nicht würdig zu sein. Es thut mir leid, sehr leid. Ich hatte auf diesen jungen Mann gehofft. Aber nun sehen Sie selbst ein, daß wir nichts von ihm erwarten dürfen, und ich glaube, daß dies Sie unglücklich macht, Therese. Habe ich Recht?

— Nein, Lieber Vater! antwortete Therese leise. Ich habe nie etwas von Don Lotario gehofft.

Der Graf schwieg eine Zeit lang nach dieser Antwort. Er hielt sie nicht für aufrichtig.

— Nun, dann habe ich mich getäuscht, um so besser! fuhr er darauf fort. Freilich ist mir Ihr Trübsinn dann ein Räthsel, für das ich keine Lösung finde. Aber es sei! Sie wissen, Therese, ich habe nie in Sie gedrungen, etwas zu thun, was Sie nicht aus freien Stücken thun wollten. Aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß das Leben eines Weibes nichts ist ohne die Liebe, oder, wir wollen sagen, ohne die Ehe. Jedes Weib muß seine Bestimmung erfüllen, Sie die Ihrige. Daß ich mich nie verheirathet

habe, hatte seinen Grund in beklagenswerthen Umständen. Das Glück und die hohe Wichtigkeit der Ehe aber habe ich stets erkannt und es würde mich aufs Tiefste schmerzen, wenn ich denken sollte, daß Ihnen dieses Glück ewig fremd bliebe. Allerdings ist die Liebe die erste Bedingung der Ehe. Aber da es möglich ist, daß Ihr Herz bereits jenem Einen Alles gegeben, was es an Liebe besaß, so bleibt Ihnen vielleicht nur die zweite Bedingung: die Achtung. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß man einen Mann, den man achtet, mit der Zeit auch lieben wird. Die Ehe knüpft neue Bande, ruft neue Gefühle hervor, die später süßer und heiliger sind, als diejenigen der leidenschaftlichen Liebe. Deshalb, Thereſe, frage ich Sie nun, ob Sie nie daran gedacht haben, falls Sie Niemand finden, den Sie lieben können, einen Mann zu heirathen, den Sie achten?

— Ich habe nie daran gedacht, bis jetzt! antwortete Thereſe ruhig.

— Dann bitte ich Sie, mein liebes Kind, meine Worte in ernste Ueberlegung zu ziehen! fuhr der Graf mit Wärme und Innigkeit fort. Nicht, daß ich Ihnen im Geringsten Zwang anthun wollte. Sie werden es sehen, daß ich es nie thun werde. Ihre Antwort mag ausfallen, wie sie wolle, ich werde sie stets achten. Aber ich halte es für meine Pflicht, mit Ihnen darüber zu sprechen und Ihnen wenigstens einen Vorschlag zu machen.

— Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür! sagte Thereſe.

— So hören Sie mich weiter an fuhr der Graf fort. Es hat Jemand um Ihre Hand bei mir angehalten und ich halte es für meine Pflicht, Ihnen das zu sagen. Es ist Herr de Ratour. Wir kennen ihn Beide seit längerer Zeit, und ich glaube, daß wir Beide nichts Wesentliches an seinem Charakter auszusetzen haben. Er ist bemüht, sich hier eine neue Stellung zu erwerben, nachdem er die alte in seinem

Vaterlande dadurch verloren, daß er seiner Ueberzeugnug treu blieb. Ich habe in ihm einen edlen und für alles Schöne begeisterten Menschen kennen gelernt. Daß er sich für Sie mehr interessirte, als man gewöhnlich thut, bemerkte ich längst und ich habe ihn nur um so schärfer beobachtet. Ich habe auch dem Abbé Laguidais geschrieben und ihn gebeten, noch einmal genaue Erkundigungen über ihn einzuziehen und mir das Resultat derselben mitzutheilen. Aber ich weiß bestimmt, daß sie nur günstig ausfallen werden, denn ich kann mich in einem solchen Charakter nicht irren. Heute Vormittag war er bei mir, ohne daß Sie es wußten, und machte mir seinen Antrag. Er sagte mir, daß er seit langer Zeit eine innige Neigung zu Ihnen gefaßt habe und daß er hoffe, daß auch Sie freundlich gegen ihn gesonnen seien. Er glaube dies aus Manchem bemerkt zu haben, und dies gebe ihm den Muth, bei mir um Ihre Hand anzuhalten. Er könne Ihnen freilich wenig bieten, aber da auch Sie sich nicht in glänzenden Umständen befänden, so hoffe er, daß die Vereinigung eine gleichmäßige sein werde. Binnen Kurzem werde man ihm wahrscheinlich eine Anstellung in der Schweiz gewähren, und dann sehe er sich in den Stand gesetzt, eine Frau heimzuführen und mit ihr angenehm, wenn auch nicht im Ueberfluß zu leben. Er bat mich, Sie um Ihre Meinung zu befragen, aber nicht in Sie zu dringen. Denn er wolle Ihre Einwilligung nur durchaus Ihrem freien Entschlusse verdanken. Ich habe hiernach seinen Wunsch erfüllt und Ihnen seinen Antrag wiederholt.

— Ich hatte etwas Aehnliches schon seit längerer Zeit erwartet, sagte Therese, als der Graf schwieg. Sagen Sie mir aber, ehe ich antworte, wie Sie über diesen Antrag denken, lieber Vater.

— Ich habe nichts gegen denselben einzuwenden, wie Sie wohl schon aus meinen früheren Worten entnommen haben werden, antwortete der Graf. Ratour sagt mir zu,

er ist ein Ehrenmann und ein frommes Gemüth. Ich glaube, daß eine Frau mit ihm glücklich sein kann. Er ist noch jung und dennoch reich an Erfahrung. Ferner bin ich überzeugt, daß keine eigennützigen Absichten ihn verleitet haben, diesen Antrag zu machen, da er keine Ahnung davon hat, wie ich einst gegen Sie handeln werde. Er betrachtet Sie nur als meine Pflegetochter, und wenn er vielleicht auch denkt, daß ich Ihnen einst eine kleine Summe in meinem Testament aussetzen werde, so kann er doch als ein junger und unterhaltender Mann überall dasselbe finden. Wäre er eigennützig, so hätte er eine weit bessere Gelegenheit, seinen Vortheil zu suchen. Er brauchte sich nur um die Gunst und die Hand der Madame Morrel zu bemühen, auf die er doch in seinem Verhältnisse zu ihr einen bedeutenden Einfluß ausüben könnte.

— Sie haben Recht, lieber Vater! sagte Thereſe und bemühte sich, ganz ruhig zu sein. Ich könnte Sie um Zeit zur Ueberlegung bitten, aber ich kann Ihnen meine Antwort sogleich geben. Zürnen Sie mir nicht, lieber Vater — ich beschwöre Sie darum. Aber Herr de Ratour wird nie mein Gatte werden, nie! Ich kann nie darin willigen!

Der Graf antwortete nicht sogleich. Es war dunkel in dem Zimmer geworden. Eine längere Pause trat ein. Thereſe hatte ihr Gesicht abgewendet.

— Nein, Thereſe, wie ich Ihnen gesagt habe, ich zürne Ihnen nicht! sagte der Graf dann. Sie haben gewiß Ihre Gründe, weshalb Sie einen Mann wie Ratour zurückweisen, und später werden Sie mir dieselben gewiß mittheilen, wenn Sie auch jetzt schweigen. Diese Angelegenheit ist also beendigt. Sprechen wir nicht mehr davon. Ich werde Herrn de Ratour sagen, daß ich Ihr Herz geprüft habe und daß ich gefunden, Sie hätten nicht das Gefühl für ihn, das er erwartet. Eine so direkte Antwort, wie Sie mir gegeben, könnte ihn beleidigen. Und da ich ihn lieb gewonnen habe,

so möchte ich ihn nicht gern aus meinem Hause verbannen. Ich bitte auch Sie deshalb, freundlich und gütig gegen ihn zu sein, wie früher. Ratour ist ein ernster und erfahrener Mann. Er wird sich mit Würde und Fassung in seine Lage zu finden wissen.

— Lieber Vater, ich danke Ihnen und ich werde Alles thun, was Sie wünschen! sagte Therese leise.

— Nun aber, mein Kind, zum letzten Male bitte ich Sie, seien Sie aufrichtig gegen mich! sagte der Graf. Welcher Kummer lastet auf Ihrem Herzen? Wenn es nicht Don Lotario ist, den Sie lieben, wenn Sie nicht mehr an Paul denken, wenn die Zögerung Ratours Sie nicht beunruhigte, was ist es denn, das Sie betrübt! Meine liebe Therese, ich beschwöre Sie, sagen Sie mir die Wahrheit! Es bedrückt mich tief, Sie leiden zu sehen!

Therese hatte sich erhoben, unruhig mit sich selbst kämpfend. Dann plötzlich schlang sie weinend ihre Arme um die Schulter des Grafen.

— Es ist Don Lotario, den ich liebe! rief sie im tiefsten Schmerze. Es ist Don Lotario!

Und dann riß sie sich los und eilte durch die Thür.

— Ich ahnte es! Ich ahnte es! flüsterte der Graf vor sich hin. Armes Kind, wie sollst Du je Ruhe finden! Wie soll Dein Herz je genesen!

Traurig und bekümmert kehrte er nach dem anderen Flügel des Gebäudes zurück, in dem sich seine Zimmer befanden und erwartete dort in düsterem Nachdenken die Ankunft Ratours, der um sieben Uhr hatte kommen wollen, sich den Bescheid zu holen.

Mit dem Glockenschlag erschien der Franzose, wie immer die Höflichkeit und Ergebenheit selbst und heut wirklich ein wenig unruhig, denn es handelte sich um eine wichtige Entscheidung, um das Gelingen eines fein angelegten Planes.

— Mein lieber Freund, sagte der Graf, sogleich auf

ihn zutretend und ihm herzlich die Hand schüttelnd, ich kann mich nicht verstellen. Sie werden es mir ansehen, daß ich Ihnen eine trübe Mittheilung zu machen habe. Ich habe Theresens Herz zu erforschen gesucht und es scheint mir, als fühle das arme Kind das nicht für Sie, was Sie erwarteten.

Ratour behielt vollkommen seine Fassung. Er fühlte, daß er sie behalten müsse. Er setzte sich schweigend und senkte den Kopf.

— Sagen Sie mir die volle Wahrheit, Herr Graf! sagte er dann. In Ihren Worten liegt noch ein Schimmer von Hoffnung. Aber ich weiß es, Therese hat entschieden Nein gesagt.

— Wenigstens hoffe ich selbst nicht viel und ich gestehe Ihnen, es thut mir leid, sehr leid! sagte der Graf herzlich. Aber Sie sind ein Mann, Sie werden sich in Ihr Schicksal finden. Und ich bitte Sie, geben Sie nicht alle Hoffnung auf. Theresens Herz ist zwar stark, aber sie ist immer eine Frau. Frauenherzen ändern sich bald. Seien Sie treu und beständig, bleiben Sie der Freund unseres Hauses und ich hoffe doch, daß Therese einst einsehen wird, daß sie keine bessere Wahl treffen könne!

— Wenn etwas mich trösten kann, so ist es Ihre wahrhaft großherzige Theilnahme, sagte Ratour, mit Wärme die Hand des Grafen drückend. Ich will noch hoffen, obgleich Theresens Charakter mich jetzt nicht mehr viel erwarten läßt. Ich will treu und beständig sein — ich kann auch nicht anders, denn ich liebe sie von Grund der Seele. Es wird mir schwer werden, in ihrer Nähe zu sein. Es ist immer ein bitteres Gefühl — aber —

— O nein, fürchten Sie sich nicht davor! rief der Graf. Kommen Sie zu uns, ganz wie früher. Ich kenne Therese. Sie wird Ihnen nicht die geringste Verlegenheit bereiten. Sie ist stark im Ueberwinden. Kommen Sie, zeigen Sie ihr,

daß Sie ein Mann sind, den man wenigstens achten muß, wenn man ihn nicht lieben kann — und das Andere wird sich finden! Geben Sie nur nicht alle Hoffnung auf, ich bitte Sie darum, lieber Freund!

Ratour erschöpfte sich in Danksagungen über die Güte des Grafen und pflichtete demselben endlich bei, daß man sich durch eine erste Zurückweisung nicht bestimmen lassen dürfe. Mit vieler Klugheit suchte er zu erforschen, ob Therese dem Grafen Gründe für ihre Antwort angegeben habe. Aber da das nicht der Fall war, so konnte ihm Arenberg darüber keine Auskunft geben. Er sagte offen, er wisse keinen anderen Grund, als jene Laune, von der sich auch die besten Frauen beherrschen lassen.

Ratour lehnte natürlich das Anerbieten des Grafen, den Abend über in seiner und Thereſens Gesellschaft zu bleiben, ab und sagte Adieu, nachdem er fest versprochen, seine Besuche nach wie vor fortzusetzen.

— Der Teufel hole dieses grillenhafte Frauenzimmer! murmelte er ingrimmig vor sich hin, als er über den Vorhof ging. Aber geht es nicht auf die eine Weise, so geht es auf die andere. Mein muß sie werden und soll sie werden!

Der Pavillon.

Unterdessen fuhr Don Lotario fort, der treue und unermüdliche Kavalier der Dame zu sein, die ihm in der unglücklichsten Stunde seines Lebens so viel Theilnahme und Herzlichkeit bewiesen hatte. Aber Niemand von all denen, die sie zusammen sahen, ahnten, welch eigenthümliches Verhältniß zwischen Beiden bestand und daß die Liebe mit dieser Verbindung nicht das Mindeste zu thun hatte. Denn so wie es in den ersten Tagen gewesen war, so blieb es in

den anderen. Don Lotario reichte der Sängerin die Hand, küßte die ihrige, gab ihr den Arm, wenn er sie führte — aber das war Alles. Wenn er selbst vielleicht einen Augenblick geglaubt hatte, es würde etwas wie Liebe in sein Herz einziehen, so sah er bald ein, daß er sich geirrt. Sein Herz blieb kalt. Es war ihm, als sei die Stelle leer, wo es sonst geschlagen, und nur, wenn er an Thereſe dachte, fühlte er dort einen dumpfen, stechenden Schmerz, einen wirklichen Schmerz, so daß er unwillkürlich zusammenzuckte und mit der Hand nach dem Herzen griff.

Ob auch Donna Eugenia ihm nur Freundschaft und Theilnahme widmete, wie es der Fall zu sein schien — das wäre freilich schwerer zu entscheiden gewesen. Sie war einmal zu weit gegangen, mußte also jetzt um so vorsichtiger sein. Aber wer Gelegenheit gehabt hätte, sie Beide allein zu beobachten, der würde bemerkt haben, wie liebeglühend und sehnsüchtig die Augen der Sängerin auf dem schönen, traurigen Gesicht Don Lotario's ruhten, wie sie oft ohne Grund erröthete und zusammenfuhr, und wie sie jede seiner Bewegungen mit ihrem scharfen, wenn auch ruhigen Auge bewachte. Dennoch geschah es mit so vieler Vorsicht, daß Don Lotario es unmöglich bemerken konnte. Und wäre Donna Eugenia selbst weniger vorsichtig gewesen, so würde es Don Lotario dennoch nicht bemerkt haben, denn so oft er auch mit ihr zusammen war, so hatte er doch fast keinen Blick für sie. Sein Auge hatte einen eigenthümlichen Ausdruck angenommen. Es schien stets in der Ferne zu suchen, stets in das Leere zu blicken.

Der Name Thereſe war zwischen ihnen nicht wieder erwähnt worden. Donna Eugenia schien darauf verzichtet zu haben, die Einzelnheiten jener Trennung zu hören, und Don Lotario mochte fühlen, daß eine solche Erzählung jetzt überflüssig sei.

So stand es mit den Herzen dieser drei Menschen, di

innerhalb derselben Ringmauer schlugen, als ein Zwischenfall eine plötzliche Wendung der Dinge herbeiführte.

Donna Eugenia war zu einem Hofkonzert befohlen worden und ein hoher Herr, der sich sehr für das Theater interessirte, führte sie dorthin. Don Lotario war also an diesem Abende seiner Pflichten als Kavalier überhoben und da die Luft angenehm lau durch die Thore einströmte, so dehnte er seinen gewöhnlichen Spaziergang unter den Linden weiter aus, kehrte dann zurück, erinnerte sich aber am Brandenburger Thor plötzlich, daß er noch einen nothwendigen Einkauf hatte machen wollen und daß es zu diesem vielleicht zu spät sei. Der Laden, nach dem er wollte, befand sich in der Leipziger Straße.

Er stand einen Augenblick still, um zu überlegen. Zwei Arbeitsleute gingen vorüber und er hörte den Einen sagen: Komm, wir wollen an der Mauer herumgehen! Es ist der nächste Weg. Wir sind dann gleich auf dem Leipziger Platz!

Don Lotario kannte jetzt das Deutsche genug, um diese Worte zu verstehen. Er entnahm daraus, daß es einen näheren Weg nach der Leipziger Straße geben müsse, und folgte den beiden Arbeitern, die an der Mauer, innerhalb derselben, entlang gingen.

Es zieht sich dort eine schmale Straße, eine sogenannte Kommunikation, zwischen der Stadtmauer und den Mauern der schönen Gärten hin, die von der Wilhelmstraße herüberreichen. Der Weg war dunkel — es war ungefähr acht Uhr Abends — und Don Lotario hatte keinen anderen Leitstern, als die Schritte der beiden Arbeiter, die vor ihm gingen.

Er war indessen noch nicht weit gegangen, als er plötzlich zu seiner Linken die entfernten und leisen Töne eines Klaviers und dazu den Gesang einer weiblichen Stimme hörte. Diese Stimme ließ ihn augenblicklich still stehen. So entfernt sie auch war und so leise sie auch klang, so erkannte er sie doch im Augenblick. Es mußte Therese sein.

Nun folgte ein kurzer, aber ungemein heftiger und wilder Kampf in dem Herzen des jungen Mannes. Sollte er der Stimme der Leidenschaft nachgeben, die in dieser Minute heftiger als je in seinem Herzen aufflammte? Oder sollte er die Vernunft sprechen lassen und weiter gehen? Was nützte es ihm, hier zu stehen und dem Gesange eines Weibes zu lauschen, das ihn so kalt, so herzlos zurückgewiesen hatte? Wozu die alten Schmerzen erneuern? Fort, fort!

Aber die Vernunft mag sprechen, so viel sie will, sie wird in einem solchen Falle stets von der Leidenschaft übertäubt. Wie kam Therese hierher? Weshalb sang sie? Vielleicht war sie nicht allein, vielleicht war Ratour bei ihr! Die Eifersucht gesellte sich zu der Leidenschaft, und ohne weiter zu überlegen, was er that, versuchte er nur, sich Therese zu nähern, sie zu sehen.

Eine ziemlich hohe Mauer umgab den Garten nach der Straße zu. Es wäre unmöglich gewesen, sie zu erklimmen, hätte Lotario nicht eine Thür gefunden, deren Schloß und Angeln ihm Anhaltspunkte boten. Geschickt und kräftig schwang er sich auf den Rücken der Mauer und sprang nun in den Garten hinab, der auf dieser Seite noch tiefer war. Don Lotario stürzte, er war sogar ein wenig betäubt. Aber ohne weiter viel daran zu denken, raffte er sich auf und ging dem Schalle des Gesanges nach, der jetzt heller zu ihm herüberdrang.

Gleich darauf sah er einen matten Lichtschimmer und die dunkle Masse eines Gebäudes, das sich schwach von dem dunklen Nachthimmel abzeichnete. Es war nicht groß und hatte die Form eines Pavillons. Don Lotario hatte denselben bemerkt, als er einst mit dem Grafen einen Spaziergang durch den winterlichen Garten machte. Auch hatte ihm Arenberg gesagt, er habe den Pavillon für Therese einrichten lassen und sie solle ihn beziehen, sobald es die Witterung erlaube.

Nun war es allerdings erst März. Aber das Wetter war in der letzten Zeit so lau und angenehm geworden, daß man wohl versuchsweise einige Tage in einem Pavillon zubringen konnte. Ohne Zweifel war also Therese die Sängerin.

Sie sang sehr einfache Lieder, von denen Lotario schon einzelne von ihr gehört hatte, deutsche Volkslieder, alle traurig und klagend. Von den meisten derselben kannte Don Lotario schon den Text. Diese Lieder stimmten nicht recht zu Liebesglück und Liebesfreude. Aber doch — manchmal gefällt sich gerade das Glück der Liebe in klagenden Melodieen. Don Lotario mußte wissen, ob Therese allein sei. Er hätte sonst keine Ruhe gehabt. Er wollte Gewißheit darüber haben, daß er Ratours wegen verschmäht worden — Gewißheit, um dann noch unglücklicher zu sein!

Aber diese Gewißheit war schwer zu erhalten. Denn wohin Lotario sah, waren die Fenster mit Vorhängen verhangen. Er lauschte, aber er hörte immer nur Thereſens Stimme. Wenn sie schwieg, war Alles still, keine zweite Stimme vereinigte sich auch nur im Gespräch mit der ihrigen. Sie mußte allein sein.

Nur ein Fenster — wie er endlich entdeckte — gestattete ihm einen Blick in das Innere, aber nicht unmittelbar in das Gemach, in dem sich Therese befand. Das Fenster führte zu einem Vorzimmer und zu diesem war die Thür geöffnet. Don Lotario sah, daß das Zimmer, in dem sich Therese befand, matt erleuchtet war, und er hörte hier die Töne des Gesanges deutlicher. Therese selbst sah er nicht.

Ungewiß darüber, was er jetzt noch thun solle, trat er wieder von dem Fenster zurück, als er plötzlich Schritte hörte, Sie waren leise und vorsichtig. Vielleicht kam der Graf, um Therese zu besuchen, vielleicht kam Ratour!

Don Lotario verbarg sich schnell. Er sah eine männliche Gestalt sich nähern, sehr langsam und vorsichtig. Sie

war größer, als die des Grafen Arenberg. Es mußte also Ratour sein, und in der That hatte der Ankommende in seinem ganzen Wesen Aehnlichkeit mit dem Franzosen. Don Lotario's Herz klopfte. Ratour wurde also in dem einsamen Pavillon von Therese erwartet, vielleicht selbst ohne Wissen des Grafen. Denn warum kam Ratour sonst so vorsichtig?

Ratour trat nicht in das Gebäude ein. Er blieb an demselben Fenster stehen, durch das Lotario geblickt hatte. Dann ging er um den Pavillon herum und kehrte wieder zu demselben Fenster zurück. Erst dann ging er nach der Thür und faßte an dieselbe. Aber sie schien von innen verschlossen oder verriegelt zu sein.

Erwartet wurde Ratour also nicht. Was wollte er denn hier? Therese belauschen? Don Lotario's Neugierde wuchs in dem Grade, als seine Eifersucht sich beruhigte. Er sah zwar nicht viel von Ratour, nur die Umrisse seiner Gestalt. Aber daß er es wirklich war, davon hatte er sich jetzt längst überzeugt.

Ratour machte sich jetzt an dem Fenster zu schaffen. Er drückte an dasselbe, er versuchte, es zu öffnen. Es gelang ihm nicht. Er zog deshalb endlich — wie es Don Lotario schien — ein Instrument aus der Tasche und schnitt in das Glas. Dann drückte er vorsichtig an die Scheibe, die jetzt zerbrach, ohne daß Lotario einen lauten Klang hörte. Darauf faßte er durch das Fenster und öffnete den Riegel von innen.

Alles das war so räthselhaft, so unerklärbar, daß Don Lotario jeder Bewegung des Franzosen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit folgte. Wie er vermuthet hatte, stieg Ratour durch das geöffnete Fenster ein, und nun folgte ihm Don Lotario und trat ebenfalls an das Fenster, um zu sehen, was folgen würde.

Leise und ohne daß Don Lotario etwas hörte, schlich

sich Ratour durch das Vorzimmer bis an die geöffnete Thür und blickte durch diese in das Zimmer Theresens. Diese hatte jetzt aufgehört, zu spielen und zu singen. Nur manchmal hörte Don Lotario noch einen matten und verworrenen Akkord, wie man ihn wohl in träumerischen Gedanken anschlägt. Wahrscheinlich saß Therese gedankenvoll vor dem Instrument.

Die Spannung Don Lotario's war jetzt aufs Höchste gestiegen. Ratour trat nicht in Theresens Zimmer. Er blieb an der Thür stehen und zog sich dann sogar einige Schritte zurück. Darauf zog er etwas aus seiner Manteltasche und machte eigenthümliche Bewegungen, als ob er etwas in das Zimmer Theresens hineinwürfe. Don Lotario sah es glänzen und glaubte deshalb, daß es Tropfen einer Flüssigkeit seien. Was sollte dieses räthselhafte Beginnen bedeuten? Was hatte Ratour vor?

Jetzt war Therese aufgestanden. Sie ging langsam durch das Zimmer und schien sehr blaß zu sein. Ratour zog sich zurück, so daß sie ihn nicht bemerken konnte. Ihre Schritte wurden allmählich langsamer. Sie fuhr sich zuweilen mit der Hand über die Stirn und blickte dann wie suchend durch das Zimmer. Darauf trat sie an das Fenster und öffnete den einen Flügel desselben.

Jetzt trat Ratour rasch durch die geöffnete Thür zu Therese. Im nächsten Augenblick war auch schon Don Lotario durch das Fenster in das Vorzimmer gesprungen und stand nun auf der Stelle, die Ratour vorher eingenommen hatte. Sogleich fiel ihm ein eigenthümlicher, angenehmer und betäubender Duft auf, der durch das Zimmer zog.

— Fräulein Therese, um Himmelswillen erschrecken Sie nicht, ich bitte Sie tausend Mal um Verzeihung! rief Ratour, in das Zimmer tretend. Erschrecken Sie nicht!

Don Lotario sah Therese bestürzt zurückweichen, mit allen Zeichen des Schreckens.

— Sie, Herr Ratour, und allein! Wo ist der Graf? Wie sind Sie hereingekommen? Die Thür war verschlossen.

— Nein, mein Fräulein, die Thür war offen! rief Ratour. Ich glaubte, der Graf sei bei Ihnen. Ich bitte Sie tausend Mal um Verzeihung. Ich will mich sogleich zurückziehen, wenn Sie es befehlen, ich sehe, daß Sie allein sind —

— Ich muß Sie allerdings bitten, mich zu verlassen, sagte Thereſe kalt und streng und suchte eine stolze und gebieterische Haltung anzunehmen. Aber es gelang ihr nicht. Der betäubende Duft schien bereits seine Wirkung auf sie zu äußern. Sie schwankte, suchte sich abermals zu fassen, trat einen Schritt zurück und stützte sich auf die Lehne eines Sopha's, der hinter ihr stand.

— Mein Fräulein — verehrteste, geliebte Thereſe, ich gehe, wenn Sie es befehlen! rief Ratour. Aber Sie können mich nicht im Ernst fortschicken wollen. Nein, nein! Und ich habe Ihnen so viel zu sagen. Ich habe den Augenblick, mit Ihnen allein zu sein, mit solcher Sehnsucht erwartet! O, Thereſe, wie tief haben Sie mein Herz verwundet, indem Sie dem Grafen sagten, daß Sie meine Bewerbung zurückwiesen! Grausame Thereſe, und doch liebten Sie mich, doch gaben Sie mir Zeichen, daß ich Ihnen nicht gleichgültig sei! Thereſe, weshalb waren Sie so kalt und streng! Sie lieben mich, ich weiß es. Weshalb täuschen Sie sich selbst!

— Verlassen Sie mich, Herr de Ratour! Augenblicklich! rief Thereſe. Hier ist nicht der Ort, um darüber zu sprechen. Sie sind ein Unverschämter. Fort — oder —

Abermals fehlte ihr die Kraft, und noch mehr als vorher. Sie sank auf das Sopha.

— O, Sie wollen mich täuschen, geliebter Engel! rief Ratour. Ich sehe, es ist nur die mädchenhafte Schüchternheit, die aus Ihnen spricht. Ihr Herz redet anders. Sie können mich nicht zurückweisen. Weshalb quälen Sie sich selbst? Weshalb gestehen Sie nicht ein, daß Sie mich lie-

ben? Es hört Niemand, als ich allein, und ich bin glücklich darüber!

Er sank vor ihr auf die Knie und ergriff ihre Hände. Thereſe verſuchte aufzuſpringen. Ratour drängte ſie zurück. Sie verſuchte, ihm ihre Hände zu entziehen, aber er hielt ſie feſt. Thereſe wollte mit ihm kämpfen — Don Lotario ſah deutlich, wie ſie ſich bemühte, Herrin über ſich ſelbſt zu werden und Kraft zu ſammeln. Aber die Wirkung der betäubenden Flüſſigkeit, die Ratour in das Zimmer geſpritzt, ſchien bereits zu ſtark zu ſein. Ihre Anſtrengungen wurden ſchwächer. Sie ſank mehr zurück.

— Angebetete Thereſe, ich weiß es jetzt, daß Sie mich lieben! rief Ratour triumphirend. Ich weiß es und ich bin ſelig darüber. O, ich möchte dieſen Augenblick nicht für Millionen hingeben. Weshalb ſagten Sie dem Grafen, Sie fühlten nichts für mich? Ja, ich that Unrecht, ich hätte mich an Sie ſelbſt wenden müſſen. Die Liebe darf nur zu der Liebe ſprechen! Und wenn Sie Paul noch nicht vergeſſen haben, ſo zürne ich Ihnen nicht deshalb. Denken Sie, ich ſei Paul! Laſſen Sie ſein Andenken in Ihnen fortleben und denken Sie, ich ſei es. O, blicken Sie mich nur ein Mal ſo an, wie Sie jenen Paul angeblickt, der Sie verlaſſen hat!

Er zog ſie an ſich. Thereſe ſchien nicht mehr im Stande zu ſein, ſich zu vertheidigen. Ratour ſetzte ſich neben ſie, umſchlang ſie, küßte ihre Hände und verſuchte dann, ihre Lippen zu küſſen.

— O, Sie ſind jung, Thereſe! Auch ich! rief Ratour. Ueberlaſſen Sie ſich nicht länger dem Schmerze um die Vergangenheit. Genießen Sie das Leben, Ihr jugendliches Leben. Drückt meine Hand die Ihre nicht ſo warm, wie die Pauls? Iſt mein Arm nicht kräftig, wie der ſeine? Fort mit der düſteren Vergangenheit! Die Lippen eines Vergeſſenen können Sie nicht mehr küſſen. Lieben Sie mich, die

lebendige Gegenwart! Wie darf eine so schöne Blume verwelken und freudenlos sterben!

Er zog sie mit Gewalt an sich, seine Lippen berührten die Lippen Theresens. Aber mit dieser letzten Gewaltthat schien auch die jungfräuliche Kraft Theresens zurückzukehren, vor dieser Entweihung schien der Zauber der Betäubung, die Wirkung des schändlichen Mittels zu weichen. Therese stieß einen Schrei aus und raffte sich auf. Ihre Wangen glühten, ihre Lippen waren geöffnet. Sie stieß Ratour zurück und wollte aufspringen. Aber jetzt schien auch Ratour seine ganze Kraft zu gebrauchen. Er umschlang das schwache Mädchen mit seinen gewaltigen Armen.

Dennoch verlieh die Verzweiflung der Wehrlosen noch ein Mal die Kraft, ihn zurückzustoßen und sich aus seinen Armen zu winden. Sie wollte forteilen. Ratour hielt sie zurück.

— Gott, mein Gott, rette mich! rief sie verzweifelnd. Lotario! Ach, Lotario!

Ratour ergriff sie jetzt mit einer Gewalt, die an Grimm grenzte. Aber in diesem Augenblick stand auch Lotario vor ihm und die Faust des jungen Spaniers fiel auf die Stirn Ratours, so daß dieser mit einem dumpfen Schrei zurücktaumelte.

— Verbrecher! Elender Verbrecher! stieß Lotario, fast sprachlos vor Zorn, hervor. Fort, Schurke, fort, oder ich tödte Dich auf der Stelle. Fort!

Aber Ratour hatte wirklich für einen Augenblick die Besinnung verloren und war auf das Sopha getaumelt. Auch Therese lag ohnmächtig in dem Arm, den Don Lotario um sie geschlungen, und der junge Spanier ließ sie sanft niedergleiten.

So stand er vor den beiden Betäubten, überselig, glücklich — denn dieser einzige Augenblick hatte ihm verrathen, was in Theresens Herzen vorging. Wie hätte sie in einem

solchen Augenblick seinen Namen rufen, gerade ihm ihren Verzweiflungsschrei zusenden können, wenn sie ihn nicht von ganzer Seele liebte, wenn ihr Herz nicht ganz und gar von dem Gedanken an ihn erfüllt war?

Der Schlag, den Don Lotario gegen Ratour geführt hatte, mußte stark gewesen sein, denn noch hatte sich der Franzose nicht von seiner Betäubung erholt. Auch Therese lag noch regungslos auf dem Sessel, auf den sie Lotario hatte gleiten lassen. Der junge Mann benutzte deshalb den Moment, um die Fenster zu öffnen, damit frische Luft einströme und der betäubende Duft sich verliere.

Therese war die Erste, die ihr Auge aufschlug und den Blick mit dem Ausdruck der freudigsten Ueberraschung und der zärtlichsten Verwirrung auf ihn richtete. Sie wollte sich erheben, sie bemerkte Ratour nicht.

— Bleiben Sie, bleiben Sie! rief Don Lotario. Gönnen Sie sich einen Augenblick Ruhe!

Jetzt erhob sich auch Ratour. Sobald er den jungen Spanier erkannte, schien ihm die Lebenskraft und die Besinnung blitzschnell zurückzukehren. Er sprang fast auf und stand vor dem jungen Mann, ihn mit einem wüthenden Blick vom Kopf bis zum Scheitel messend. Don Lotario erwiederte diesen Blick mit der größten Ruhe.

— Also Sie, Sie waren es! rief Ratour wüthend. Ha, ich will mich rächen!

— Gehen Sie, Sie sind ein ganz elender Schurke! sagte Don Lotario verächtlich. Gehen Sie, Sie wissen, weshalb ich geschwiegen habe. Sie haben mich belogen. Nun ist meine Geduld zu Ende. Ihre Zeit ist um!

— Und die Ihre auch! rief Ratour außer sich vor Zorn. Ah, Täubchen! rief er dann, sich zu Therese wendend, deshalb waren Sie so spröde, weil Sie diesen hier erwarteten? O, ich würde mich schämen, die Gunst eines solchen Menschen mit einer Sängerin zu theilen!

— Sagen Sie noch ein Wort und ich schlage Sie nieder! rief Lotario mit donnernder Stimme. Verlassen Sie diesen Ort, ich rathe es Ihnen! Verlassen Sie Berlin!

— Ja, ich werde gehen, aber nicht aus Berlin! rief Ratour höhnisch. Das Wort eines Abenteurers wird mich nicht von hier vertreiben. Nehmen Sie sich in Acht, Don Lotario! Ihre Zeit dürfte eher um sein, als die meinige, und hüten Sie sich, zu sprechen. Sie wissen, wer ich bin, und daß meine Feinde sich hüten müssen!

— Ja, ich weiß, wer Sie sind, Elender! rief Lotario. Und erwarten Sie kein Wort, keine Antwort mehr von mir. Es ist eine Schande, mit Ihnen zu reden!

— Er wird daran denken — lange noch! murmelte Ratour. Dann nahm er seinen Mantel und Hut, und einen höhnischen und ingrimmigen Blick auf die Beiden werfend, verließ er das Zimmer und den Pavillon, dessen Thür er gewaltsam aufriß.

Nun trat einer jener Momente ein, die sich vielleicht mitfühlen, aber schwer schildern lassen. Eine tiefe, heilige Stille schien plötzlich auf das Zimmer herabgesunken zu sein, in welchem eben noch die harten Worte der beiden streitenden Männer ertönt waren. Die frische Abendluft strömte kräftig durch die geöffneten Fenster. Therese saß auf dem Sessel, denselben Blick der Liebe und Dankbarkeit auf Don Lotario richtend, und der junge Mann stand vor ihr, zuerst noch stolz dem Franzosen nachschauend und dann sein Auge zu ihr wendend.

Als er dieses Auge voll Liebe, Dankbarkeit und Zärtlichkeit sah, schwand der stolze Ausdruck seines Gesichtes und unwillkürlich sank er nieder auf die Kniee, beugte sein Haupt und drückte seine Stirn auf ihre Hand, die er ergriffen hatte.

— Therese, Therese! sagte er. Sie haben mich sehr gequält, sehr unglücklich gemacht.

— Es war Ihre Schuld, Don Lotario, erwiederte sie sanft. Sie haben mich dazu gezwungen.

— Weshalb sagten Sie mir nicht ein freundliches Wort, das mir Hoffnung machte?

— Wie konnte ich das, da Sie so anmaßend, so eifersüchtig waren auf jenen Menschen, der mich stets gleichgültig gelassen hatte, den ich nur duldete, weil er ein Freund des Grafen war!

— Und Sie liebten mich immer, Therese? Immer? fragte der junge Mann.

— Ja, Don Lotario, ich kann es nicht mehr verbergen, immer! Seit den ersten Tagen, in denen ich Sie sah, fühlte ich, daß Sie es sein würden, der mich wieder lieben lehrte. Aber mein Herz war mißtrauisch geworden. Ich zweifelte an mir selbst. Und wie konnte ich Ihnen Hoffnung machen, da ich Sie doch kaum kannte? Sollte ich zum zweiten Male unglücklich lieben? Sollte ich wieder meine Seele an ein Herz hingeben, das vielleicht zuletzt das doch nicht empfand, was ich erwartete? Und, Don Lotario, fast fürchte ich, ist es jetzt so — Sie lieben mich nicht!

— Therese! rief der junge Mann. Um Gottes Willen, sprechen Sie nicht so! Ich habe gefürchtet, zu unterliegen, ich habe mit dem Selbstmorde, mit dem Wahnsinn gekämpft, nur weil ich glaubte, daß ich Ihnen gleichgültig sei. Sagen Sie Alles, Therese, nur sagen Sie nicht, daß ich Sie nicht liebe. Sie haben keine Ahnung von den Qualen, die ich erduldet. Sie wußten wenigstens, daß ich Sie liebte!

— Nein, Don Lotario, ich wußte es nicht. Alles, was ich glauben konnte, war, daß Sie mir eine flüchtige Neigung zugewandt, daß Sie mit meinem Herzen spielen wollten, wie mit dem Herzen der Madame Morrel und der Sängerin.

— Madame Morrel? Donna Eugenia? rief Lotario überrascht. Was wollen Sie damit sagen? Nie, nie ist es mir in den Sinn gekommen, diesen beiden Frauen auch nur

ein einziges Wort zu sagen, das auf Liebe hätte hindeuten können.

— Don Lotario, ich beschwöre Sie, täuschen Sie mich nicht! rief Thereſe im bitterſten Schmerze. Ich würde dieſes zweite Unglück nicht ertragen können. Spielen Sie nicht mit meinem Herzen. Ich würde Ihre Untreue nicht überleben! Sie haben mich in mancher Beziehung getäuſcht. Während Sie ſagten, daß Sie nur Ihren Studien lebten, uns deshalb ſo ſelten beſuchten, haben Sie geſpielt und mit andern Damen geſcherzt. Sie haben nach der Hand und Gunſt der Madame Morrel geſtrebt, Sie haben Donna Eugenia im offenen Wagen umarmt. Und Sie glauben noch, daß ich nicht unglücklich geweſen bin — ich, die ich endlich wieder einen Mann liebte, in deren Herz aufs Neue die Wonne der Liebe einzog und die ſich nun ſagen mußte, daß ihre Wahl auf einen Unwürdigen gefallen ſei?

— Thereſe, Thereſe! Ich glaube zu träumen! rief Don Lotario. Wer hat Ihnen dieſe Phantaſien in den Kopf geſetzt? Welcher Dämon hat Ihnen dieſe Bilder vorgeführt?

— Es war Ratour, der uns das Alles ſagte! antwortete Thereſe weinend.

— Ratour? O, der Schurke! Es war ihm nicht genug, mich zu belügen, er hat auch Sie betrogen! Ich würde dieſen Elenden zur Rechenſchaft ziehen, wenn es nicht die Sache der Juſtiz wäre, ihn zu ſtrafen. Thereſe, er hat Sie ſchändlich belogen! Hören Sie die volle Wahrheit und verlieren Sie kein Wort von dem, was ich ſage!

Und nun ſchilderte er ihr kurz, leidenſchaftlich und in den flüchtigſten Umriſſen den ganzen Zuſtand ſeiner Seele, ſeit er ſie kennen gelernt, ſeine Bekanntſchaft mit Ratour, mit Donna Eugenia, ſein Verhältniß zu Madame Morrel. Thereſe lauſchte ihm mit fliegender Ungeduld. Ihre Hand, die auf ſeiner Schulter ruhte, drückte ihn mit jeder Minute

wärmer, ihre Augen leuchteten auf, ihr ganzes Wesen schien sich zu heben. Sie schien eine ganz Andere zu werden.

— Wie? rief sie. Sie wußten, daß Ratour ein solcher Verbrecher war, und Sie sagten es nicht? Sie vernichteten ihn nicht mit einem Schlage?

— Ich konnte es nicht, Thereſe, ich durfte es nicht, antwortete Lotario. Er kam zu mir, er sagte mir, daß Sie ihn liebten, daß es seine Pflicht sei, Ihr Herz zu heilen, daß ich Sie Beide durch meine Entdeckungen unglücklich machen würde, und ich mußte schweigen, um Ihretwillen, Thereſe. Aber daher auch mein Unmuth, mein Groll!

— O, Don Lotario, nun sehe ich, daß Sie meiner Liebe würdig sind, daß mein Herz die Wahrheit sprach, als es mich zu Ihnen hinzog! rief Thereſe begeistert. Wer sich so weit überwinden konnte, der kann keiner Schlechtigkeit fähig sein. Ratour hat mich betrogen. Ach, Don Lotario, wie glücklich hätten wir längst sein können, ohne diesen Elenden!

Die Erklärungen waren nun vorüber, oder wenn sie gegeben wurden, so waren sie flüchtig und hastig, erstickt von heißen Küssen, Thränen Thereſens und leidenschaftlichen Händedrücken Lotario's. Die Stunde, die diese beiden gequälten Herzen vereinigte, hatte endlich geschlagen. Sie hatten sich gefunden. Der einsame Pavillon war der erste Zeuge ihres Glückes. Ratours Bubenstück, die Schandthat dieses Menschen, der durch ein Verbrechen die Herrschaft über Thereſe erlangen wollte, die sie ihm freiwillig versagte — hatte die Entscheidung herbeigeführt. Ihre Seelen hatten sich vereint für immer. — —

Und was that Ratour während dieser Zeit? Was that er, nachdem er zuerst hastig durch den nächtlichen Garten geschritten war, wilde Flüche vor sich hinmurmelnd und oft im Begriff, umzukehren, um denjenigen zu tödten, der so zur Unzeit gekommen war, seinen verbrecherischen Plan zu vernichten?

Er schritt schnell bis an das Hauptgebäude. Dort aber stand er still, um zu überlegen. Er stand lange dort, denn es war nicht leicht, einen Ausweg aus diesem Labyrinth von Gefahren zu finden, in die er sich durch seine Schlauheit gestürzt hatte. Endlich aber war sein Entschluß gefaßt. Hastig trat er in das Gebäude und ging sogleich zu dem Grafen.

— Herr Graf — rief Ratour mit erkünstelter Entrüstung und zum Theil auch wirklich aufgeregt und zornig — Herr Graf, verzeihen Sie mir, daß ich Sie störe. Aber es ist das letzte Mal, daß ich dieses Haus betrete. Sie und ich sind schändlich betrogen worden, betrogen von einem Mädchen, das Tugend und Sprödigkeit heuchelte, während sie es nicht für unter ihrer Würde hielt, im Geheimen Umgang zu haben mit einem Menschen, von dem jedes andere Mädchen sich zurückziehen würde, um nicht ihre Ehre zu beflecken!

Der Graf war aufgesprungen und starrte den Franzosen entsetzt an.

— Ja, es ist so! rief Ratour bitter und höhnisch. Hören Sie mich nur einen Augenblick an und urtheilen Sie selbst. Ich gestehe mein Unrecht ein. Nicht zufrieden mit der Antwort, die Sie mir in Bezug auf meinen Antrag gegeben, beunruhigt und von leidenschaftlicher Liebe erfüllt, wollte ich Thereſe selbst um eine Erklärung bitten. Ich kam heut Abend. Man sagte mir, daß Sie in Ihrem Arbeitszimmer seien und Thereſe sich in dem Pavillon befände. Ich hielt den Augenblick für günstig. Meine Liebe sollte meine Kühnheit entschuldigen und ich ging dreist nach dem Pavillon. Ich fand die Thür verriegelt, aber ich hörte Stimmen und Geflüster im Innern, Thereſens Stimme und eine Männerstimme, die mir bekannt klang. Von Unruhe und Eifersucht gequält, drückte ich die Scheibe eines Fensters ein und betrat den Pavillon, entschlossen, mir Gewißheit zu

verschaffen. Ich sah Thereſe und Don Lotario in einer Umarmung, in einer Lage — Herr Graf, ich kann nicht weiter sprechen! So hat dieſes Mädchen Sie und mich getäuscht, und während ſie in der Erinnerung an ihren einſtigen Geliebten zu leben ſchien, verſchmähte ſie es nicht, mit gewöhnlichen Dirnen und der Sängerin, vielleicht auch mit Madame Morrel, die Gunſtbezeugungen eines Spielers und Abenteurers zu theilen. Das Urtheil darüber überlaſſe ich Ihnen ſelbſt. Man hat mich bemerkt und wahrſcheinlich wird man es verſuchen, Ihnen ein Märchen aufzubürden, falls dieſe Beiden ihre Frechheit nicht gar ſo weit treiben — wie ich faſt vermuthe — auch jetzt noch ihr verbrecheriſches Spiel weiter zu treiben, darauf hoffend, daß ich meinen Unwillen verbergen und mich entfernen würde. Aber ich konnte es nicht. Ihnen wenigſtens wollte ich reinen Wein einſchenken, damit Sie Ihre Maßregeln danach nehmen können!

— Es iſt unmöglich, unmöglich! rief der alte Graf, ſtarr vor Entſetzen. Daß ſie Don Lotario liebt, das wußte ich. Aber daß ſie ſo weit gehen könnte — nein, es iſt unmöglich!

— So überzeugen Sie ſich ſelbſt! rief Ratour. Es thut mir leid, ſehr leid, Herr Graf, nur um Ihretwillen! Ich achte und ehre, ich liebe Sie wie einen Vater, und ich bedaure es tief, daß Ihre Gutmüthigkeit dazu benutzt worden iſt, um Sie ſo bitter zu täuſchen. Ich werde nun Ihr Haus nicht wiederſehen. Adieu! Thun Sie, wie Sie handeln müſſen!

Und der Schurke war frech genug, ſein Taſchentuch an die Augen zu führen, als ob er die Thränen derſelben trockne, und ſich in gebeugter, kummervoller Haltung raſch zu entfernen.

Der Graf ſtand noch immer wie betäubt. Er ſchien dieſe entſetzliche Anklage nicht glauben zu können. Er zit-

terte, setzte sich mehrmals nieder, stand dann wieder auf und schien nach Kraft und Fassung zu suchen. Endlich ermannte er sich, griff nach seiner Mütze und eilte in fast jugendlicher Kraft und Hast durch den Garten nach dem Pavillon.

Ratour hatte vermuthen können, welche Scene, welche Erklärung jenem Auftritte folgen würde. Er hatte vorausgesehen, daß der Graf die Beiden in einer Situation treffen würde, die seine Verleumdungen zu bestätigen schien. Als der Graf erhitzt und hastig in das Zimmer trat, hielten sich Don Lotario und Therese glückselig und Alles vergessend umarmt.

— Elender! rief der Graf mit einer Stimme, die Niemand bei ihm vermuthet hatte, Elender, Sie haben mich getäuscht und betrogen, Sie haben sich bei mir eingeschlichen, um Therese zu verführen. Fort, fort aus meinen Augen! Und auch Sie, Therese, Sie haben mich bitterlich betrogen, ich hätte es nimmer, nimmermehr geglaubt! Ich hoffte, Sie würden mir, Ihrem zweiten Vater, Vertrauen schenken, aber — aber —

Hier verließ den alten Mann seine Kraft. Der Schlag war zu hart für sein weiches Gemüth. Er weinte schmerzlich und qualvoll und drückte die Hände vor das Gesicht.

Don Lotario und Therese waren erschreckt und bestürzt aufgesprungen.

— Ratour hat uns verrathen und verleumdet! rief Lotario. Herr Graf, ich bitte Sie, hören Sie die volle Wahrheit! Ratour hat Sie betrogen, auch mich, auch Therese!

— Vater, lieber Vater, ja, der Elende hat uns Alle getäuscht! rief auch Therese, und auf den Grafen zueilend, schlang sie liebevoll ihre Arme um ihn.

Aber der Graf stieß sie zurück, wenn auch nicht unsanft, doch kräftig.

— Wollt Ihr auch jetzt noch mich täuschen? rief er, halb zornig, halb weinend. Schämen Sie sich, Don Lotario, dieses arme Mädchen zu verführen! Und auch Sie, Therese, o, ich hätte Sie nimmer für so schwach gehalten. Ich glaubte Sie stark, tugendhaft und edel! Aber die Welt ist schlecht, sehr schlecht, ich sehe es ein. Meine liebsten Freunde verrathen mich!

Nun folgten hastige Erklärungen. Lotario und Therese überstürzten sich in Betheuerungen, Bitten und Anklagen Ratours. Es war unmöglich, daß der Graf durch dieses Gewirr von Reden auch nur den geringsten Aufschluß erhalten konnte. Er war betäubt, nicht überzeugt.

— Verlassen Sie dies Haus augenblicklich, Don Lotario! sagte er fest. Mögen Sie schuldig oder unschuldig sein. Jedenfalls will ich mich überzeugen, wer mich verrathen hat. Theresens Ehre verlangt, daß Sie keine Minute lang in Ihrer Gesellschaft gesehen wird. Verlassen Sie das Haus, und wagen Sie nicht eher in dasselbe zurückzukehren, als bis ich Sie ausdrücklich rufen lasse. Sie aber, Therese, kommen Sie! Vielleicht gelingt es mir, Ihr verirrtes Herz auf den Pfad der Tugend und des Rechts zurückzuführen. Kommen Sie sogleich!

Einen Augenblick lang kämpfte Don Lotario mit sich selbst. Dann überwand er den Unmuth, der in ihm aufsteigen mochte, grüßte ehrerbietig den Grafen und ging nach dem Vorderhause. Nur einen Blick warf er noch auf Therese und nur einen Blick erhielt er noch von ihr. Aber dieser Blick reichte aus, ihn für eine Zeit lang glücklich und stark zu machen.

Die Verbündeten.

Ratour verließ nicht sogleich voller Entrüstung das Gebäude, wie es geschienen hatte; sondern da er es für seine Zwecke weit geeigneter hielt, vor allen Dingen zu wissen, wie das Zusammentreffen des Grafen mit Don Lotario ausfallen würde, so kehrte er nach dem Garten zurück, folgte dem Grafen bis zum Pavillon und hörte einen Theil der Unterredung desselben mit den beiden Liebenden. Im Allgemeinen entsprach der Schluß dieser Unterredung den Erwartungen Ratours. Er sah, wie Don Lotario sich entfernte, und folgte diesem, bis er bemerkte, daß sich der junge Spanier nach seiner Wohnung begab. Dann ging er selbst nach Hause, aber nicht nach seinen eigenen Zimmern.

Rücksichtslos wie immer begab er sich trotz der späten Stunde ohne weitere Anmeldung nach demjenigen Stock des Hauses, den Madame Morrel bewohnte. Er hatte noch Licht in ihrem Wohnzimmer gesehen, vermuthete also, daß sie noch wach sei.

Er hatte sich nicht geirrt. Valentine, bleicher und trauriger als je, saß noch bei der Lampe und schien zu arbeiten. In der That aber weinte und träumte sie. Bei dem Eintreten Ratours fuhr sie erschreckt auf.

— Beruhigen Sie sich, Madame, und bleiben Sie still sitzen! sagte er, ohne Weiteres einen Stuhl nehmend und sich neben sie setzend. Ich mußte Sie heut noch sprechen, und zwar in einer wichtigen Angelegenheit, die Sie so gut betrifft, wie mich. Schenken Sie mir ein aufmerksames Gehör, denn ich muß mich kurz fassen.

— Ich höre! antwortete Valentine nicht ohne inneres Erbeben.

— Meine Existenz hier in Berlin ist bedroht, sagte Ratour. Die französische Regierung hat ermittelt, daß ich mich

hier aufhalte, und da sie mir dieses Asyl nicht gönnt, so sucht sie die preußische Regierung zu veranlassen, mich zu vertreiben. Durch die bloße Angabe, daß ich ein Napoleonist sei, würde ihr dies nicht gelingen. Die preußische Regierung würde in meiner Parteinahme für Louis Napoleon keinen Grund sehen, mir den Aufenthalt hier zu versagen. Deshalb wird man andere Dinge gegen mich vorbringen. Ein Bekannter, der mit dem Attaché der Gesandtschaft vertraut ist, hat es mir gesagt. Man wird behaupten, daß ich an einigen anderen Vergehen oder Verbrechen — wie man es nun nennen will — Theil genommen, und wird auf Grund dessen meine Auslieferung oder Ausweisung verlangen. Unglücklicher Weise habe ich keinen einzigen Freund oder Bekannten, der hier für mich bürgen könnte. Sie sind die Einzige, auf die ich rechnen kann. Ich hoffe, Sie werden mir Ihre Unterstützung nicht versagen, Madame.

— Gewiß nicht! antwortete Valentine furchtsam und erwartungsvoll.

— Sie kennen meine Vergangenheit nicht, fuhr Ratour fort, und es ist überflüssig, Sie mit derselben bekannt zu machen. Aber möglicher Weise erkundigt sich die hiesige Regierung bei Ihnen nach meiner Bekanntschaft mit Ihnen. Sie werden dann sagen, daß ich schon früher in Paris mit Ihrem Manne und Ihrer Familie bekannt gewesen und daß wir uns dort häufig gesehen haben. Das Anderweitige und wie ich mit Ihrem Manne im Gefängniß zusammengekommen, wissen Sie ja. Ihr Gewissen werden Sie damit nicht beschweren. Es ist eine gerechtfertigte Nothlüge, die ich den falschen Angaben der französischen Regierung entgegensetzen muß. Also — wir und Ihr Mann haben uns in Paris schon gekannt und viel gesehen, ich war damals Arzt. Sie verstehen mich. Ihre Aussagen dürfen keine anderen sein. Sie werden das sagen, wenn man Sie fragt?

— Ja, Herr de Ratour! antwortete Valentine schüch-

tern. Obgleich dieses geheimnißvolle Wesen, diese Art und Weise, wie Sie mit mir umgehen, mich durchaus nicht befriedigen können.

— Davon ist jetzt nicht die Rede! sagte Ratour. Ich weiß, was Sie meinen. Daß Ihre Verwandten nicht an Sie schreiben, dafür kann ich nicht. Ich darf mich jetzt nicht von Berlin entfernen, um Sie zurückzuführen. Hier ist jetzt mein einziger Stützpunkt. Sollte es aber nöthig sein, so reisen wir zusammen nach Paris und ich übergebe Sie Ihrem Schwager. Vielleicht bin ich dort ebenso sicher, wie hier.

— Es wäre mir jedenfalls das Angenehmste, was Sie thun könnten! sagte Valentine.

— Nun ja, wenn es die Umstände mit sich bringen! sagte Ratour. Vergessen Sie nicht, Madame, daß das, was ich für Sie gethan, nur aus Freundschaft für Ihren Mann geschah und daß Sie mir wohl einige Erkenntlichkeit dafür schuldig sind.

Valentine flüsterte einige unhörbare Worte und schwieg dann ganz.

— Ich würde sehr böse sein, wenn Sie meinen Wunsch nicht erfüllten, fuhr Ratour dann fort. Sie sind in der letzten Zeit sehr zurückhaltend gegen mich gewesen. Ich muß also fürchten, daß Sie etwas gegen mich haben. Lassen Sie sich durch diese Abneigung — für die ich übrigens keinen Grund weiß — nicht dazu verleiten, meinen Wunsch nicht zu berücksichtigen. Ich gestehe Ihnen offen, daß ich mich dann rächen würde, rächen an Ihnen und an Ihrem Kinde. Merken Sie sich das!

Damit erhob er sich, und ohne weiter ein Wort zu sagen, verließ er die erschreckte Frau.

Er weckte seine schlafenden Diener und gab ihnen den Befehl, Niemand, es sei, wer es wolle, zu Madame Morrel zu lassen, es müßten denn Beamte der Regierung sein.

Ebenso wenig sollten sie dulden, daß Madame Morrel ohne Begleitung ausgehe.

Darauf verließ er selbst das Haus und ging nach den Linden. Es war jetzt elf Uhr. Das Hotel du Nord, als eines der größten, war noch geöffnet. Ratour fragte, ob die Sängerin zu Hause sei. Man sagte ihm, sie sei soeben von dem Hofkonzert zurückgekehrt, und bezeichnete ihm ihre Zimmer. Er ging die Treppe hinauf.

— Mein Name ist Ratour! sagte er zu der Kammerfrau. Ich wünsche Donna Larsgand zu sprechen, und zwar in Sachen Don Lotario's. Sagen Sie ihr das!

Die Kammerfrau ging und nach einer Minute wurde Ratour vorgelassen.

Donna Eugenia mochte erwartet haben, Lotario selbst zu sehen. Jetzt kam ein Herr, dessen Namen sie nicht einmal kannte, um mit ihr über ihn zu sprechen. Sie war erschreckt und glaubte, es sei ein Unglück geschehen.

— Verzeihen Sie, Mademoiselle, daß ich Sie so spät störe! sagte Ratour. Aber ich konnte dem Drange, Ihnen eine Mittheilung zu machen, nicht widerstehen, obgleich ich die Unklugheit meines Schrittes vollkommen einsehe. Ich will mich kurz fassen, Mademoiselle. Sie sind von Don Lotario und ich bin von Fräulein Therese auf das Schändlichste betrogen worden!

Die Sängerin erbleichte, behielt aber den Stolz, der ihr einem Unbekannten gegenüber ziemte.

— Mein Herr, sagte sie kurz, ich stehe zu Don Lotario in keinem Verhältniß, in dem er mich betrügen könnte.

— Vielleicht doch! sagte Ratour. Hören Sie mich einen Augenblick an. Es bleibt Ihnen ja immer überlassen, nachher zu denken und zu thun, was Sie wollen. Fräulein Therese gab mir schon in Paris und noch mehr hier in Berlin die klarsten Andeutungen, daß ich ihr nicht gleichgültig sei. Außerdem benahm sie sich gegen Don Lotario — den einzi-

gen Mann, den sie außer mir kannte — mit einer solchen Kälte, daß ich mich endlich veranlaßt sah, sie um ihre Hand zu bitten. Ganz gegen mein Erwarten wurde mein Antrag zurückgewiesen. Ich hatte keine Ahnung von dem wahren Grunde, um so mehr, da Don Lotario das Haus des Grafen nicht mehr besuchte und täglich, wie ganz Berlin weiß, mit Ihnen zusammen war. Heut Abend nun führte mich der Zufall, als ich im Garten des Grafen spazieren ging, zu einem einsamen Pavillon, den Fräulein Thereſe, obgleich es fast noch Winter ist, seltsamer Weise in der letzten Zeit zu ihrem Lieblingsaufenthalte gemacht hatte. Neugierde und Liebe veranlaßten mich, einen Blick durch das Fenster zu werfen, und ich sah Don Lotario und Fräulein Thereſe in den leidenschaftlichsten Umarmungen, in einer Art und Weise, die mich darauf schließen läßt, daß sie schon lange, sehr lange in einem ähnlichen Verhältnisse gestanden haben müssen. Ich machte sogleich dem Grafen Mittheilung davon, denn Sie können sich denken, daß ich entrüstet war, und ich bin hierher gekommen, um Ihnen dasselbe zu sagen. Wir leiden unter demselben Unglück. Thereſe hat mich betrogen und Sie sind von Don Lotario betrogen worden, der meiner Ansicht nach der leichtsinnigste Mensch ist, da er außer Ihnen und Thereſe zugleich auch noch einer gewissen Madame Morrel den Hof machte.

Ratour hatte die Sängerin scharf beobachtet. Es unterlag keinem Zweifel, daß seine Mittheilungen auf sie einen starken und gewaltigen Eindruck machten. Aber noch faßte sie sich.

— Mein Herr, sagte sie, ich weiß kaum, ob ich Ihnen für diese Nachricht danken soll. Don Lotario hat mich nie geliebt und ist mir keine Treue schuldig. Es bleibt ihm überlassen, zu thun, was er will. Es befremdet mich allerdings, daß er mir nicht die Wahrheit gesagt hat, denn er konnte ganz offen mit mir sprechen. Er sagte mir, daß

Fräulein Thereſe ſeine Liebe zurückgewieſen habe und ſchien unglücklich darüber zu ſein.

— Das iſt wohl möglich, ſagte Ratour. Ich habe Fräulein Thereſe jetzt als ein kaltes und berechnendes Mädchen kennen gelernt. Wahrſcheinlich hatte ſie Don Lotario einmal zurückgewieſen, um ihn deſto ſtärker an ſich zu feſſeln. Sie iſt eine Kokette durch und durch. Daß Don Lotario nach dieſer Zurückweiſung zu Ihnen kam, iſt mir allerdings räthſelhaft. Aber auch Don Lotario, wenn Sie mir erlauben, über ihn zu ſprechen, iſt kokett. Es genügt ihm nicht, ein Herz allein zu beſitzen. Er will überall herrſchen, wo er auftritt. Vielleicht glaubte er die Zwiſchenzeit ſeiner Trennung von Thereſe am beſten dadurch ausfüllen zu können, daß er zu Ihnen kam. Vielleicht erwartete er ſelbſt nicht, daß Thereſe ſich ſo bald mit ihm ausſöhnen würde.

Wir haben früher bereits erwähnt, daß unter der Kälte der Donna Eugenia eine glühende Leidenſchaft ſchlummerte und daß ſie in allen Dingen, welche die Liebe betrafen, durchaus unerfahren war und ſich nicht beherrſchen konnte. Auch jetzt brach die Leidenſchaft bei ihr durch. Sie hatte in der That zuletzt nicht mehr gezweifelt, daß es ihr gelingen würde, Don Lotario's Herz zu gewinnen. Sie hatte ihm ſeine Liebe zu Thereſe verziehen, weil ſie hoffte, daß ſie einſt noch durch ihn glücklich ſein würde. In der letzten Zeit war dieſe Hoffnung faſt zur Zuverſicht geworden. Sie war unendlich glücklich geweſen in dem Gedanken, daß ſich ſein Herz ihr zuwenden werde — und nun plötzlich ſah ſie ſich den Geliebten abermals entriſſen, entriſſen durch die Koketterie einer Anderen, die vielleicht ihr Spiel trieb mit dem Manne, den Donna Eugenia ſo glühend liebte!

Aber nicht gegen Lotario wendete ſich ihr Haß, ihr Ingrimm. Die Eiferſucht trifft ſelten oder nie den ſchuldigen Theil. Donna Eugenia haßte nicht Don Lotario, den ſie für einen Verblendeten und Verführten hielt, ſondern The-

rese. Wahrscheinlich hatte auch Ratour nur die Absicht gehabt, die Sängerin gegen Thereſe einzunehmen.

— Mein Herr, ſagte ſie, zwar noch immer gefaßt, aber doch mit zitternder Stimme, ich ſehe, daß ich Ihnen allerdings zum Danke verpflichtet bin. Sie haben mir einige Aufklärungen gegeben, die mich von jetzt an beſtimmen werden, Don Lotario nicht wiederzuſehen. Im Uebrigen iſt mir dies auch gleichgültig.

— Wirklich? rief Ratour, der bereits eingeſehen hatte, mit welcher heftigen Natur er es hier zu thun hatte. Wirklich? Können Sie den Schmerz der verrathenen Liebe ſo leicht ertragen? Ich nicht, nein, ich bin es nicht im Stande! Ich haſſe dieſe Thereſe, ich haſſe auch den heuchleriſchen Don Lotario. Ich will mich rächen! Und Sie, Sie ſollten ſo gleichgültig ſein gegen eine ſchlaue Kokette, die Ihnen ein Herz entriſſen, auf das Sie den gerechteſten Anſpruch hatten? Nein, Donna Eugenia, ſo kalt können Sie nicht ſein!

— Gehen Sie, mein Herr, Sie haben kein Recht, in meinem Herzen zu wühlen! rief die Sängerin mit ſchneidender Stimme. Gehen Sie! Was ich fühle, und ob ich mich rächen werde — was kümmert es Sie?

— Viel, ſehr viel! rief Ratour. Auch ich haſſe dieſe Thereſe, die mich betrogen! Ich will nicht, daß ſie über mich, über Sie triumphire — denn ich fühle mit Ihnen! Ich verlaſſe dieſe Stadt nicht eher, als bis ich dieſe Thereſe gedemüthigt und beſchimpft geſehen habe.

— Wie iſt das möglich? ſagte die Sängerin bitter. Sie wird dieſen thörichten Lotario ſo lange für ſich behalten, bis ſie ſeiner überdrüſſig iſt und wird ihn dann fortweiſen. Bei dieſem ganzen Verhältniß iſt er der einzige Beklagenswerthe!

— O, ich weiß, wie ich mich rächen werde! rief Ratour. Daß ſie Don Lotario liebt, daran zweifle ich nicht. Deshalb darf man es nicht dahin kommen laſſen, daß ſie

seiner überdrüssig werde. Sie muß ihn verlieren in dem Augenblick, in dem sie ihn am festesten zu besitzen glaubt, das wird für sie die empfindlichste, die härteste Strafe sein!

Selbst edle Naturen werden schwach und weichen zuweilen von dem Pfade, denen ihnen ihr großmüthiges Herz vorschreibt, ab, wenn sie sich von dem Wesen, das sie lieben, verrathen glauben. In jedem Herzen dämmert der Gedanke auf, sich zu rächen, den Verrath zu strafen. Starke Naturen begnügen sich vielleicht später mit dem Gedanken, daß der Verlust eines treuen Herzens schon Strafe genug sei, und widmen dem Gegenstande ihrer früheren Liebe nichts, als eine bedauernde und wehmüthige Gleichgültigkeit. Donna Eugenia aber gehörte nicht zu diesen Naturen. Ihr Herz kannte die Leidenschaft, also auch die Rache. Der Gedanke, Don Lotario von Therese zu trennen und diese dadurch unglücklich zu machen, mußte sogleich in ihrem Herzen Wurzel fassen.

— Aber wie wird Ihnen das möglich sein? fragte sie. Don Lotario liebt dieses Mädchen gewiß aufrichtig, viel zu aufrichtig. Er wird sich nicht freiwillig von ihr trennen.

— Lassen Sie das meine Sache sein! rief Ratour. Lassen Sie uns Verbündete sein zu einem gemeinsamen Zweck. Es wird gelingen, ich schwöre es Ihnen.

— Nur gegen Don Lotario will ich nicht handeln, sagte die Sängerin, sich immer mehr ihrer Leidenschaft hingebend, Er hat mich nicht getäuscht. Er hat mir nie Liebe geheuchelt. Ich beklage und bedaure ihn. Aber ich mag ihn nicht unglücklich wissen.

— Für ihn kann es kein größeres Glück geben, als von dieser Kokette getrennt zu werden, erwiederte Ratour. Thuen Sie den ersten Schritt, Mademoiselle. Lassen Sie Therese nicht in dem Glauben, daß sie unbeschränkte Herrin über Lotario ist. Schreiben Sie ihr, daß Sie ihr gern einen Mann überlassen, dessen Sie überdrüssig sind. Das wird

die Eitelkeit dieser Kokette verwunden und zugleich ihr Herz stärker zu Don Lotario hinziehen, weil sie ihn nicht für sicher hält. Denn wahrscheinlich weiß sie, daß Don Lotario zu Ihnen nur in einem freundschaftlichen Verhältniß gestanden, und glaubt also, daß er nur sie liebe. Schreiben Sie etwas Aehnliches. Es wird von großem Nutzen sein.

— Aber es wäre doch eine Unwahrheit, sagte Donna Eugenia, schwankend zwischen ihrem Rechtsgefühl und der Sehnsucht nach Rache. Das kann ich nicht schreiben.

— Sind Sie so gewissenhaft, wenn es sich um die Befriedigung der Rache handelt? rief Ratour mit leuchtenden Augen. Dann allerdings haben Sie Don Lotario nie geliebt!

— Welches ist die Adresse dieser Dame? fragte Eugenia schwankend.

— Schreiben Sie Fräulein Therese, unter der Adresse des Grafen Arenberg, antwortete Ratour. In der Wilhelmsstraße. Den Vaternamen dieses Mädchens kenne ich nicht. Und überlassen Sie das Andere mir! Darf ich Ihnen meine Hülfe anbieten? Wir sind Verbündete durch dasselbe Schicksal. Darf ich morgen, übermorgen zu Ihnen kommen?

— Kommen Sie, ja! sagte die Sängerin. Aber gehen Sie jetzt! Ich muß allein sein!

Ratour hatte keinen Grund mehr, zu bleiben. Sein Zweck war erreicht. Während Donna Eugenia sich in der Einsamkeit ihrem ganzen Schmerze um den abermals verlorenen Geliebten und ihrem Hasse gegen die verführerische Therese überließ, kehrte Ratour finster, aber siegesgewiß nach Hause zurück. Den Entdeckungen Don Lotario's über seine Vergangenheit glaubte er eine Zeit lang trotzen zu können. Und an dem Gelingen seiner Rache gegen Therese und Don Lotario zweifelte er nicht. Er schwor sich selbst, Berlin nicht eher zu verlassen, als bis er sich an dem Spanier dafür gerächt — daß dieser seine schurkischen Pläne vereitelt hatte.

Am andern Tage erhielt Thereſe folgenden Brief:

„Mademoiſelle! Sie glauben vielleicht einen großen Triumph errungen zu haben, indem Sie Don Lotario aufs Neue in Ihr Joch zwangen. Mir ſelbſt haben Sie einen großen Gefallen damit gethan. Don Lotario diente mir immer nur als Spielzeug für die Langeweile, und gerade jetzt war ich ſeiner überdrüſſig. Amüſiren Sie ſich, ich bitte Sie, mit der Puppe, die ich fortgeworfen.

Eugenie Larsgand."

Don Lotario verläßt Berlin.

Derjenige, dem es geſtattet iſt — wie dem Leſer dieſer Erzählung — einen Blick in das Leben und die Abſichten einer jeden einzelnen Perſönlichkeit zu werfen, der die Pläne derſelben kennt und von den Triebfedern ihrer Handlungen unterrichtet iſt — derjenige wird vielleicht erſtaunt ſein, wie der elende und verbrecheriſche Ratour auch nur eine Minute lang hoffen durfte, ſeine Rachepläne erfüllt zu ſehen. Dem Leſer liegen die Beweggründe zu der Handlungsweiſe der einzelnen Perſonen klar da, nicht ſo jenen Perſönlichkeiten ſelbſt. Sie konnten immer nur einen Theil der Wahrheit ahnen und auch dieſen nur unbeſtimmt. Ratour rechnete darauf, durch ſeine Schlauheit den Erklärungen Don Lotario's wenigſtens eine Zeit lang das Gegengewicht halten zu können, um ſo mehr, da er in einem Verhältniſſe zu dem Grafen Arenberg geſtanden hatte, das den letzteren beſtimmen mußte, alle Anklagen gegen Ratour mit großer Vorſicht aufzunehmen.

Und ſo war es auch in der That. Der Graf, deſſen Seele rein und gut war, wie die eines Kindes, konnte die

Beschuldigungen, die Thereſe gegen Ratour erhob, nicht ſo ohne Weiteres hinnehmen. Er hatte weit mehr Verdachtsgründe gegen Don Lotario, als gegen Ratour. Wenn er Alles überlegte, ſo tauchte ſtets der Gedanke wieder in ihm auf, daß Don Lotario hier wohl der Schuldige ſein könne, und daß Thereſe das Opfer eines leichtſinnigen Menſchen ſei, der es nicht verſchmähe, Andere zu verleumden, um ſelbſt die Oberhand zu behalten. Thereſe war leicht zu täuſchen, da ſie Don Lotario liebte. Nicht ſo leicht der Graf, in deſſen Herzen ſelbſt ein gewiſſes Mißtrauen gegen Thereſe erwacht war. Er ſelbſt hatte die Beiden in einer heißen Umarmung geſehen, und da er die Leidenſchaft der Liebe nicht kannte, da er nicht wußte, wie leicht ſie alle Schranken bricht und von ſcheinbarer Kälte zur höchſten Gluth und Innigkeit übergeht, ſo konnte er kaum anders glauben, als daß Thereſe nur durch die Leidenſchaft Don Lotario's mit fortgeriſſen, daß ſie ſchwächer geweſen ſei, als er bei ihr für möglich gehalten hätte.

Der Graf nahm deshalb die Erklärungen, die ihm Thereſe in einer ruhigen Stunde des nächſten Tages gab, mit großer Ruhe, aber auch mit Vorſicht, wenn nicht ſogar mit Mißtrauen auf. Welche Beweiſe konnte Don Lotario für ſeine Behauptung vorbringen? Es war ſogar möglich, daß er ſich in der Perſönlichkeit Ratours irrte! Und Don Lotario hatte ſo flüchtig, in einer ſolchen Aufregung zu Thereſe geſprochen, daß es dieſer ſogar ſchwer wurde, Zuſammenhang in ſeine abgeriſſenen Mittheilungen zu bringen. Sie ließ allerdings den Wunſch durchblicken, daß der Graf mit Don Lotario ſelbſt ſprechen möge, und dieſer Ausweg war einfach genug. Der Graf verſprach auch, ihn zu benutzen. Aber er wollte die Sache nicht mit ſolcher Haſt behandeln, wie Thereſe es wünſchte. Er ſagte ihr ſogar, daß Ratours Ausſagen in ſeinen Augen mindeſtens dieſelbe Glaubwürdigkeit verdienten, wie diejenigen Don Lotario's — falls

nicht besondere Umstände zu Gunsten des Letzteren sprächen. Und nun zeigte es sich, wie sehr richtig Ratour spekulirt hatte, als er der Sängerin anrieth, jenen Brief an Thereſe zu schreiben. Bei der Lage der Dinge mußte selbst ein solcher an und für sich unbedeutender Brief von großer Wichtigkeit sein. Er ging durch die Hand des Grafen und Thereſe las ihn in seiner Gegenwart. Der Ausdruck ihres Gesichtes — überrascht und finster — veranlaßte ihn, nach dem Inhalt zu fragen, und Thereſe, die dem Grafen versprochen hatte, von nun an, wie früher, vollkommen aufrichtig gegen ihn zu sein, reichte ihm den Brief.

Auch der Graf schüttelte den Kopf. Dieser Brief war kein günstiges Zeichen für den Charakter der Sängerin. Er verrieth Neid und Eifersucht. Aber er setzte Don Lotario's Aufrichtigkeit abermals in Zweifel. Wie er Thereſe gesagt, war sein Verhältniß zu Donna Eugenia kaum ein freundschaftliches gewesen, und hiernach schien es nun doch, als habe die Welt Recht gehabt, die Don Lotario als den begünstigten Liebhaber der Sängerin bezeichnete. Thereſe hatte natürlich keine Ahnung davon, aus welchen Gründen dieser Brief geschrieben sei. Ihr Frauenherz sagte ihr freilich, daß ihn die Eifersucht diktirt haben könne, und sie schenkte ihm deshalb keinen unbedingten Glauben, wenn auch ihr Herz sich erschüttert fühlte. Anders aber war es mit dem Grafen. Er sagte nichts, aber er war beinahe fest davon überzeugt, daß Don Lotario falsches Spiel spiele und daß keine seiner Neigungen, weder zu Thereſe, noch zu Donna Eugenia, ernst sei.

Unter diesen Umständen hielt er es für das Gerathenste, zuerst Herrn de Ratour aufzusuchen. Dieser, der etwas Aehnliches erwartet hatte, war deshalb zu Hause geblieben. Der Graf drückte ihm sein Bedauern über das Vorgefallene aus und theilte ihm dann ohne Weiteres die Anklagen Don Lotario's mit.

Ratour war hier auf einem Felde, auf dem er manchen Sieg errungen. Er lächelte über die Anklagen Don Lotario's, gab großmühig die Möglichkeit zu, daß der junge Mann sich irren und ihn möglicher Weise mit einem Verbrecher verwechseln könne, berief sich aber auf das Zeugniß einer Menge von Personen in Paris und auf das der Madame Morrel, die glücklicher Weise gegenwärtig sei. Er führte den Grafen ohne Weiteres zu der Dame und dieser blieb unter dem drohenden und wachsamen Auge Ratours nichts weiter übrig, als zu bestätigen, daß sie und ihr Mann schon vorher mit Ratour bekannt gewesen seien.

Der Graf empfahl sich darauf mit der Bitte an Ratour, daß dieser die Besuche in seinem Hause fortsetzen möge. Es verstehe sich von selbst, daß er Thereſe nicht sehen würde. Ratour sagte weder Ja noch Nein. Arenberg hielt es jetzt beinahe für überflüssig, mit Don Lotario selbst zu sprechen, wenigstens glaubte er, daß es keine Eile habe. Die Hauptsache schien ihm, Thereſe vor weiteren Anmaßungen dieses leichtsinnigen jungen Mannes zu schützen und den Gang der Dinge sich selbst zu überlassen.

Was nun Don Lotario selbst anbetraf, so verlebte er die folgenden Tage, wenn auch aufgeregt, doch in einer Stimmung, die mehr glücklich, als unglücklich war. Er wußte, daß Thereſe ihn liebe, und dieser Gedanke hob ihn über Alles, was ihn sonst beunruhigen konnte, hinweg. Er schrieb ein Billet an Donna Eugenia, in dem er ihr sagte, daß das Mißverständniß zwischen ihm und Thereſe gehoben sei, er bat um Entschuldigung, daß er sie jetzt nicht mehr sehen könne, und dankte ihr für die Freundschaft, die sie ihm bewiesen. Dieses Billet, obgleich in warmen und aufrichtigen Ausdrücken geschrieben, mußte der Sängerin kalt und herzlos erscheinen und sie noch mehr gegen Don Lotario und die betrügerische Thereſe einnehmen.

Der junge Spanier schrieb auch an den Grafen und

setzte demselben klar und zusammenhängend alles das auseinander, was er Therese an jenem Abend flüchtig erzählt. Er zweifelte nicht daran, daß ihm dieser Brief den Zugang zu jenem stillen Hause wieder öffnen würde, in dem Therese weilte. Mit um so größerer Ueberraschung las er die Antwort des Grafen, die er am Tage darauf erhielt.

Der Graf schrieb ihm, daß er all' diese Anklagen gegen einen Mann, der so hoch in seiner Achtung stehe, nicht ohne Weiteres für wahr annehmen könne, um so mehr, da sie von einem Manne kämen, dessen Herkunft und Charakter so unbestimmt und zweideutig seien. Es sei möglich, daß Don Lotario Recht habe, dann aber möge er sich bemühen, seine Anklagen zu beweisen. Bis dahin halte es der Graf für seine Pflicht, Therese, bei der er nun einmal die Stelle eines Vaters vertrete, von Don Lotario entfernt zu halten.

Dieser Brief erfüllte den jungen Mann mit dem höchsten Unwillen. Wahrheitsliebe war stets eine seiner ersten Tugenden gewesen und sein Stolz fühlte sich aufs Höchste beleidigt, daß Jemand es wagen könne, auch nur einen Augenblick das Geringste an seinen Aussagen zu bezweifeln. Es fehlte wenig, so hätte er dem Grafen in den ersten Minuten nach der Ankunft dieses Briefes eine Herausforderung geschickt. Dann aber bezwang er sich so weit, um wenigstens folgendes Billet zu schreiben:

„Herr Graf!

Sie zweifeln an meinen Aussagen. Ich werde mich bemühen, sie in möglichst kurzer Frist zu beweisen. Meine Herkunft ist der Ihrigen gleich, denn ich bin aus altem kastilianischen Blute. Mein Charakter wird einst, wenn ich durch die Schule des Lebens gegangen bin, vor keinem anderen zurückstehen, denn Wahrheit und Gerechtigkeit werden stets die Leitsterne meines Lebens sein. Was Therese anbetrifft, so war sie bis

jetzt von Ihnen abhängig durch die Pflicht der Freundschaft und kindlichen Zuneigung. Von jetzt ab ist sie mein durch das Recht der Liebe und sie wird mein bleiben — darauf gebe ich Ihnen mein gutes kastilianisches Wort. Ihr Haus aber werde ich nicht eher betreten, als bis Sie mich selbst darum bitten.

Don Lotario de Toledo."

Unter anderen Umständen würde ein solcher Brief dem Grafen als das Zeugniß einer großen und edlen Seele gegolten haben. Jetzt mußte er dem alten Manne als die kindische Aufwallung eines heißblütigen und leidenschaftlichen jungen Menschen erscheinen und ihn in seinem Entschlusse bestärken, Therese vor einem solchen Manne zu bewahren. Er zeigte den Brief Therese. Diese dachte anders. Ihr sprach aus jeder Zeile Don Lotario's großes Herz entgegen und dieser Brief trug dazu bei, einen Theil ihrer Zweifel und Befürchtungen zu verscheuchen. Sie hatte übrigens von Don Lotario ebenfalls einige Zeilen erhalten und zeigte sie dem Grafen. In diesen gab ihr Don Lotario noch einmal die Versicherung, daß er die volle Wahrheit gesagt und daß er dabei beharre — daß er ferner sie und nur sie liebe und fest darauf hoffe, sie werde ihm treu bleiben, und endlich, daß er sie bitte, ihm wenigstens zu schreiben, wenn er sie nicht sprechen könne.

Einige Umstände, die vielleicht dazu hätten beitragen können, Licht in diese Verwirrung zu bringen, blieben durch Zufall ohne Einfluß. Erstens vergaß Don Lotario, das Verhältniß der Madame Morrel zu Ratour und deren Befürchtungen zu erwähnen. Hätte er es gethan, so würde die Aufmerksamkeit des Grafen auf diesen Punkt gerichtet worden sein, und bei dem ersten Alleinsein der Beiden — das, wenn auch schwer, doch nicht unmöglich zu bewerkstelligen war — würde Valentine dem Grafen ihre Zweifel mitge-

theilt und auch diesen gegen Ratour mißtrauisch gemacht haben.

Zweitens unterließ es Don Lotario, die Hülfe des Professors, die ihn in seiner jetzigen Lage hätte von Wichtigkeit sein können, in Anspruch zu nehmen. Anfangs hatte er daran gedacht, sich dem Professor zu entdecken. Aber nach dem Briefe des Grafen war er verschlossen und düster geworden. Er wollte den Kampf allein durchkämpfen.

Drittens wußte es Ratour so einzurichten, daß seine Bekanntschaft mit der Sängerin ein vollständiges Geheimniß blieb, obgleich sie mit jedem Tage inniger wurde. Hätten der Graf, Thereſe und Don Lotario darum gewußt, daß Ratour und Donna Eugenia sich jetzt täglich sahen, so würde auch das ein Grund zum Mißtrauen gegen den Franzosen gewesen sein. Aber obwohl es allgemein auffiel, daß man Donna Eugenia nirgends mehr sah und am allerwenigsten in Begleitung ihres früheren Kavaliers, und obwohl viel darüber gesprochen wurde, so beachtete doch Niemand die Besuche Ratours bei ihr, obgleich dieselben täglich länger wurden. Denn es begann in der That sich ein Verhältniß zwischen Beiden zu bilden, das fest werden konnte, wenn es auch auf sehr schwachen Grundlagen ruhte. Donna Eugenia hatte das Bedürfniß, nach dem Verluste Don Lotario's ein männliches Wesen um sich zu sehen, dessen Pläne ihrem Geiste und ihrer Leidenschaft Nahrung gaben. Ratour seinerseits aber verhehlte sich die Bedeutung nicht, die sein Verhältniß zu der Sängerin für ihn gewinnen konnte. Donna Eugenia war jung, schön, reich, berühmt. Gelang es ihm, sich in ihr Vertrauen einzuschmeicheln, so eröffneten sich ihm für die Zukunft Aussichten, die er nicht zurückweisen durfte. Seine Stellung in Berlin mußte zuletzt doch unhaltbar werden, das sah er ein. Wenn er dann die Sängerin begleiten, mit ihr bald an diesem, bald an einem andern Orte leben konnte, so war das die herrlichste Aussicht, die sich ihm

bieten konnte. Aber dann war es nöthig, daß seine jetzige Bekanntschaft mit ihr ein Geheimniß blieb. Er mußte ja ohnehin später einen anderen Namen annehmen. Er besuchte sie also vorsichtig. Selbst die Kammerfrau, die wahrscheinlich seinen Namen vergessen hatte, hörte denselben nicht mehr, und da Donna Eugenia einsah, wie wichtig es zum Gelingen ihrer Rache sei, daß man ihre Bekanntschaft mit Ratour nicht ahne, so gab auch sie sich alle Mühe, dieses Verhältniß vor der Welt zu verbergen.

Endlich hätte ein größerer Eifer oder ein größeres Glück der französischen Behörden in der Entdeckung Ratour-Rablasy's dem jungen Spanier von großem Nutzen sein können, wenn es nicht eben sein Unstern gewollt hätte, daß Alles, was für ihn sprechen konnte, stumm bliebe. Die französischen Behörden hatten allerdings viel nachgeforscht, aber Rablasy war ihnen so räthselhaft aus dem Gesichte entschwunden, daß erst die sorgfältigsten Nachforschungen auf seine Spur leiten konnten. Man betrieb allerdings diese Nachforschungen, aber noch hatten sie zu keinem Resultate geführt, und da Laguidais und der Herzog *** dem Wunsche Monte-Christo's Folge leisteten und ihm die alleinige Anordnung all der Dinge überließen, die er ausführen wollte, so erhielt die Regierung auch durch diese Männer keine Aufklärung.

So war also Ratour bei Weitem mehr vom Glücke begünstigt, als Don Lotario. Dennoch ließ sich nicht gut absehen, wie er auf die Dauer triumphiren und Thereſe für immer von ihrem Geliebten trennen wolle. Vielleicht hatte er auch selbst keinen bestimmten Plan. Ihm war es Hauptsache, sich an Don Lotario zu rächen, der seinen Weg auf eine für ihn so unangenehme Weise durchkreuzt hatte. Den jungen Mann aus Berlin zu entfernen, wo möglich unter Umständen, die seine Rückkehr unmöglich machten, ihn bei dem Grafen und Thereſe so zu verdächtigen, daß ihm

diese ihr Vertrauen vollständig entzogen — das war sein Hauptzweck. Hatte er den erreicht, dann galt es, mit der Sängerin Berlin zu verlassen und ein angenehmes, lustiges Leben zu führen.

Aber selbst dieser Hauptzweck war nicht so leicht zu erreichen. Niemand war mehr von der Unschuld Don Lotario's überzeugt, als Ratour selbst. Keiner hatte mehr Grund, den edlen Charakter des jungen Mannes zu würdigen. Hier konnte also nur die Verleumdung wirken und Ratour beschloß, sie anzuwenden, so weit es ihm möglich war. Therese erhielt verschiedene Briefe von den berüchtigtsten Damen der Stadt, in denen diese, ähnlich wie Donna Eugenia, sich darüber lustig machten, daß sie sich mit dem amüsire, was sie selbst weggeworfen. Andere Briefe kamen an den Grafen Arenberg, in denen sich einzelne Herren nach Don Lotario's Verhältnissen erkundigten und anfragten, ob sie ihm die bedeutenden Summen kreditiren dürften, die er ihnen schuldig sei. Es wäre allerdings eine Kleinigkeit gewesen, dieses Lügengewebe zu entdecken. Aber Ratour kannte den Grafen und Therese, wie überhaupt das menschliche Herz. Er besaß die große Kunst, von dem Vertrauen ehrlicher Leute zu leben. Weder Therese hatte Lust, sich zu erkundigen, ob Don Lotario wirklich mit jenen Damen bekannt gewesen, noch war der Graf Willens, auf jene Anfragen zu antworten. Bei ihm, da er einmal gegen Don Lotario eingenommen war, erreichten die erdichteten Briefe vollkommen ihren Zweck. Umgekehrt war es bei Therese. Sie vertraute Don Lotario und ahnte, daß diese Briefe von Ratour ausgingen.

Obgleich sie deshalb dem Grafen das Versprechen gegeben, das Verhältniß zu Don Lotario nicht heimlich weiter zu führen, so konnte sie es doch nicht über sich gewinnen, den Geliebten ohne jede Nachricht zu lassen. Sie beklagte sich bei ihm in einem Briefe — dem ersten, den sie ihm

schrieb — daß es ihm nicht möglich sei, die Ränke Ratours aufzudecken. Sie gab ihm die Versicherung, daß sie ihn stets lieben und ihm treu bleiben werde, bat ihn, ruhig auszuharren und das Beste zu hoffen, und erinnerte ihn endlich daran, ob er nicht gut thun würde, die Hülfe des Abbé Laguidais oder des Lord Hope in Anspruch zu nehmen.

Dieser Brief war ein heller Stern in dem trüben Leben Don Lotario's. Die Erinnerung an den Abbé war ihm selbst schon gekommen und er beschloß jetzt, da er keinen Grund mehr hatte, ihm zu zürnen, ganz offen und aufrichtig gegen ihn zu sein. Er schrieb einen langen Brief an den Abbé, der Alles enthielt, was ihm seit seiner Abreise von Paris widerfahren, und demselben vollständigen Aufschluß über sein Herz, seine Gedanken und seine augenblickliche Lage gab.

Noch eine andere Mittheilung enthielt dieser Brief an den Abbé. Wie erwähnt, war jenes Billet Theresens das erste gewesen, das sie dem jungen Manne geschrieben, und hatte ihre vollständige Namensunterschrift enthalten. Diese hieß: Therese Büchting.

Don Lotario bemerkte dies erst, als er den Brief zum vierten oder fünften Male las. Dann klang ihm der Name bekannt und dann erinnerte er sich, daß ihm Lord Hope aufgetragen, bei seinem Aufenthalte in Berlin nach der Familie eines Mannes zu forschen, der diesen Namen geführt hatte. Bei Therese selbst konnte er jetzt nicht gut anfragen. Sie hatte ihm geschrieben, daß sie das Billet heimlich abgeschickt. Aber er theilte diese Entdeckung sogleich dem Abbé mit und bat ihn, sie an Lord Hope zu melden.

So standen die Dinge, als ein Zufall — ob glücklich oder unglücklich? das vermochte damals noch Niemand zu entscheiden — eine abermalige unerwartete Wendung der Dinge herbeiführte.

Don Lotario, ganz seinem Trübsinn hingegeben, suchte die Pein des qualvollen Verhängnisses, das über ihm wal-

tete, durch angestrengten Fleiß und unablässige Studien ein wenig zu mildern. Er arbeitete unausgesetzt von Morgens früh bis drei Uhr. Dann ging er zu Tische und machte einen kurzen Spaziergang, bevor er abermals zu seinem Arbeitstische zurückkehrte.

Diesen Spaziergang hatte er eines Nachmittags beendet. Es dämmerte und Don Lotario war soeben im Begriff, in die Charlottenstraße einzubiegen und sich nach seiner Wohnung am Gensd'armenmarkt zu begeben, als eine verschleierte Dame an ihm vorüberging.

Das Erkennen war bei Beiden ein gegenseitiges und unwillkürlich standen Beide still.

— Therese! rief Don Lotario. Ich sehe Sie wirklich noch einmal wieder?

— Lotario! antwortete das junge Mädchen. Verlassen Sie mich, ich habe keinen Augenblick Zeit. Der Diener wird mir sogleich folgen. Er holt nur etwas aus jenem Hause. Ich habe dem Grafen versprochen, auch nicht eine Minute mit Ihnen allein zu sein.

— Unmöglich, Therese, das können Sie nicht verlangen! rief Lotario heftig und nur erfüllt von dem Glücke dieses unerwarteten Wiedersehens. So lange habe ich Sie nicht gesehen, so lange, und gerade jetzt, wo ich weiß, daß Sie mich lieben, daß ich glücklich sein darf! Wenigstens einige Minuten lassen Sie uns zusammen sprechen! Ich habe Ihnen so viel, so unendlich viel zu sagen! Therese, gilt Ihnen denn der Unwille des Grafen mehr als mein Glück?

— So gehen Sie einen Augenblick allein! flüsterte Therese, die nur zu gern dem Drange ihres Herzens nachgab. Ich werde den Diener erwarten und ihn vorausschicken. Dann werde ich Ihnen die Charlottenstraße hinab folgen. Erwarten Sie mich beim Schauspielhause.

— Dank, tausend Dank! flüsterte Don Lotario und ging die Straße hinab.

Nach wenigen Minuten sah er Thereſe durch die Dämmerung kommen. Sie gingen nebeneinander. Sie tauſchten haſtige Worte und Erklärungen, aber je haſtiger ſie ſprachen, um ſo mehr fühlten ſie, daß ſie einander noch weit mehr zu ſagen hätten.

Einige Vorübergehende ſtanden ſtill, um das Paar, das ſo aufgeregt franzöſiſch mit einander ſprach, näher anzuſehen. Thereſe wurde beſorgt.

— Der Zufall kann einen Bekannten vorüberführen, vielleicht Ratour! flüſterte ſie. Wenn es der Graf erführe — er hätte einen neuen Verdacht gegen uns!

— Wie lange können Sie noch bleiben? fragte Don Lotario.

— Vielleicht eine halbe Stunde. Ich habe geſagt, daß ich zu meiner Modiſtin gehen würde. Der Diener ſoll mich von dort abholen. Wenn man uns nur nicht kennt!

— Thereſe, wir ſtehen vor meiner Wohnung! flüſterte Don Lotario. Sie haben Recht. Man darf uns nicht ſehen. Kommen Sie mit hinauf. Niemand ſieht Sie, ich ſchwöre es Ihnen!

Thereſe wies den Vorſchlag zurück. Aber die Nothwendigkeit drängte. Neugierige Herren, die in's Theater gehen wollten, ſtanden ſtill und ſuchten etwas von dem franzöſiſch geführten Geſpräch zu erhaſchen. Zuletzt gab Thereſe nach. Die Liebe kennt keine Bedenken. Für ſie verſchwinden die Rückſichten gewöhnlicher Naturen.

Oben in dem Zimmer Lotario's wurde das Geſpräch noch haſtiger fortgeſetzt. Sie hatten ſich ihre Leiden zu ſchildern, über die Hinterliſt Ratours und die Zweifel des Grafen zu klagen. Dann ſprachen ſie über die Zukunft und ihre Hoffnungen. Die Viertelſtunde verging im Fluge.

Es klingelte. Don Lotario wollte zuerſt nicht öffnen. Dann aber fiel ihm ein, daß er ſich Bücher beſtellt und daß er dieſe erwartete. Wahrſcheinlich brachte man ſie.

Thereſe ſah nach der Uhr. Don Lotario ging, um zu öffnen. Der Graf Arenberg ſtand vor ihm.

Don Lotario mochte ſich nicht der geringſten Schuld bewußt ſein — in dieſem Augenblick erſchrak er doch. Kam der Graf zufällig? Sollte er ihm Thereſens Nähe verbergen? Es war noch ein Zimmer zwiſchen dem Entrée und demjenigen, wo ſich Thereſe befand.

Aber der Graf kam nicht zufällig, das ſah Don Lotario ſchon aus der entſchloſſenen und düſteren Miene des alten Mannes. Wir wollen ſagen, weshalb er kam.

Ratour hatte einen Menſchen gedungen, eigends zu dem Zwecke, jeden Schritt Don Lotario's zu überwachen. Er argwöhnte, daß Thereſe und Don Lotario ſich heimlich ſprächen, und er ſah ein, von wie großem Vortheil es für ihn ſein würde, wenn er den Grafen von einer heimlichen Zuſammenkunft der Beiden überzeugen könne.

Jener Spion benachrichtigte ſeinen Herrn augenblicklich, daß Don Lotario mit einer Dame von ſolchem Ausſehen und ſolcher Kleidung in ſeine Wohnung hinaufgegangen ſei. Es konnte keine andere ſein, als Thereſe. Ratour wußte, daß Don Lotario keine andere Dame kannte. Er eilte ſogleich zu dem Grafen.

— Herr Graf, ſagte er, ich komme abermals als der Ueberbringer einer traurigen Nachricht. Aber die Dinge ſtehen nun einmal ſo, daß ich Alles thun muß, um mich in Ihren Augen von jedem Verdachte zu reinigen. Ich habe Ihnen geſagt, daß Don Lotario ein leichtſinniger Menſch iſt und daß Thereſe ſich vor ihm zu hüten hat. Ich habe Ihnen auch geſagt, daß Thereſe um ſeinetwillen bereits von dem Wege der Ehre abgewichen iſt. Sie mögen ſich jetzt ſelbſt davon überzeugen. Thereſe iſt bei Don Lotario, auf ſeinem Zimmer!

Der Graf erbleichte und ſagte kein Wort. Dann klingelte er und fragte nach dem Diener, der Thereſe begleitet.

Er erfuhr, daß Thereſe geſagt, man ſolle ſie von ihrer Modiſtin abholen.

— Ich danke Ihnen, Herr de Ratour! ſagte der Graf. Ich werde jetzt handeln.

Damit nahm er ſeinen Hut und verließ das Palais. Ratour, den der Graf in dieſem Augenblick weiter nicht beachtete, folgte ihm in einiger Entfernung. —

— Mein Herr, ſagte der Graf ruhig zu dem jungen Spanier, iſt Thereſe bei Ihnen?

— Ja, Herr Graf. Aber ich ſchwöre Ihnen, es iſt ein Zufall —

— Schwören Sie, wenn Sie es verantworten können, ſo viel Sie wollen. Ich weiß, was ich davon zu halten habe! rief der Graf beinahe zornig. Ich will ſie ſehen!

Damit ging er weiter. Thereſe trat ihm ſchon entgegen. Sie wollte gehen.

— Alſo Sie ſind es wirklich! ſagte Arenberg, als Thereſe tödtlich erſchreckt zurückfuhr. Nun, Sie haben mich getäuſcht. Es iſt gut jetzt. Ich wünſche nicht, daß Sie zu mir zurückkehren. Wären Sie meine wirkliche Tochter, ſo würde ich noch ſtrenger ſein. Ich will Ihnen Alles gewähren, was ich Ihnen ſonſt gab. Meine Tochter würde ich enterbt haben. Bei Ihnen will ich das nicht thun. Denn Sie waren mir kein Vertrauen, keine Liebe ſchuldig. Aber ich wünſche nicht, Sie wiederzuſehen. Bleiben Sie bei dieſem Manne, bis er ſie verläßt.

Thereſe ſtand erſtarrt vor dem alten Manne. Don Lotario's Blick war finſter geworden.

— Herr Graf, ſagte er haſtig, als ich Ihnen ſchrieb, daß Thereſe jetzt mein ſei durch das Recht der Liebe, ſagte ich Ihnen nichts weiter, als was ich jetzt noch denke. Laſſen Sie ſich künftig von Betrügern betrügen, ſo viel Sie wollen. Ich werde mich nicht mehr darum kümmern. Thereſe iſt mein. Sie wird bei mir bleiben — gewiß! Ihre Unter-

stützung weise ich in Theresens Namen zurück. Ich werde allein für meine Gattin sorgen. Und nun, da Sie mir Ihr Haus verboten, so darf ich es wohl wagen, Sie zu bitten, auch meine Wohnung zu verlassen. Ich will solche Worte gegen meine Geliebte nicht hören. Sie werden später einsehen, daß Sie getäuscht worden sind — es müßte denn sein, daß Ratour Sie ermordet. Für jetzt haben wir kein Wort mehr mit einander zu reden.

— Lotario! lieber Vater! rief Therese verzweifelnd.

— Es ist gut, es ist gut! murmelte Arenberg vor sich hin. Wedell hatte Recht, sie zu verlassen. Es liegt im Blut. Ich hätte es wissen können. Der Fluch lastet auf dieser Familie!

Damit verließ er das Zimmer, den Kopf gesenkt, tief in seiner Haltung gebrochen.

Eine Minute lang sah ihm Don Lotario finster und drohend nach. Dann trat er zu Therese, die leichenblaß und wie eine Marmorstatue dastand, und schlang den Arm um sie.

— Therese, meine liebe Therese! rief er glühend, nun bist Du mein, ganz mein. Ich danke Gott dafür! Die ganze Welt hat Dich und mich verlassen. Nun wollen wir allein den Weg durchs Leben wagen. Du verläßt mich nicht mehr, auf keinen Tag, auf keine Stunde! Ich gebe Dich keinem Andern mehr, sei er auch, wer er wolle. Tröste Dich, liebes Mädchen! Der Graf ist betrogen worden, er wird sein Unrecht einst einsehen und ehe das nicht geschehen, könnten wir doch nie mehr Freunde mit ihm.

Hätte Therese nicht in den letzten Jahren Veranlassung genug gehabt, ihr Herz zu stärken und die Schläge des Schicksals zu ertragen, so würde diese ganz unerwartete Wendung ihres Schicksals sie auf das Tiefste erschüttert und gebrochen haben. Aber wenn auch ihr Herz auf's Tiefste verwundet war, so war doch auch ihr Stolz durch die letzter

Worte des Grafen verletzt, und der Gedanke, daß nun ein anderer und geliebter Mann ihr zur Seite stehe, mußte ihr Trost und Ersatz verleihen.

Sie fand diesen Trost noch mehr, als Don Lotario ihr seine ganze Lage schilderte, sie zu seiner Vertrauten machte und ihr seine Pläne für die Zukunft mittheilte. Sie sah, daß sie sich in keinem Punkte in ihm geirrt, daß er wirklich der Mann sei, für den sie ihn gehalten und dem sie unbedingt vertrauen könne.

Don Lotario hatte die Absicht, Berlin zu verlassen, nach seiner Heimath zurückzukehren und seine Hacienda wieder aufzubauen oder eine eigene und neue Kolonie zu gründen. Seine Studien waren freilich noch nicht beendet. Da aber sein Geist einmal geweckt, sein Interesse für die Wissenschaft und Kunst rege geworden, so hoffte er, sich selbst auch in der Einsamkeit Kaliforniens weiter ausbilden zu können, in jener Einsamkeit, die ihm dann durch die Nähe Theresens zu einem Paradiese werden sollte.

An demselben Abend noch ging er zum Professor und theilte diesem Alles mit. Wedell war auf's Höchste überrascht, wollte aber eine Versöhnung versuchen. Don Lotario rieth ihm davon ab und erklärte, daß er bei seinem Entschlusse beharre, nach Merico zurückzukehren. Dann ging er nach einem Gasthofe, denn es war ausgemacht, daß Therese diese Nacht allein in der Wohnung Don Lotario's zubringen sollte.

Am andern Tage zog er die Gelder ein, die ihm noch zu Gebote standen, und ließ seine Koffer packen. Der Graf hatte die Garderobe Therese's und was ihr sonst gehörte gesendet, auch eine nicht unbedeutende Summe in Banknoten beigelegt. Don Lotario schickte die letztere zurück, sendete Abschiedskarten an alle seine Freunde, nahm von dem Professor persönlichen Abschied und saß am Abend desselben Tages mit Therese in dem Postwagen, auf dem Wege nach Paris.

Drei Tage darauf erhielt der Graf Arenberg einen langen Brief von dem Abbé in Paris. In diesem Briefe mußten seltsame Dinge gestanden haben, denn die Diener hatten den Grafen nie so verstört und aufgeregt gesehen. Er ließ sich Polizeibeamte holen und eilte mit diesen nach der Wohnung Ratours.

Dort erfuhr er, daß man den Franzosen seit gestern Abend nicht gesehen habe, und da seine Koffer fehlten, vermuthete man, er sei heimlich abgereist. Diese Vermuthung bestätigte sich, denn Ratour war nirgends zu finden.

Auch Donna Eugenia hatte um dieselbe Zeit Berlin verlassen. Aber daß sich Ratour in ihrer Gesellschaft befunden, das wußte Niemand.

Glücklich an diesem Tage war nur ein Wesen — Valentine Morrel. Der Graf hatte ihr — ebenfalls in Folge jenes Briefes des Abbé — mitgetheilt, daß sie das Opfer einer schändlichen Intrigue gewesen und daß ihr Mann noch lebe. Sie wußte sich nicht zu lassen vor Freude und wollte augenblicklich allein nach Paris zurückkehren. Der Graf aber sagte ihr, daß er die Reise ebenfalls machen würde und daß er bereits Courierpferde bestellt habe.

So trat sie denn am folgenden Tage mit dem Grafen zusammen ihre Reise nach Paris an.

Zwei Glückliche.

Ungefähr um dieselbe Zeit, während dies in Berlin geschah, klopfte es eines Abends kurz vor Mitternacht an die Thür desselben kleinen Hauses, zu dem der Graf Monte-Christo damals, als er über New-Orleans zurückkehrte, geschritten war.

Nach einiger Zeit erschien dieselbe alte Frau, die da-

mals den Grafen empfangen hatte, und fragte, wer denn so spät noch klopfe.

— Sagen Sie Amelie, ich sei da, Wolfram! antwortete die Stimme.

— Herr, mein Gott, Sie sind es, Herr Wolfram, wirklich? rief die Frau. Ich denke, Sie sind schwer krank?

— Ich bin es, öffnen Sie nur, liebe Frau! sagte Wolfram dringender. Ich bin es.

Die Frau öffnete und ließ beinahe das Licht fallen, als sie das geisterbleiche Gesicht des jungen Mannes bemerkte, der ihr schnell entgegentrat.

— Es ist Ihr Geist! rief sie entsetzt. Gott im Himmel stehe mir bei — wie sehen Sie aus!

— Nun, es ist kein Wunder! sagte Wolfram kurz, aber nicht unsanft. Ist Amelie noch auf?

— Gewiß ist sie auf, sie geht nie vor Mitternacht schlafen, antwortete die Frau.

— Sie arbeitet so lange? Es ist unrecht genug! sagte Wolfram mit einem Seufzer. So kann ich also ohne Weiteres bei ihr eintreten?

— Ohne Weiteres? Bei Leibe nicht! Sie würde auf den Tod erschrecken! rief die Alte, die trotz ihrer Bestürzung ganz vergnügt zu sein schien über die Ankunft Wolframs, und eilte voraus.

Der junge Mann hörte einen Ruf der Ueberraschung aus dem Zimmer Amelie's und folgte dann der Alten. Amelie war von ihrer Stickerei aufgesprungen.

— Wolfram! Ich beschwöre Dich, wie hast Du es wagen können, das Bett, Dein Zimmer zu verlassen? rief sie erschreckt. Diese Uebereilung wird Dich tödten!

— Ich glaube nicht, sagte Wolfram und drückte ihr die Hand. Ich werde Dir sagen, weshalb ich komme. Ich konnte es nicht länger aushalten. Uebrigens bin ich kräftig genug.

Und es schien wirklich so. Denn wenn sein Gesicht auch sehr blaß und seine Haltung ein wenig gebückt war, so verrieth doch seine Miene und sein Blick, daß die alte Kraft zum Theil zurückgekehrt sei. Er glich nicht mehr einem Kranken, sondern einem Genesenden.

— Höre, Amelie, sagte er, ich muß sogleich zu Dir reden, denn was ich sagen will, erfordert Eile. Sei also recht aufmerksam und widersprich mir nicht, wenn Du nicht ganz gewichtige Gegengründe hast. Meine Lage hier ist mir unerträglich. Ich will fort, und zwar heute Nacht noch, sogleich.

Amelie sah ihn auf's Höchste überrascht an, aber sie dachte an seine Bitte und sagte nichts.

— Ja, heut Nacht noch! fuhr Wolfram fort. Ich soll noch Monate lang auf dem Bett liegen, während ich fühle, daß mir das Blut wieder warm durch die Adern läuft? Nein, das kann ich nicht. Und sollte ich hinauskriechen müssen aus dieser Stadt, so würde ich es thun. Soll ich noch länger dem Banquier oder gar Anderen zur Last fallen? Soll ich hören, daß man mir Mitleid und Unterstützung gönnt? Nein! Werde, was daraus will, aus New-Orleans muß ich fort. Es ist eine Stadt des Elends für mich. Ich hasse, ich verabscheue sie.

Er sah finster vor sich hin. Amelie beobachtete ihn aufmerksam.

— Wenn Du es durchaus willst, Wolfram, sagte sie, ich habe nichts dagegen einzuwenden.

— Das ist mir lieb, Amelie, antwortete der junge Mann. Nun fort von hier! Ich weiß nicht, was mit mir vorgegangen, seit jener schurkische Aufseher mich niederschoß. Aber ich weiß, daß ich mich wieder unter dem Schutze dieses Banquiers befinde. Und das will ich nicht, das mag ich nicht. Ich will der Gnade dieses Menschen nichts zu verdanken haben.

— Ereifere Dich nicht, Wolfram, ich bitte Dich darum! sagte Amelie dringend. Es schadet Dir!

— Ich bin auch ruhig, erwiederte Wolfram. Dieser Banquier ist mit dem Lord verbündet. Weiß Gott, welchen Plan sie mit mir haben. Aber ich will keine Puppe sein, die sie drehen und wenden können, wohin sie wollen.

— Auch dann nicht, wenn sie es gut mit Dir meinen? warf Amelie schüchtern ein.

— Auch dann nicht, nein! antwortete Wolfram fest. War es gut mit mir gemeint, mich hier nach New-Orleans herzuschicken, wo ich die bitterste Zeit meines Lebens überstand? War es zu meinem, zu unserem Guten, mich so weit zu treiben, daß ich entweder den Aufseher tödten, oder von ihm getödtet werden mußte? War es gut, uns durch alle Qualen der Schmach und Schande zu jagen? Nein, Amelie, und wenn diese Leute mich zum Millionär, zum Engel machen wollten — von ihnen würde ich es nicht annehmen.

— Aber der Lord wollte Dir wohl, trotz Deines Benehmens gegen ihn! sagte Amelie leise.

— Mag sein! Ich gestehe, daß ich damals wie ein thörichter Knabe gegen ihn gehandelt. Ich würde jetzt nicht mehr so gegen ihn auftreten. Ich bin anders geworden. Aber es ist nun einmal geschehen, das Schicksal hat uns auseinander gebracht. Er soll mir nicht mehr in den Weg treten, weder im Guten, noch im Bösen. Die Geschichte mit meinem Vater war ohnehin gewiß nur eine Fabel. Nein, Amelie, sobald der erste Funken von Besinnung in mir aufdämmerte, faßte ich den Entschluß, mich diesen Menschen zu entziehen. Ich will frei, will selbständig sein. Meine Hände und mein Kopf sollen mich ernähren, und wenn ich Jemand etwas zu danken habe, so sollst nur Du, nur Du es sein. Du hast mich in allen Dingen so tief beschämt, daß ich auch dies noch hinnehmen kann.

— Sprich nicht so, Wolfram! sagte Amelie, als der junge Mann ihr hingebend die Hand küßte. Wie können wir nur davon reden? Einer lebt, Einer handelt für den Anderen.

— Ich fühlte, daß meine Kraft zurückkehrte, früher, als der Arzt meinte, fuhr Wolfram dann fort. Meine Natur ist stark und kräftig, das habe ich jetzt erfahren. Das wenige Blut, das ich verloren, wird mich auch wohl ruhiger und besonnener gemacht haben. Als ich deshalb heut Abend sah, daß man mich allein ließ, faßte ich sogleich den Entschluß, fortzugehen. Ich stand auf und in einem Nebenzimmer fand ich meine Kleider. Nun bin ich zu Dir gekommen, Amelie, um Dich zu fragen, ob Du mich begleiten willst?

— Ich will es, Wolfram. Aber Deine Gesundheit, Deine Wunde! Ich glaube kaum —

— Sei überzeugt, ich bin geheilt! sagte Wolfram. Daß ich noch schwach bin, ist wahr; aber mir fehlt nur die freie Luft, um mich zu kräftigen. Jetzt ist die beste Zeit zum Reisen. Ich werde mich während der Reise selbst erholen. Ich weiß es, Amelie. Nur Eins fehlt mir, Geld. Hast Du etwas erspart? Du sagtest mir neulich ein Wort davon.

— Ja, Wolfram, ich habe gearbeitet, und es schien mir, als ob seit dem schweren Unfall, der Dich betroffen, das Glück mir günstiger geworden sei. Ich erhielt einige Aufträge, denen bald so viele folgten, daß ich sie nicht ausrichten konnte. Anfangs glaubte ich, es geschähe, weil Du fort seiest aus New-Orleans — denn man hatte mir gesagt, Du seiest verreist — und es betrübte mich bitter, zu denken, daß man mich nun unterstützen wollte, da Du fort warst. Aber als ich die Freudenbotschaft vernahm, Du seiest noch in New-Orleans und vom Tode errettet, da arbeitete ich mit Freuden Tag und Nacht, weil ich wußte, wie sehr Du Dich freuen würdest, wenn ich Dir eine kleine Summe bieten könne.

Man hat mich besser bezahlt, als ich erwarten konnte. Man drängte sich nach meinen Stickereien. Denke Dir, ich habe vierhundert Dollars beisammen, liebster Wolfram.

— Ah, ich danke Dir, mein liebes Weib! rief Wolfram und drückte ihr die Hand. Aber bist Du auch keine Verpflichtung eingegangen für längere Arbeit?

— Glücklicher Weise nein! Was ich jetzt arbeite, ist für mich und ich habe heut Nachmittag den letzten Rest von meinen Arbeiten abgeliefert. Ich bin ganz frei.

— Gott sei Dank! sagte Wolfram. Ach, wenn ich nur die Schuld an den Lord nicht hätte!

— Laß Dein Herz nicht darunter leiden! bat Amelie. Wir werden sie bezahlen, und Niemand kann mehr verlangen, als daß wir es thun, sobald es uns möglich ist. Wolfram, ich bitte Dich recht von Herzen, sei wieder heiter und fröhlich. Das Leben liegt noch vor uns. Du bist wieder gesund, wir sind Beide jung. Wir werden arbeiten mit allen unseren Kräften und Gott wird es uns lohnen. Hoffe, mein lieber Freund, hoffe!

— Du bist mein Engel, mein Rettungsengel! rief Wolfram mit glühender Innigkeit. Und Du zürnst mir nicht, wenn ich Dich nun wieder in die weite Welt treiben will?

— Nein, Wolfram, ich würde Dir nur zürnen, wenn Deine Gesundheit darunter litte.

— Das wird sie nicht. Nun höre, Amelie! Wir müssen noch heut Nacht fort. Wenn der Banquier meine Entfernung bemerkt, so möchte er uns Hindernisse in den Weg legen. Wir müssen also morgen früh schon außerhalb New-Orleans sein. Bist Du bereit? Hast Du Dein Geld beisammen? Hast Du Alles in Bereitschaft?

— Alles, Wolfram. Ich kann mit Dir gehen, so wie ich hier bin.

— So kleide Dich zur Reise an, mein Herz. Als ich

an dem Hafen vorüberging, sah ich, daß man einen Dampfer heizte, und man sagte mir, er mache die Fahrt nach St. Louis. Auf dem wollen wir abreisen. Kleide Dich an. Ich werde unterdessen an den Banquier schreiben.

Er ging in das Zimmer der alten Frau, die sehr bestürzt schien, als er ihr sagte, daß er sie nun mit Amelie für immer verlassen würde. Er tröstete sie und dankte ihr vielmals für die Liebe und Anhänglichkeit, die sie seiner Braut bewiesen. Dann schrieb er an den Banquier, dankte auch diesem für seine Theilnahme, sagte ihm, er werde seine Schuld an den Lord Hope bezahlen, sobald es in seiner Macht stehe, und gab kein Ziel seiner Reise an. Die alte Frau übernahm es, am anderen Morgen den Brief zu besorgen.

Dann kehrte er zu Amelie zurück, die ihn bereits reisefertig empfing. In ihrer einfachen Tracht, mit ihrem zarten, blassen Gesicht, auf das jetzt ein Schimmer von Gesundheit zurückgekehrt war, mit ihrem Reisebündel unter dem Arm sah sie ungemein lieblich aus, und Wolfram wurde von der tiefsten Rührung ergriffen. Er küßte ihre Hand und Thränen traten ihm in die Augen. Amelie drängte zum Abschiede. Sie glaubte, daß die Bewegung Wolfram schaden könne. Dann sagte sie zu der weinenden Alten Lebewohl und die Beiden verließen in stiller, finsterer Nacht das kleine Haus in der Vorstadt.

Durch die wohlbekannten Gassen und Straßen wanderten sie dem Hafen zu. Wolfram hatte sich nicht geirrt. Der Dampfer war bereit zur Abfahrt nach St. Louis. Wolfram nahm zwei Plätze zur Fahrt bis zu der ersten größeren Stadt. Amelie ging in die Damenkajüte hinunter. Wolfram blieb trotz der Bitten Amelie's auf dem Deck.

Dort stand er, und während die Schaufeln des mächtigen Dampfers die Wellen des Mississippi erschütterten und der Fluß wie ein schwarzer Strom der Unterwelt vorüberrauschte, ließ er Vergangenheit und Gegenwart durch sein

bewegtes Herz ziehen. Er erinnerte sich seiner ersten Liebe zu Amelie, ihrer ersten süßen Freuden, ihrer Reise nach Amerika, ihrer Trennung bei den Mormonen, seiner Leiden und des gewagten Fluges auf dem Kondor. Wenn er daran zurückdachte, glaubte er es selbst nicht und schüttelte den Kopf. Aber durch diese ganze Vergangenheit zog sich wie ein strahlendes Band die Liebe Amelie's zu ihm, dem Ungetreuen, Stolzen und Eigensinnigen. Erst jetzt vermochte er die Liebe in ihrer ganzen Treue, Hingebung und Innigkeit zu würdigen. Da stand er auf dem einsamen Deck und in seiner Seele bildete sich der feste und unabänderliche Entschluß, von nun an kein anderes Ziel mehr zu verfolgen, als das Glück dieses Weibes, das ihm Alles geopfert hatte und ohne das er untergegangen wäre im Wirbel des Lebens. Für sie wollte er arbeiten, nur für sie leben, sie auf seinen Händen tragen — uud zum ersten Mal, zum ersten Mal seit langer, langer Zeit richtete sich sein Blick nach oben und seine Lippen flüsterten ein Gebet zu dem über den Sternen, daß er seinen Entschluß hören und ihm die Kraft verleihen möge, ihn auszuführen.

Dann begab auch er sich in die Herrenkajüte und schlief so fest und ruhig, daß er erst spät am andern Tage erwachte. Amelie erwartete ihn bereits auf dem Hinterdeck. Sie las mit besorgten Blicken in seinem Gesicht. Aber die Bläße und eine gewisse Langsamkeit in den Bewegungen abgerechnet, schien Wolfram wirklich geheilt zu sein.

Der junge Mann gab seine Absicht auf, in der ersten größeren Stadt an's Land zu steigen, und beschloß, bis St. Louis zu fahren. Dort angelangt, miethete er eine bescheidene, aber nicht ärmliche Wohnung und ließ eine Anzeige in die Zeitung setzen.

Er sagte darin, daß ein Architekt aus Paris sich auf einer Studienreise in Amerika befinde und die Gelegenheit benutzen wolle, um Pläne für diejenigen zu entwerfen, die

Häuser zu bauen beabsichtigten. Er fügte eine Tare bei, sehr ausführlich, gab seine Wohnung an und bat die Herren Amerikaner, ihn mit Aufträgen zu beehren.

Diese Anzeige, über die Wolfram und Amelie selbst lächelten, war durchaus amerikanisch, namentlich in der speziellen Aufführung der Tare. Die Amerikaner lieben das Praktische und es gefiel ihnen, daß dieser Architekt so viel Dollars für den Plan eines einstöckigen Gebäudes, so viel für den eines zweistöckigen u. s. w. verlangte. Schon am ersten Tage erhielt Wolfram Aufträge, und da das Entwerfen von Plänen keine anstrengende Beschäftigung war, so konnte er fast die ganze Tageszeit dazu benutzen. Nach einigen Tagen hatte Wolfram bereits einen Ruf, um so mehr, da seine Tare verhältnißmäßig sehr gering war. Er erhielt auch Aufträge, den Bau von Häusern zu übernehmen; aber darauf ließ er sich nicht ein, weil seine Zeit es ihm nicht erlaubte. Das Schicksal schien den beiden Liebenden jetzt wirklich ein gütiges Lächeln zu zeigen, nachdem es sie so lange drohend angeblickt. Wolfram konnte die Aufträge, die er erhielt, kaum befriedigen, und da die meisten von derselben Gattung waren, so konnte er beinahe nach der Schablone arbeiten. Nach vier Wochen hatte er schon zweitausend Dollars verdient und reiste nun weiter nach dem Osten.

In jeder größeren Stadt verfuhr Wolfram nach demselben Grundsatze. Da in keinem Lande mehr gebaut wird, als in Amerika, und da Wolfram jetzt bereits aus den Städten, in denen er gearbeitet, das günstigste Zeugniß mit sich brachte, so strömte ihm die Menge zu. Alle Welt wollte Pläne von dem geschickten Pariser Architekten haben. Wolfram nahm zuletzt nur die größeren Aufträge an, schon deshalb, weil es nicht seine Absicht war, in Amerika reich zu werden, sondern weil er nur fürs Erste eine bestimmte Summe zurücklegen wollte. Von Cincinnati aus schickte er dem Banquier die

tausend Dollars für Lord Hope, ohne demselben aber anzugeben, wohin er weiter reisen würde.

So ging es von Stadt zu Stadt. Es ist in Amerika noch mehr als anderswo der Fall, daß demjenigen, der einen Ruf in gewissen Dingen hat, Alles zuströmt. Der Ruf Wolframs — der übrigens nicht seinen wirklichen Namen führte — war schon bis New-York und Boston gedrungen und man machte ihm dort die vortheilhaftesten Anerbietungen, für immer zu bleiben. Wolfram nahm dieselben für's Erste nicht an, lehnte sie aber auch nicht unbedingt ab. Wie viel er verdiente, davon sagte er Amelie nie etwas. Je nach der Größe der Stadt miethete er eine bescheidene oder große Wohnung. Den Tag über stand er an seinem Zeichenpult. In dem Nebenzimmer, zu dem die Thür geöffnet war, saß Amelie, mit Stickereien — aber nicht für Andere — beschäftigt. Kam ein Geschäftsbesuch, so wurde die Thür geschlossen — war er fort, so wurde sie wieder geöffnet und Beide sprachen mit einander.

Auch mit Wolframs Gesundheit ging es vortrefflich vorwärts. Seine Wangen hatten die frühere Röthe wiedergewonnen, er konnte selbst angestrengte Bewegungen machen, ohne mehr den geringsten Schmerz zu empfinden. Und was Amelie anbetraf, so war sie nie so blühend und schön gewesen, wie jetzt. Das Glück der Liebe, die Wonne der Zufriedenheit strahlten aus jeder ihrer Mienen, aus ihrem Auge, aus ihrem Lächeln. Wenn sie zusammen ausgingen, so bewunderte alle Welt das schöne Paar. Man hielt sie für Mann und Frau, obgleich sie es nicht waren. Wolfram hatte ein Mal darüber mit Amelie gesprochen und ihr gesagt, daß ihre Verbindung stattfinden solle, sobald er sich entschlossen habe, an einem bestimmten Orte zu bleiben, was nun bald der Fall sein würde.

Eines Abends, nachdem Wolfram viel gearbeitet, kam er zu Amelie.

— Der Plan ist fertig, sagte er lächelnd und sich zu ihr setzend. Es war ein großer Plan für ein öffentliches Gebäude, und es soll der letzte sein, den ich in Amerika gemacht habe.

— Der letzte? fragte Amelie nicht ohne eine freudige Ueberraschung. Der letzte in Amerika?

— Ja, meine theure Amelie! antwortete Wolfram, glaubst Du, ich hätte den leisen Wunsch Deines Herzens nicht schon lange errathen? Glaubst Du, ich wüßte nicht, daß Du Dich nach Frankreich, Deiner Heimath, zurücksehnst? Und Du hast Recht, Amelie. Amerika ist kein Land für Dich und mich. Es ist das Land, um Geld zu erwerben, aber nicht um glücklich und traulich zu leben. Wir wollen zurück nach Paris!

— Ach, Wolfram, Du erfüllst einen heißen Wunsch meiner Seele! rief Amelie hocherfreut. Du glaubst nicht, wie sehr ich dies Amerika hasse, das mir so viel Leiden und Dir so viel Unglück gebracht hat. Ich finde nichts in meinem Vaterlande, als was ich schon habe — Dich! Aber es ist doch das Vaterland. Ich höre meine Sprache, ich sehe ein fröhliches, edles Volk, nicht dieses Gemisch aller Nationen, wie hier! Ach, Wolfram, ich danke Dir für diesen Entschluß. Aber Eines — Eines ist doch bedenklich, verzeih' mir, wenn ich es sage! Hier hast Du einen Namen erworben, in Paris wirst Du mit vielen Bewerbern zu kämpfen haben. Ich kenne Dich. Es wird Dich niederbeugen, dort von vorn anfangen zu müssen.

— Glaube das nicht, Amelie, sagte Wolfram lächelnd. Ich weiß nicht mehr, was Eitelkeit ist. Und etwas anders ist es doch, als Du denkst. So ganz von vorn brauche ich nicht anzufangen. Ich kann es eine Zeit lang mit ansehen. Ich habe in Amerika etwas Geld gespart, mehr als ich dachte. Wie viel glaubst Du wohl? Aber Du darfst nicht zu wenig rathen!

— Wie soll ich das wissen? Zweitausend Dollars? fragte Amelie lächelnd.

— Sieh her! sagte Wolfram mit freudestrahlenden Augen. Jedes dieser Papiere ist eine Banknote von tausend Dollars. Nun, erschrick nicht, zähle nur. Es sind fünfzig.

— Unmöglich! Wolfram, ich bitte Dich, wie ist das möglich gewesen? rief Amelie erbleichend vor Freude. Fünfzigtausend Dollars! Das ist ja ein Schatz!

— Wenigstens ein kleiner! sagte Wolfram glückselig. Es sind ungefähr zweimalhundertundfünfzigtausend Francs. Von den Zinsen können zwei Leute auch in dem theuern Paris ganz gut und glücklich leben. Aber ich denke, es wird dabei nicht bleiben. Mein Hauptzweck soll es jetzt freilich sein, auch dem Edlen in meinem Berufe nachzustreben. In Amerika bin ich des Handwerksmäßigen überdrüssig geworden. Mein kleines Vermögen soll mir dazu dienen, mir allmälig einen Namen zu machen. Ich denke, Amelie, wir werden recht glücklich sein. Und in Paris wollen wir uns trauen lassen!

Amelie war jetzt schon glücklich. Sie weinte und Wolfram schloß sie innig in seine Arme. Es war die glücklichste Stunde seit ihrer ersten Bekanntschaft in Paris.

Zwei Tage darauf befanden sie sich auf dem Dampfboot nach Havre. Die Fahrt dorthin und die Reise nach Paris wurde glücklich zurückgelegt. Nur acht Tage lang wohnten sie in Paris im Hotel. Während dessen hatte Wolfram bereits ein Häuschen gekauft und eine eigene Wohnung einrichten lassen. Am neunten Tage wurden sie in Notre-Dame getraut — Wolfram gehörte ebenfalls der katholischen Religion an — und er führte seine Gattin in das freundliche Häuschen, das er gekauft und über dem in einfacher Schrift die Worte standen: „Wolfram Büchting, Architekt."

Am anderen Tage schrieb er nach Berlin, um sich nach dem Schicksal seiner Schwester zu erkundigen. Daß seine

Mutter gestorben war, wußte er. Er erhielt jedoch keine Antwort von denjenigen, an die er geschrieben. Denn die Personen, an die er sich gewendet — Bekannte seiner Eltern — waren gestorben. Dies war der einzige Umstand, der sein Glück trübte. Denn in seiner frühern Jugend hatte er seine Schwester sehr geliebt, und jetzt sehnte er sich danach, auch sie glücklich zu wissen.

Die Verfolgung.

Der Dampf wirbelte in die Luft und zerstob im Augenblick vor dem scharfen Winde. Das Rauschen der Schaufeln mischte sich mit Getose der Wellen, die sich vergebens zu bemühen schienen, das schöne Dampfboot von seiner schnurgeraden Bahn abzulenken. Der Graf saß auf dem Hinterdeck, am Fernrohr. Vor ihm auf einem Tische lagen Karten, in denen er studirte. Es waren Spezialkarten der Inseln des Mittelmeeres, der Inseln Korsika, Sardinien und Sicilien.

In einiger Entfernung von ihm saß der Schmuggler mit dem rechten Arm in der Binde. Sein Gesicht war finster und mißmüthig. Gewöhnlich sah er starr vor sich hin. Dann wieder aufblickend ließ er das Auge lange über die See schweifen. Zuweilen auch wagte er es, den Grafen anzublicken, und dann zeigte sein Gesicht den Ausdruck scheuer Bewunderung.

Monte-Christo war immer blaß gewesen. Diese Bläße war ihm geblieben seit jenem Aufenthalte in den Gewölben des Schlosses d'If. Damals hatte kein Sonnenstrahl sein Gesicht getroffen, kein Lüftchen seine Haut berührt. Und seltsam genug! fast ebenso viele Jahre des Lebens auf der See, in freier Luft, im Sonnenbrand der Tropen, hatten

die Bläſſe dieſes Geſichts nicht verwiſchen, den Wangen ihre jugendliche Röthe nicht zurückgeben können. Nur einen matten, gelblichen Schimmer hatten ſie über ſeine Haut gelegt. Aber neben dem rabenſchwarzen Haar und Bart erſchien ſelbſt dieſer Schimmer noch als das glänzendſte Weiß.

Man konnte nicht ſagen, daß er jetzt blaſſer geworden ſei. Nur unter ſeinem Auge, dort, wo ſich das Augenlid nach der Naſenwurzel hinzieht, zeigte ſich ein matter, blauer Streif, den man früher nicht an dem Grafen bemerkt hatte und der ſeinem Geſichte einen faſt unmerklichen Ausdruck von Abſpannung gab. Sonſt war es unverändert, wie das ganze Weſen des Grafen. Seine Züge waren ebenſo ſtreng, aufmerkſam und verſchloſſen, wie immer, jede ſeiner Bewegungen ebenſo abgemeſſen ſtolz und ritterlich.

Er ſtudirte die Karten mit der äußerſten Genauigkeit und ſchrieb zuweilen den Namen einer Stadt, einer Bucht, eines Berges auf ein Stück Papier, das vor ihm auf dem Tiſche lag. Dann legte er die Karte von Korſika fort, die er bis jetzt in der Hand gehalten, und that ebenſo mit der Karte von Sardinien und endlich mit der von Sicilien. Während deſſen ſtrebte der Dampfer mit voller Kraft dem nahen Korſika zu, deſſen einzelne Bergſpitzen und Küſtenfelſen bereits vollkommen ſichtbar waren.

— Tordero! rief er dann.

Der Schmuggler ſprang ſogleich auf und näherte ſich unterwürfig dem Grafen.

— Du würdeſt Dein Fahrzeug überall erkennen, ſo weit Du es erblicken kannſt? fragte er.

— Gewiß, Illuſtriſſimo! antwortete der Schmuggler.

— Hat es eine beſondere Bauart, ein beſonderes Kennzeichen, an dem es bemerkbar iſt?

— Nein, Herr Graf. Wir Schmuggler hüten uns wohl, ſolche Fahrzeuge zu nehmen. Wären ſie einmal bekannt, ſo müßten wir ſie verlaſſen, denn die Zollwächter

würden sie unter allen Umständen wiedererkennen. Mein Boot ist ein einfaches kleines Fahrzeug, kaum fest genug für die hohe See und ursprünglich zu Küstenfahrten bestimmt.

— So glaubst Du also nicht, daß Benedetto sich weiter als bis Korsika gewagt hätte?

— Er muß sehr muthig oder sehr ängstlich gewesen sein, wenn er weiter gegangen ist, als höchstens bis nach Sardinien. Die Fahrt nach Sicilien wäre bei dem scharfen Winde gefährlich gewesen.

— Es ist gut, sagte der Graf. Verstehst Du durch ein Fernrohr zu sehen?

— Ich habe es zuweilen versucht, und wenn ich es übe, werde ich es lernen.

— So nimm dieses Fernrohr und bemühe Dich, die Böte auf dem Meere zu unterscheiden, damit Du einst Dein eigenes Fahrzeug erkennen kannst, sagte Monte-Christo und reichte ihm ein kleines Fernrohr, das ebenfalls auf dem Tische lag. Es ist gut!

Tordero nahm das Fernrohr und begann damit seine Uebungen.

— Laurent! rief der Graf mit seiner Stimme, die, ohne daß er sie zu erheben brauchte, klar und scharf über das ganze Deck drang. Laurent!

Einer von den Bootsleuten, ein ungefähr dreißigjähriger Mann mit einem klugen Gesicht und leichter Haltung, eilte sogleich herbei.

— Laurent, sagte der Graf, nimm diesen Zettel und diese Börse. Wir werden Dich dort an der Küste aussetzen. Du wirst Dich erkundigen, ob irgend ein Boot mit zwei Männern, einer Frau und einem Kinde gelandet ist. Ich habe die Orte aufgeschrieben, an denen die Landung möglicher Weise erfolgt sein kann. Du wirst Dich dort hauptsächlich erkundigen, aber auch an allen Punkten die Nach-

frage nicht vergessen. Du hast zwei Tage Zeit. Die Frist ist kurz, aber nicht zu kurz. Du brauchst nur im Süden der Insel zu bleiben. Nach dem Norden kann sich Benedetto nicht geflüchtet haben. Er wäre dort nicht sicher. Nach zwei Tagen um dieselbe Zeit werde ich Dich hier erwarten. Zu schlafen brauchst Du nicht viel in den Nächten, Du kannst Dich nachher ausruhen. Gelingt es Dir, eine Spur, auch nur eine Spur von den Räubern zu entdecken, so erhältst Du eine Million Francs und kannst später über Deinen Aufenthalt selbst bestimmen. Jetzt mache Dich bereit. Ein Boot wird Dich aussetzen. Verliere keine Minute. Jede ist kostbar!

Laurent verneigte sich, nahm das Papier und die Börse und verschwand Dann hörte das Geräusch der Räder auf und man sah ein kleines Boot vom Dampfer abstoßen, glücklich die Brandung durchschneiden und Laurent am Ufer aussetzen. Dann kehrte es zurück, die Räder begannen wieder zu arbeiten und der Dampfer steuerte südlich weiter.

Bald war er der Nordostücke Sardiniens ebenso nahe, wie vorher der Küste Korsika's. Der Graf hatte zwei Papiere mit Namen beschrieben.

— Bertin! Philot! rief er, und zwei Männer, Laurent ähnlich in Kleidung und Aussehen, kamen eilig von verschiedenen Seiten nach dem Hinterdeck.

— Ich werde Euch hier an der Küste von Sardinien aussetzen lassen, sagte der Graf. Du, Bertin, machst die Tour nach Süden. Die Hauptpunkte habe ich Dir aufgeschrieben. Du, Philot, gehst um die Nordküste herum so weit nach Westen, als Du kommen kannst. Ihr Beide habt sechsundvierzig Stunden Zeit, um Euch zu erkundigen, ob die Männer, eine Frau und ein Kind an irgend einem Punkte der Küste gelandet sind. Hier ist Geld für Euch Beide. Wendet Euch wo möglich an die Schmuggler und Banditen, die alle Zufluchtsörter kennen. Nach sechsund-

vierzig Stunden werdet Ihr auf derselben Stelle sein, wo ich Euch aussetzen lasse, und mir Antwort geben. Derjenige von Euch, der eine Spur von den Flüchtigen entdeckt, erhält eine Million Francs und mag selbst bestimmen, ob er bei mir bleiben oder anderswohin gehen will. Jetzt macht Euch fertig!

Wieder hemmte der Dampfer seinen Lauf, wieder durchschnitt das kleine Boot die Brandung und die beiden Männer wurden ausgesetzt. Dann, als das Boot zurückgekehrt war, eilte der Dampfer mit verdoppelter Kraft weiter nach Süden.

Die Nacht war jetzt angebrochen. Der Graf ging in die Kajüte. Dort sah ihn Niemand, Niemand hörte etwas von ihm. Aber am andern Morgen, als der erste Schimmer der Dämmerung im Osten über dem Schaume des Meeres aufstieg, war er wieder auf dem Deck.

Dort stand er vor dem Fernrohr und beobachtete unablässig die Küste von Sardinien, während Tordero ebenso emsig durch sein Fernrohr nach allen Seiten ausschaute. Der Dampfer fuhr an der Küste von Sardinien entlang, so nahe als möglich. Es schien, als wolle des Grafen Auge in jeden Felsenwinkel, in das Innere jeder Bucht eindringen, so unablässig stand er an dem Fernrohr. Und da die Küste nahe und das Fernrohr gut war, so konnte ihm allerdings unmöglich irgend ein Boot entgehen, das an der Küste lag.

Zuweilen rief er Tordero an und zeigte ihm ein kleines Boot an der Küste. Aber der Schmuggler, der die Frage wohl verstand, schüttelte immer den Kopf.

Jetzt waren sie an der Südspitze von Sardinien. Der Graf hatte immer an dem Fernrohr gestanden. Niemand hatte gesehen, daß er auch nur einen Bissen genossen. Dann ging er auf einige Minuten nach der Kajüte hinab, und als er zurückgekehrt war, stellte er sich wieder an das Fernrohr. Die Südspitze von Sardinien wurde umsteuert und der

Dampfer fuhr eine Strecke weit auf der Westseite nach Norden hinauf.

Dann gab der Graf den Befehl zum Umlegen und der Damfer nahm seinen Kurs nach Sicilien. Der Wind war unterdessen fast sturmartig geworden. Aber das herrlich gearbeitete Boot siegte spielend über alle Hindernisse des Meeres.

Es war nicht die Absicht des Grafen, bis nach Sicilien zu steuern. Er wollte nur auf der offenen See kreuzen. Alle Fahrzeuge, die von Süden kamen, wurden durch das Sprachrohr angerufen und befragt, ob sie ein kleines Boot mit zwei Männern und einer Frau bemerkt hätten. Die Antwort lautete überall verneinend und doch hätte man das Boot bemerken müssen, schon wegen seiner Kleinheit. Es hätte auffallen müssen, ein so kleines Boot in diesem Theile des Meeres zu finden.

So kreuzte der Dampfer den ganzen Tag und auch die Nacht. Der Graf ging nur selten und nur auf Minuten in die Kajüte hinab. Am dritten Tage nach der Abfahrt von Monte-Christo gab er den Befehl, wieder nach Norden zu steuern.

Genau sechsundvierzig Stunden waren verflossen, als der Dampfer an jener Nordspitze von Sardinien anlangte, an der die beiden Männer ausgesetzt worden. Der Graf hatte schon längst sein Fernrohr dorthin gerichtet gehabt. Er hatte bemerkt, wie zwei Männer, der eine von Süden, der andere von Norden, eilig herbeikamen.

Das Boot wurde ausgesetzt, der Dampfer hielt. Nach zehn Minuten betrat Bertin und Philot das Deck. Der Graf erwartete sie in seiner gewöhnlichen Stellung am Fernrohr.

Er las nicht in ihren Mienen, wenigstens bemerkte man das nicht, und die beiden Männer näherten sich ihm, bis auf's Aeußerste erschöpft. Aber er hätte auch nicht lange in

ihren Mienen zu lesen brauchen. Es ließ sich leicht errathen, welche Antwort sie brachten.

— Nun, Bertin? fragte der Graf. Hast Du etwas entdeckt?

— Nein, Herr Graf, antwortete der Mann mit der tiefsten Betrübniß. Ein einziges Mal hoffte ich. Zwei Männer mit einer Frau und einem Kinde, sagte man mir, wären in einem Küstendorfe gelandet. Aber ich habe sie selbst gesehen. Sie waren es nicht.

— Und Du, Philot, hast Du irgend etwas gefunden? fragte der Graf den Andern.

— Nein, antwortete dieser mit demselben kummervollen Gesicht. Ich bin weiter hinab gewesen, als der Herr Graf mir aufgeschrieben. Aber ich habe nichts entdeckt.

— Es ist gut, antwortete Monte-Christo. Jeder von Euch wird zwanzigtausend Francs für seine Mühe erhalten. Erholt Euch und schlaft. Ich werde Euch noch brauchen.

— Meine Kräfte stehen dem Herrn Grafen zu Gebote, sagte Bertin mit der Miene der tiefsten Ergebenheit. Aber für diesen Dienst nehme ich nichts, gar nichts.

— Auch ich nicht! rief Philot. Es wäre ein Sündengeld!

— Nun gut, erholt Euch! sagte der Graf und etwas wie ein Seufzer klang zwischen seinen Worten. Laßt Euch vom besten Weine reichen und schlaft die Nacht hindurch.

Die Beiden gingen. Der Dampfer steuerte nach Norden weiter.

Achtundvierzig Stunden waren vergangen, als er an der Höhe derselben Spitze hielt, auf der Laurent ausgesetzt worden. Er war noch nicht dort, er kam erst die Felsen herab, als das Boot schon ausgesetzt war, um ihn zu holen. Nach zehn Minuten war er an Bord.

Auch er konnte kaum gehen. Auch sein Gesicht zeigt die unverkennbaren Spuren der größten Erschöpfung un

der tiefsten Niedergeschlagenheit. So trat er vor den Grafen hin.

— Wie weit bist Du gewesen? fragte ihn dieser.

— Ueberall. An allen Orten, die Sie mir verzeichnet, Herr Graf.

— Auch in der Macchia?

— Ja, Herr, auch in der Macchia.

— Und auf dem Monte Rotondo? Am Cap Bonifacio?

— Ja, Herr, auf dem Monte Rotondo und am Cap Bonifacio?

— Und Du hast nichts entdeckt?

— Nichts, Herr. Kein Mensch, kein Hirt, kein Schiffer, kein Fischer, kein Bandit hat ein solches Boot gesehen.

— Es ist gut! sagte Monte-Christo. Ich werde Dir fünfzigtausend Francs auszahlen lassen.

— Nein, Herr, nein! rief Laurent. Nichts für diesen Sündendienst. Ich wollte, ich könnte sterben, wenn sie nur gefunden wären!

Und er brach in bittere Thränen aus und eilte dann fort, um sie zu verbergen.

Auch der Graf war erschüttert, auf's Tiefste. Es war deutlich zu sehen, daß er auf Laurent seine Hoffnung gesetzt hatte. Er schlug beide Hände vor das Gesicht.

— Gott, mein Gott! Herr im Himmel! Strafe mich nicht so sehr! Was habe ich denn verbrochen? Gieb sie mir wieder, und mein Leben, mein ganzes Leben soll Reue und Demuth sein! Herr, mein Gott, räche meine Schuld nicht an meinem Weibe und meinem Kinde!

Diese Worte drängten sich mit entsetzlicher Qual über seine Lippen. Er taumelte und sank dann auf seinen Stuhl. Dort blieb er, mit dem Gesicht auf dem Tisch, während der Dampfer langsam weiterfuhr, während die Wellen rauschten und der Wind lustig über das Verdeck hinstrich, während

die Möven fröhlich vom Land zum Meer, vom Meer zum Lande flatterten.

— Tordero! rief er dann und erhob sein Haupt und sein Gesicht, das wieder ruhig geworden war.

Der Schmuggler trat an ihn heran. Er war bei den Worten des Grafen leichenblaß geworden.

— Tordero, kennst Du die Straße von San Bonifacio? fragte ihn der Graf.

— Nein, Illustrissimo! Ich habe sie nie befahren.

— Kennst Du auf Korsika einen Menschen, gleichviel, wer er ist, der hier Bescheid weiß?

— Nein, Illustrissimo. Ich bin nie über Monte-Christo und Elba und Caprara hinausgekommen.

— Es ist gut! sagte Monte-Christo. Sage dem Steuermann, daß er zu mir kommt.

Der Steuermann erschien. Der Graf fragte ihn, ob Jemand auf dem Dampfer sei, der das Fahrwasser der Straße von Bonifacio und die Küsten genau kenne. Der Steuermann glaubte es verneinen zu müssen, wollte sich aber vorher erkundigen. Er kam endlich mit der Nachricht zurück, daß Niemand dieses Fahrwasser kenne.

— So laß das große Boot aussetzen und mit sechs Leuten bemannen, sagte der Graf. Laß Ruder und Segel, Waffen und Proviant hineinbringen. Du erwartest mich mit dem Dampfer auf dieser Stelle. Bin ich in drei Tagen nicht zurück, so erkundigst Du Dich, was aus mir geworden, und für den Fall meines Todes schickst Du diesen Brief nach Paris!

Er legte vor den Augen des Steuermanns einen Brief auf den Tisch. Dieser, wie es schien tief erschüttert und bestürzt, verließ das Hinterdeck.

Das Boot war bald ausgesetzt und bemannt. Der Graf war in die Kajüte gegangen und kehrte von dort in einem veränderten Anzuge zurück. Niemand hätte ihn erkannt.

Er sah vollkommen einem Korsikaner ähnlich. Selbst Tordero stutzte, als er ihn anrief, und erkannte ihn nur an der Stimme.

— Nimm diese Sachen und kleide Dich damit um! sagte der Graf. Benedetto darf Dich nicht wiedererkennen. Mache schnell! Wir müssen noch vor Anbruch der Nacht eine Strecke weit in das Land hinein. Wenn Du fertig bist, komm in das Boot.

Der Graf stieg hinab in das kleine Fahrzeug, prüfte, ob Alles im Stande sei, und gab dann den Bootsleuten seine Befehle. Sie sollten ihn fürs Erste nach einem Punkte der Küste rudern, dann weiter fahren und ihn am andern Morgen ganz früh an einem Punkte in der Straße San Bonifacio, die er ihnen ganz genau bezeichnete, erwarten. Entdeckten sie etwas von Benedetto, so sollten sie mit der kleinen Kanone, die sich an Bord befand, sofort ein Zeichen geben.

Jetzt kam Tordero. Auch sein Anzug war wie der eines Korsikaners. Den Arm trug er nicht mehr in der Binde, obgleich die Wunde noch nicht geheilt war. Er meinte, es würde schon so gehen und Benedetto möchte ihn an der Binde erkennen.

Das Boot ruderte nun nach der Küste. Dort wurden der Graf und Tordero ausgesetzt. Weit und breit war hier kein Dorf, keine Stadt zu sehen. Auch brach der Abend schon an. Der Graf schlug den Weg nach dem Innern ein und die Beiden gingen schweigsam wohl zwei Stunden neben einander her, ohne auf ein Haus zu stoßen.

Endlich bemerkten sie einen Lichtschimmer. Sie gingen darauf zu. Er drang durch die Spalte eines Fensterladens und sie standen vor einem kleinen steinernen Hause.

— Oeffnet! rief der Graf. Zwei Fremde wollen die Nacht hier zubringen.

— Seid Ihr Fremde, so geht zum Teufel! rief eine

rauhe Stimme aus dem Innern. Seid Ihr aber nicht fremd, so werde ich Euch selbst zu ihm spediren!

— Schämt Euch! rief der Graf zurück. Ist das die Gastfreundschaft Korsika's? Seht heraus und Ihr werdet sehen, daß wir Fremde sind, Reisende!

Es verging einige Zeit, während deren der Bewohner des Hauses wahrscheinlich von irgend einer Stelle aus die Fremden beobachtete. Man hörte nichts im Innern.

— Nun, Pietro und Luigi sind es nicht! sagte dann dieselbe rauhe Stimme. Was wollt Ihr?

— Für's Erste eine Stunde Quartier! antwortete der Graf. Und dann wollen wir mit Dir reden. Fürchte nichts von uns. Alles, was Du zu fürchten hast, ist eine Hand voll Gold.

— Fürchten, ich mich fürchten? lachte es aus dem Innern. Nun, so tretet ein!

Ein Riegel wurde weggeschoben, die Thür öffnete sich und die Beiden traten in das Innere des Hauses und in ein Zimmer, das nichts bot, als die nackten Wände.

Mitten im Zimmer stand ein Korse, nicht groß, aber ein Herkules an Sehnen und Muskeln. Er hatte die Flinte in der Hand und seine blitzenden Augen empfingen die beiden Fremden mit einem eben nicht freundlichen Gruße. Er schien dabei gewesen zu sein sich seine Abendmahlzeit zu bereiten. Ein Feuer brannte im Kamin und dessen Schimmer war es gewesen, den Monte-Christo bemerkt hatte.

Der Graf setzte seine Büchse an die Wand. Tordero that dasselbe. Dann setzte sich Monte-Christo mit der größten Unbefangenheit auf einen Stein, der in einer Ecke lag und zum Sitzen bestimmt schien. Tordero blieb stehen.

— Ich kenne Euch wirklich nicht, sagte der Korse, der die Beiden mit seinen schwarzen Augen musterte. Was seid Ihr für Landsleute? Ihr scheint gar nicht von der Insel zu sein!

— Nein, wir kommen von Sardinien! erwiederte der Graf.

— Ah so! Ihr wollt in die Macchia? Ihr seid aus Sardinien geflohen? fragte der Korse.

— Vielleicht, erwiederte Monte-Christo. Unser Weg führt uns hier vorüber. Wir suchen zwei Männer, eine Frau und ein Kind. Wir wollten zusammen aus Sardinien fliehen. Aber an der Küste waren die Wächter hinter uns her, mein Bruder sprang mit meiner Frau und meinem Kinde in das erste beste Boot und fuhr davon. Ich blieb mit diesem hier zurück und wir benutzten die nächste Gelegenheit, um überzusetzen. Ich wollte Euch fragen, ob Ihr solche Leute gesehen habt? Mein Bruder ist krank, er hat einen Ausschlag. Sein Begleiter, der Andere, ist ein starker, kleiner Mann. Die Frau ist leidlich hübsch und keine Italienerin. Habt Ihr sie gesehen?

— Nein! antwortete der Korse. Sie werden in die Macchia gegangen sein.

Die Macchia nennt man den Wald im Innern der Insel, in dem sich die Banditen und diejenigen, die wegen Blutrache verfolgt werden, zu flüchten pflegen Auch der Monte Rotondo mit seinen unzugänglichen Klüften dient diesen Flüchtlingen als Schlupfwinkel.

— Es kann sein, sagte der Graf; aber ich kenne die Macchia nicht und weiß den Weg nicht. Könnt Ihr uns dahin geleiten, oder uns einen Führer nachweisen?

— Daß ich ein Narr wäre! rief der Korse. Wer weiß, weshalb Ihr dorthin wollt.

— Ich habe die Wahrheit gesagt! antwortete der Graf. Ich sehne mich danach, meine Frau wiederzusehen, denn ich will mit ihr und meinem Kinde hinüber nach Spanien. Ich mag nicht auf der Insel bleiben. Aber es ist möglich, daß die Gens'darmen hier in Korsika schon wissen, weshalb ich von Sardinien fortgegangen. Und deshalb möchte ich gern

recht bald und sicher in die Macchia gelangten. Das ist die Wahrheit.

— Ich gehe selbst in die Macchia! rief der Korse lachend. Ich habe unten in Porto-Vecchio den Mörder meines Bruders erschossen und muß nun auch hinauf. Aber ich werde mich hüten, mit Euch zusammen zu gehen. Drei Leute werden leichter gesehen, als Einer, und wer weiß, ob Ihr nicht abgesendet seid, um mich an meine Feinde zu verrathen.

— Pfui, schäme Dich! Ein Mann wie Du Dich fürchten! rief Monte-Christo.

— Auch Sampiero ward im Hinterhalt erschlagen! antwortete der Korse kurz und stolz.

— Nun denn, wenn Du nicht willst, so werden wir den Weg allein finden müssen! sagte Monte-Christo. Nur die Nacht laß uns hier bleiben, sonst laufen wir vielleicht den Gensd'armen gerade in die Hände. Wenn Du fortgehen willst, so laß uns allein hier.

— Meinetwegen bleibt! sagte der Korse verächtlich. Ich muß doch die Nacht durch wachen, weil ich hier nicht sicher bin. Meinetwegen also mögt Ihr da bleiben.

Und er wandte sich dem Feuer zu und kochte seine Suppe weiter, stets die Augen blitzschnell auf die Beiden richtend und immer eines Ueberfalls gewärtig.

— Giebt es noch andere Schlupfwinkel, als die Macchia? fragte Monte-Christo dann.

— Ja, die Menge! antwortete der Korse. Da ist der Monte Rotondo — das ist der beste. Da hinauf kommt kein Soldat, kein Gensd'arm. In die Macchia kommen sie schon eher, die lichten sie jetzt. Auch giebt es noch andere. Aber der Monte Rotondo bleibt immer der beste. Ich gehe auch nur zuerst in die Macchia, um da ein paar Bekannte zu sprechen, und dann hinauf auf den Berg.

— Mein Bruder aber ist hier auf Korsika unbekannt. Er wird den Weg in die Macchia nicht so leicht gefunden

haben! meinte Monte-Christo. Er kam in einem Boote. Wohin meint Ihr wohl, daß Jemand sich wendet, der in einem Boote über die Straße von San Bonifacio kommt und der recht bald in Sicherheit sein will?

— Weiß nicht! antwortete der mißtrauische Korse achzelzuckend. Er kann sich wenden, wohin er will.

— Ihr seid wirklich ein unfreundlicher Patron! sagte der Graf mißmüthig. Wäre ein Kamerad nach Sardinien hinübergekommen, ich würde ihm selbst gezeigt haben, wohin er gehen solle.

— Kamerad? fragte der Korse. Hast Du auch Einen durch's Herz geschossen?

— Das nicht, aber ich habe etwas gethan, das sie in Sardinien nicht leiden mögen, antwortete der Graf ausweichend. Genug wir sind Kameraden. Also sage mir, wo findet der die erste und sicherste Zuflucht, der über die Straße kommt? Ich glaube außerdem kaum, daß mein Bruder bis auf die Berge gegangen ist. Er erwartet mich gewiß an der Küste.

— Nun höre, im Ernst, Kamerad, ich würde es Dir sagen, antwortete der Korse. Aber ich weiß es wirklich nicht. Ich bin mein Lebtag nicht viel über die Küste hinausgekommen und kenne dieselbe hier unten gar nicht. Ich hätte mein Lebtag so ruhig da unten leben können, hätte der Filippi nicht meinen Bruder erschossen. Da mußte ich ihn wieder auf's Korn nehmen, und nun wandere ich in die Macchia. Dahin weiß jedes Kind den Weg. Nachher geht es weiter auf den Berg. Uebrigens kann ich nicht wissen, ob Ihr nicht Polizeispion seid. Ihr seht mir ganz danach aus!

— Glaube, was Du willst, sagte Monte-Christo. Aber höre mich an. Wann gehst Du in die Macchia?

— Mit Tagesanbruch.

— Wann bist Du dort?

— Heut Nachmittag.

— Wie lange Zeit brauchst Du, um Dich dort nach Denen zu erkundigen, die ich suche?

— Ungefähr bis morgen früh.

— Was verlangst Du, wenn Du mir hierher Nachricht bringst?

— Es ist sehr gefährlich. Morgen werden mir die Gensd'armen nachsetzen.

— Nun, sage mir, was Du verlangst, ich habe Geld! rief Monte-Christo.

— Geld! Ja, aber es kann das Leben kosten! antwortete der Korse, den Kopf schüttelnd.

— Ich würde Dir fünfzig Louisd'ors gegeben haben! sagte der Graf. Mir liegt daran, meine Frau und mein Kind bald bei mir zu haben, denn hier bin ich nicht sicher. Soll ich Dir etwas d'raufgeben? Ich will Dir zeigen, daß ich Vertrauen zu Dir habe. Wenn Du mir morgen Mittag hier oder an einem andern Orte die Nachricht bringst, daß Du die Männer, die ich meine, und die Frau und das Kind gesehen hast, so gebe ich Dir die fünfzig Louisd'ors. Zehn will ich Dir d'raufgeben. Da, hier sind sie.

Und der Graf hielt dem Korsen eine Hand voll funkelnder Goldstücke entgegen.

— Nun, das D'raufgeben schadet nichts! rief dieser, und im Nu hatte er das Geld aus der Hand des Grafen genommen.

— Das heiß also, Du bist einverstanden? sagte Monte-Christo. Wie?

— Nun ja, ich werde mir Mühe geben, es zu erfahren, antwortete der Korse. Aber wenn ich nun vergebens forsche? Wenn diejenigen, die Du suchst, gar nicht dort sind?

— So kommst Du dennoch an den Ort, den Du mir bestimmen wirst, und bringst mir die Nachricht, sagte Monte-Christo. Du erhältst dann noch zehn Louisd'ors.

— Du mußt verteufelt viel Geld haben! sagte der Korse mit lüsternen Blicken.

— Ja, genug für mich! Aber ich habe auch gute Pistolen! antwortete der Graf und zog zwei glänzende, prächtige Pistolen aus der Tasche und hielt sie dem Korsen hin.

Selbst der Glanz der Augen des Korsen erbleichte vor dem Gefunkel der Pistolenläufe, und sein lüsterner Blick senkte sich bescheiden wieder auf sein Abendbrod. Er blickte noch einmal seine zehn Goldstücke zufrieden an, steckte sie in die Tasche und begann dann seine Suppe zu essen, die ihm vortrefflich zu schmecken schien.

— Noch Eins muß ich Dir sagen! fügte Monte-Christo hinzu. Mein Bruder hat einen Begleiter bei sich, wie ich Dir sagte, einen kurzen, dicken Burschen, nicht mehr jung. Der ist verliebt in meine Frau und es kann sein, daß er sie länger bei sich behalten will, als mir lieb ist. Du brauchst also, wenn Du sie findest, nicht gerade zu sagen, daß Du mich gesprochen. Du brauchst mir nur die Nachricht zu bringen, wo sie sind, Du verstehst?

— O, ich verstehe! antwortete der Korse schlau. Eine hübsche Frau?

— Gewiß! Ich würde sonst nicht fünfzig Louisdo'rs geben, um bald wieder bei ihr zu sein, antwortete Monte-Christo. Wäre sie häßlich, so gäbe ich vielleicht hundert, um von ihr loszukommen.

Der Korse lachte und schien sein Mißtrauen allmählich schwinden zu lassen.

— Es handelt sich nur darum, wohin Du mir die Nachricht bringen willst, fuhr Monte-Christo fort.

— Nicht hierher, das wäre zu gefährlich! antwortete der Korse. Morgen Vormittag wird es hier herum von Gensd'armen wimmeln und übermorgen auch noch. Erwarte mich übermorgen an dem Orte, den ich Dir jetzt bezeichnen

werde. Kennst Du den Leuchtthurm auf dem Cap Pertusato?

— Nein, aber das schadet nicht, ich werde ihn finden, sagte Monte-Christo.

— Gut! Wenn Du von dem Leuchtthurm fünfhundert Schritt in das Innere hineingehst, so findest Du einen schmalen Weg. Dieser Weg führt auf einen Berg. Auf der Spitze desselben liegt ein Stein. Von diesem Stein kannst Du hinabsehen nach Porto-Vecchio. Wenn Du nun in gerader Richtung nach Porto-Vecchio fortgehst, so kommst Du an ein kleines Gebüsch. In diesem Gebüsch ist ein Stein, der aussieht, wie ein Zuckerhut. Bei diesem Stein erwarte mich.

— Gut, und um welche Stunde wirst Du dort sein? fragte Monte-Christo.

— Zwei Stunden vor Mittag, früher kann ich nicht. Wirst Du es auch behalten?

— Gewiß, ich habe ein gutes Gedächtniß. Ich werde nicht fehlen. Es müßte denn sein, daß ich meine Frau und mein Kind früher gefunden hätte. Dann findest Du die anderen zehn Louisd'ors in einem blauen Papier bei dem Stein.

— Dann wäre also Alles in Ordnung! sagte der Korse zufriedengestellt. Wo wirst Du während der Zeit bleiben, Kamerad? Komm' doch mit in die Macchia!

— Nein, ich werde während der Zeit an der Küste suchen, antwortete Monte-Christo. Und nun laß Dich nicht stören, wenn Du willst. Schlafe, ich werde wachen?

— Du willst wachen? rief der Korse lachend.

— Ja, denn ich kann doch nicht schlafen; ich bin zu unruhig.

— Nun, wie Du willst! meinte der Korse, setzte sich auf seinen Stein und schloß die Augen.

Monte-Christo wachte, wie er gesagt hatte. Aber der

Korse schlief nicht. Das Mißtrauen gönnte ihm keine Ruhe. Er hatte zwar die Augen geschlossen, aber der Graf bemerkte, wie er sie von Minute zu Minute halb öffnete, um seinen neuen Kameraden zu beobachten. Von den Dreien schlief nur Tordero fest und ruhig.

Welche Gedanken in dieser einsamen, durchwachten Nacht auf dem harten Stein in der korsikanischen Hütte den Geist des Grafen beschäftigten, welche Gefühle sein Herz durchzogen — davon gab sein Antlitz keine Kunde. Es war bleich, ernst und ruhig, wie immer. Und doch mochte er sich vorstellen, wie vielleicht in demselben Augenblicke Haydee sich gegen die Liebkosungen Danglars oder gar des aussätzigen Benedetto sträubte, wie sein Kind zu ihm nach Hülfe schrie. Welcher Geier mochte an seinem Herzen nagen! Welche Flammen mochten in seinem Innern wüthen! Aber nichts war davon sichtbar. Die Flammen brannten unsichtbar fort und fort, wie im Innern eines Vulkans, im Innern eines verschlossenen Raumes. Vielleicht mochten sie erst dann sichtbar werden, wenn das Ganze zusammenstürzte.

Das Feuer auf dem Heerde war nach und nach verloschen. Der Korse hatte seine Augen ganz öffnen können, ohne befürchten zu müssen, von Monte-Christo bemerkt zu werden. Er wußte nicht, daß dieser während seiner langen Gefangenschaft in dem dunkeln Kerker des Chateau d'If die Eigenschaft erlangt hatte, auch im Dunklen zu sehen. Jetzt war das übrigens gleichgültig. Der Graf dachte nicht im Geringsten an den Korsen.

Als der erste blasse Schimmer des Morgens durch die Spalten des Fensterladens fiel, erhob sich der Graf und mit ihm der Korse. Auch Tordero wachte auf.

— Es bleibt bei unserer Verabredung! sagte der Graf. Morgen Vormittag!

— Es bleibt dabei! sagte der Korse. Und vergeßt die Louisd'ors nicht!

— Sie sind Dir sicher! erwiederte Monte-Christo. Adieu!

Er grüßte und verließ dann mit Tordero das einsame Gebäude.

Die ersten Schatten der Dämmerung zogen über die Felsen. Der Graf suchte einen erhöhten Punkt und von diesem aus orientirte er sich. Dann schlugen die Beiden, während die Sonne emporstieg, den Weg nach der Küste ein. Das Boot des Grafen lag an dem bestimmten Punkte. Die Beiden stiegen hinab und betraten dasselbe.

Es war ein schöner Morgen und die Natur erschien hier noch schöner, als sonst. Die Straße von San Bonifacio, die Korsika von Sardinien trennt, ist hier nicht breit. Man sieht klar und deutlich auf beiden Seiten die malerischen, wild zerklüfteten Kalkfelsen der beiden Schwesterinseln. Jetzt waren sie in ein duftiges Blau gehüllt, und nur mit dem Fernrohr konnte man den blauen Nebel durchdringen. Der Graf hatte auch stets das Fernrohr am Auge. Ebenso Tordero. Die See war schön und ruhig. Wie ein blauer Teppich breitete sie sich um die kleinen Inseln aus, die hier die Meerenge füllen. Schiffe sah man nirgends, nur hier und da ein kleines Fischerboot.

Der Graf gab den Befehl, nach Westen zu steuern und langsam zu rudern. Das Letztere geschah, damit er jeden Punkt der Küste genau beobachten könne. Endlich kam man bei einem Fischerboot vorbei, in dem ein ganz alter Fischer saß, der ruhig seine Netze in das Meer warf und sie mit unermüdlichem Fleiße wieder aufzog, obgleich sie gewöhnlich leer waren.

— Höre, Alter, sagte der Graf zu dem Fischer, der das Nahen des fremden Bootes kaum ein Zeichen der Aufmerksamkeit entlockt hatte. Du treibst das Gewerbe wohl schon lange?

— Wie lange wird es sein? antwortete der Alte. 2

ich sechs Jahre alt war, nahm mich mein Vater mit hinaus auf seinem Boot. Jetzt bin ich sechsundsechszig — also sechszig Jahre.

— Und wie weit hast Du es gebracht? fragte der Graf, als ob er ein einfaches Gespräch anknüpfen wolle.

— Wie weit? So weit wie Alle! antwortete der Fischer. Ich habe eine Hütte drüben am Strande und nähre mich vom Fischfang. Söhne habe ich nicht. Meine Töchter sind an Fischer verheirathet und gut versorgt.

— Und Du bist jeden Morgen hier, jeden Mittag und jeden Abend? fragte Monte-Christo.

— Jeden Morgen, jeden Mittag und jeden Abend! antwortete der Alte.

— Das muß ein mühseliges und einfaches Leben sein, meinte der Graf.

— Ich weiß nicht, was Ihr darunter versteht, Herr. Aber es ist nun einmal so.

— Und gewährt es Dir nicht einige Abwechselung, die großen Schiffe kommen zu sehen?

— Nein, ich achte nicht auf sie, antwortete der Fischer. Ich achte nur auf die Böte meiner Kameraden und Nachbaren. Die großen Schiffe sind mir fremd, ich kenne sie nicht.

— Aber Du kennst wohl jedes Boot hier in der Nachbarschaft? fragte der Graf.

— Ich glaube wohl. Sie sind sich alle ähnlich, und doch würde ich jedes einzelne kennen.

— Dann hast Du vielleicht vor einigen Tagen ein Boot bemerkt, das Dir fremd war und in dem zwei Männer und eine Frau saßen? fragte der Graf.

— Hm! Ja, mir ist so, erwiederte der Alte nachdenklich. Es kam von dort her — er zeigte nach Osten — und es war ein scharfer Wind. Ich konnte nicht fischen. Da kam ein solches Boot, es war gegen Abend, und es schien

mir, als ob die Leute viel wagten, denn die See ging hoch. Deshalb blickte ich hin, weil ich glaubte, daß es Bekannte seien, die es eilig hätten. Aber ich sah nur zwei Männer und eine Frau darin.

— Es werden Bekannte von mir gewesen sein! meinte der Graf ruhig. Wohin steuerten sie?

— Dorthin, nach Westen. Ich verlor sie bald aus dem Gesicht. Ich weiß nicht einmal, ob sie um die Ecke gekommen sind, das ist eine schlimme Stelle. Der Wind fängt sich dort. Ich möchte mich in einem solchen kleinen Boote nicht um die Ecke wagen.

— Und wie lange ist das wohl her? Zwei, drei, vier Tage?

— Es können auch fünf sein, antwortete der Fischer nachsinnend.

— Und Du hast nichts davon gehört, daß diese Männer mit einer Frau irgendwo gelandet sind?

— Nichts! erwiederte der Alte. Ich vermuthe, sie liegen auf dem Grunde des Meeres.

— Sie könnten sich doch gerettet haben, denn der Eine war ein erfahrener Seemann, sagte der Graf. Auch mögen sie nicht offen gelandet sein. Der Eine mußte sich hüten vor den Zollwächtern und Gensd'armen. Schade, ich möchte sie gern recht bald auffinden. Giebt es hier an der Küste keine verborgenen Landungspunkte?

— Es giebt genug, antwortete der Fischer. Aber die Fremden kennen sie nicht.

— Ich glaube, daß der Eine, von dem ich spreche, hier nicht ganz fremd war, sagte der Graf.

— Dann ist es etwas Anderes. Aber er muß genau bekannt sein, wenn er in den Camere zurechtfinden will. Das ist ein gefährliches Ding.

— Die Camere? Was ist das? fragte der Graf aufmerksam.

— Wißt Ihr das nicht? fragte der Alte. Das sind Grotten, Vertiefungen, die das Meer seit einer Ewigkeit in den Kalkfelsen ausgehöhlt hat, zu denen der Zugang aber schwer zu finden ist. Manche sind auch ganz unzugänglich von der See aus. Man kann nur von oben, von den Felsen aus hinein.

Der Graf schwieg einen Augenblick lang. Diese Auskunft schien ihm zu denken zu geben.

— Und Du kennst diese Grotten wahrscheinlich ganz genau? fragte er dann.

— Die Zugänge — ja. D'rin bin ich nicht oft gewesen. Was soll ich dort? Es halten sich nur wenige und kleine Fische darin auf. Aber die Zugänge kenne ich.

— Nun, Alter, sagte der Graf, Dein Fischfang ist ein mühsames Werk und lohnt auch wohl wenig. Hast Du Lust, Dir ein Goldstück zu verdienen?

— Herr, ich brauche es ohnehin. Meine Frau, die Alte ist krank, und doch möchte ich nicht gern, daß sie stürbe. Ich möchte einen Arzt holen und der kostet Geld.

— Gut, so begleite uns und zeige uns die Zugänge zu den Camere, sagte der Graf. Ich gebe Dir für jeden Tag einen Louisd'or. Das wird Deine Mühe wohl aufwiegen.

— Mehr als das! Ihr seid ein Fremder, der die Insel besehen will?

— Das nicht. Aber es ist möglich, daß meine Bekannten sich in den Camere befinden, antwortete Monte-Christo. Willst Du uns also begleiten, so steige in unser Boot.

— Vorher aber muß ich meiner Alten Nachricht bringen und ihr sagen, sie solle einen Arzt holen lassen! antwortete der Fischer. Bis dahin müßt Ihr Euch gedulden, Herr.

— Kannst Du es nicht durch einen anderen Fischer bestellen lassen?

— Ihr seid ungeduldig, Herr. Nun gut, so mag es sein. Wie lange denkt Ihr mich zu brauchen?

— Heut und morgen, wohl nicht länger, antwortete Monte-Christo.

— Nun, dann ist es gut. Bis dahin stirbt meine Alte nicht.

Er gab einem fernen Fischerboote ein Zeichen und dieses kam sogleich heran. Der Alte gab seinem Kameraden den Auftrag für seine Frau, übergab ihm auch sein Boot und sein Fischerzeug und stieg dann in das Boot des Grafen.

— Diese Camere sind also unzugänglich, wie Du sagst? fragte dieser dann.

— Nicht alle. Sie sind sehr verschieden. Die eine ist sehr groß und oben offen. Die anderen sind bald kleiner, bald größer. In diesen kann man landen, in den anderen nicht. Doch Ihr werdet sie sehen, Herr. Ich kann sie nicht gut beschreiben, ich war selten darin.

— Und es ist noch weit bis dahin? fragte der Graf.

— Nein. Dort bei San Bonifacio beginnen sie und erstrecken sich die Küste entlang.

— Sind auf der Küste von Sardinien ebenfalls solche Camere?

— Das weiß ich nicht, Herr. Ich bin nie drüben gewesen, ich habe nie so viel Zeit gehabt.

Der Graf versank in ein tiefes Nachdenken und vergaß sogar, durch sein Fernrohr zu blicken. Vielleicht dachte er daran, daß er am Ziele seiner Reise sei, und vielleicht machte ihn gerade dieser Gedanke unruhig. Während dessen ruderte das Boot in einiger Entfernung von den Felsen hin. Der Morgennebel hatte sich verzogen. Man konnte San Bonifacio und einige andere Ortschaften deutlich liegen sehen.

— Ah, Illustrissimo! rief jetzt Tordero plötzlich. Da sehe ich etwas!

Der Graf fuhr empor. Tordero hatte sein Fernrohr nach einer kleinen Insel gerichtet, die mitten in der Meerenge lag. Auch der Graf blickte sogleich durch sein Glas dorthin.

— Nun, fragte er, was giebt's? Da liegt ein gestrandetes Boot.

— Ja, und es ist mein Boot! rief Tordero. Es muß mein Boot sein!

Es bedurfte nur eines Winkes des Grafen und das Steuer wendete sich nach der Richtung der Insel. Die Ruderer verdoppelten ihre Anstrengungen. Das Boot schoß über die glatte See. Nach einer halben Viertelstunde war es bei der Insel.

Dort lag an dem allmählich ansteigenden Felsenstrande ein gestrandetes Boot. Es schien auf der See verunglückt zu sein. Die Masten waren zerbrochen, das Steuer zerschlagen, und was der Sturm verschont, schienen die andringenden Wellen vollends zerstört zu haben. Es war ein vollständiges Wrack.

Tordero musterte das Boot mit der Genauigkeit und Aengstlichkeit einer Mutter, die ihr todtes Kind findet. Endlich stieß er einen tiefen Seufzer aus.

— Es ist mein Boot! sagte er dann. Da ist ein Nagel, den ich selbst eingeschlagen habe.

— Aber wie kommt das Boot hierher? fragte der Graf, dessen Gesicht nicht mehr blaß, sondern beinahe fahl war. Haben es die Wellen hierher getrieben?

— Wahrscheinlich, sagte der alte Fischer. Das ist wohl das Boot, nach dem Ihr mich vorher fragtet?

— Ja! Es muß also hier Schiffbruch gelitten haben. Und wo sind die Menschen?

— Entweder gerettet und auf der Insel ausgestiegen, sagte der Alte, oder vorher schon von der See verschlungen worden. Ich dachte es mir.

— Geh' hinauf auf die Insel und sieh, ob Jemand auf derselben ist! sagte der Graf zu einem Matrosen.

Dieser eilte sogleich fort. Des Grafen Auge schweifte einige Sekunden lang über die klare See, als wolle er dort die Verschwundenen suchen.

— Sie können gerettet sein! sagte er dann. Irgend ein Boot wird sie nach der Küste geführt haben.

— Das ist wohl möglich! sagte der Alte bedächtig. Aber das Boot kann auch bei dem Sturm in der Meerenge umgeschlagen sein und die Mannschaft ist ertrunken.

— Dann läge das Boot ebenfalls auf dem Grunde des Meeres! meinte Tordero.

— Das ist nicht immer nothwendig, sagte der Alte. Das Boot kann sich so tief auf die Seite gelegt haben, daß die Mannschaft herausgestürzt ist, und nachher kann es sich doch wieder aufgerichtet haben. Das sind Fälle, die zuweilen vorkommen.

— Ich weiß es, ich weiß es! sagte der Graf mit gepreßter Stimme und wieder flog sein Blick auf die See.

Unterdessen war jener Matrose von der Spitze der Insel zurückgekehrt.

— Nichts, Herr, nichts zu sehen! meldete er. Kein menschliches Wesen ist auf der Insel.

— Nun, es giebt noch eine Möglichkeit, sagte der Graf, mehr zu sich selbst, as zu den Anderen. Wir wollen in die Camere hinüber. Vorwärts!

Das Boot flog wieder nach der Küste von Korsika.

— Hier beginnen die ersten kleinen Camere, sagte der Fischer. Dann erreichen wir die große Grotte und dann die eigentlichen Camere. Wollen wir hier hinein?

— In alle! Ich muß sie alle sehen! sagte der Graf. Aber wie es mir scheint, dürften die Zugänge zu eng sein für unser Boot. Wir werden ein kleineres brauchen.

— Da könnt Ihr Recht haben, ich habe nicht daran

gedacht, sagte der Fischer. Aber das schadet nicht. An der Küste sind kleine Böte genug. Wir können eins nehmen.

Diese ersten Camere schienen keine gute Schlupfwinkel zu sein. Das Meer hatte hier Vertiefungen in den Felsen gewaschen, die großen Bogengängen glichen, wie man sie in den italienischen und auch in den süddeutschen Städten findet. Aber diese Bogengänge waren weder hoch noch tief und hatten keinen andern Ein- uund Ausgang, als das Meer. Man konnte sie auch vom Meere aus überblicken, denn die Eingänge waren weit wie Thore. Es seien eigentlich noch gar keine Camere, meinte der Fischer.

Dennoch beobachtete und untersuchte der Graf jede einzelne dieser Vertiefungen mit seiner gewöhnlichen Genauigkeit. Zwei Stunden gingen darüber hin. Dann hatten die ersten Camere ein Ende und man umschiffte die Spitze eines Felsens, um zu den andern zu gelangen.

— Dort ist der Eingang! sagte der Fischer und wies auf eine kleine Höhlung am Fuße eines Felsens, die zuweilen von den Wellen fast ganz bedeckt wurde — denn es hatte sich im Laufe des Vormittags ein leichter Wind erhoben. Nun brauchen wir ein kleines Boot.

Es war bald herbeigeholt. An der Küste lagen mehrere, die Fischern gehörten, und da sich der Besitzer des einen Bootes zufällig am Strande befand, so trat er es für eine kleine Entschädigung gern den fremden Reisenden für einige Tage ab. Der Graf, Tordero und der alte Fischer setzten sich in dieses Boot. Der Fischer ruderte.

Einen Neuling hätte es vielleicht gefährlich geschienen, durch die kleine Oeffnung zu rudern. Wer aber mit der See vertrant war, der konnte keinen Augenblick zögern. Das große Boot blieb vor der Oeffnung zurück. Das kleinere wurde mit geschickter Hand von dem Fischer hindurchgelenkt, und nach einigen Schlägen, die es von den Wellen erhalten, glitt es sanft in eine matt erleuchtete, halbdunkle Grotte.

Des Grafen Auge überflog den inneren Raum derselben im Augenblick. Die Grotte war nicht groß, aber das Spiel des Lichtes, das von außen durch die kleine Oeffnung einfiel und das Wasser im Innern, sowie die Felsenwände erleuchtete, auf ihnen glitzerte und sich in verschiedenen Farben brach, gewährte einen eigenthümlichen und fesselnden Anblick. Das Wasser in der Grotte selbst war ganz still und ruhig. Man konnte klar bis auf den Grund sehen. Die Fische spielten ruhig und friedlich zwischen den Seegewächsen.

Uebrigens bot diese Grotte in ihrem Innern keinen Raum zum Aussteigen. Die Felsen erhoben sich steil und nirgends zeigte sich ein Gang, der etwa durch die Felsen nach oben geführt hätte. Der Graf untersuchte Alles genau. Dann gab er den alten Fischer die Weisung, das Boot wieder durch die Oeffnung hinauszuführen.

Es gelang, obgleich die Ausfahrt schwieriger war, als die Einfahrt.

— War dies die große Grotte, von der Du gesprochen? fragte der Graf den Fischer.

— Nein, Herr. Diese ist eine von den kleineren. Die große Grotte ist noch eine Strecke weit vor uns. Auch kann man nur zur Zeit der Ebbe in sie hineinfahren. Wollt Ihr vorher einige von den kleinen Camere ansehen, die zwischen hier und der großen Grotte liegen?

— Ja wohl. Ich sagte Dir, daß ich sie alle sehen muß, erwiederte der Graf.

Nun begannen dieselben Untersuchungen. Die Camere, die sie jetzt besahen, ähnelten alle der zuletzt gesehenen Grotte. Man fuhr durch größere oder kleinere Oeffnungen ein und befand sich dann in einem stillen, ruhigen Raume, der nach oben zu vollständig geschlossen war. In allen diesen Grotten war das Wasser still und klar. Nirgends befand sich ein Zwischenraum zwischen dem Wasser und dem Felsen, auf dem man hätte landen können. Alle untersuchte der Graf

mit derselben Genauigkeit. Aber der Abend machte endlich seinen Nachforschungen ein Ende. Das Boot landete in der Nähe eines kleinen Fischerdorfes. Drei Matrosen blieben in demselben. Die anderen gingen an das Ufer und legten sich dort schlafen. Tordero und der alte Fischer folgten ihrem Beispiel. Der Graf setzte sich auf einen Stein und blieb auf demselben bis zum Anbruch des Morgens. Ob er geschlafen, das konnte Niemand wissen. Er sah nicht übernächtig aus am andern Morgen. Nur der blaue Streif unter seinem Auge war etwas stärker und dunkler geworden.

Dieselben Untersuchungen wurden fortgesetzt bis acht Uhr Morgens.

— Das ist das Cap Pertusato? fragte der Graf, indem er auf ein niedriges Vorgebirge deutete, auf dem sich ein Leuchtthurm erhob — die südlichste Spitze Korsika's.

— Ja, Herr, antwortete der Fischer. Wir sind nun bald bei der großen Grotte.

— Sind vorher noch Camere zu besehen? fragte der Graf.

— Ja, Herr, noch drei, antwortete der Alte.

— Dann an die Arbeit! rief der Graf, und sein Ruf klang beinahe wie ein Seufzer.

Die Besichtigung der drei Kammern oder Grotten währte anderthalb Stunden und hatte kein Resultat. Als diese Zeit vorüber war, gab der Graf den Befehl, man solle ihn am Lande aussetzen und warten, bis er zurückkehre. Er nahm seine Büchse und stieg schnell den Felsen nach dem Cap Pertusato hinauf.

Oben angelangt ging er fünfhundert Schritte nach dem Innern. Dort fand er den schmalen Weg, den ihm der Korse angegeben. Auf diesem ging er weiter, bis er auf die Spitze eines Berges kam. Dort lag ein Stein und auf diesen stieg er hinauf.

Nun konnte er durch eine Oeffnung in dem Felsen in

weiter Ferne den Flecken Porto-Vecchio liegen sehen. Es ist ein Ort an der Ostküste Korsika's. Er ging in grader Linie darauf los, immer den Ort im Auge behaltend, und nach einiger Zeit befand er sich in einem Gebüsch. Dort stand er still und sah bald in einiger Entfernung einen Stein, der Aehnlichkeit mit einem Zuckerhut hatte. Auf diesen ging er zu.

Er umkreiste ihn einige Male, aber Niemand war zu sehen. Obgleich es mühsam war, erkletterte der Graf den Stein und blickte von der Spitze desselben in die Ferne. Endlich sprang er mit zufriedener Miene herab. Er mußte etwas bemerkt haben.

Nach ungefähr zehn Minuten unterschied das scharfe Ohr des Grafen einen leichten und vorsichtigen Schritt auf dem Moose und die Gestalt des Korsen wurde zwischen den Bäumen sichtbar.

— Was! Du bist schon an Ort und Stelle, Kamerad? rief ihm der Korse entgegen.

— Ja, und nun mach' es kurz. Was bringst Du mir für Nachricht? sagte Monte-Christo.

— Hm! Giebst Du mir die zehn Louisd'ors, auch wenn ich keine bringe? fragte der Korse.

— Gewiß! Was ich versprochen habe, das halte ich. Nun antworte.

— Ich bin in der Macchia gewesen und habe drei Bekannte gesprochen, die vom Monte-Rotondo kamen. Aber nirgends habe ich die Leute sehen können, von denen Du sprachst. Niemand hatte sie gesehen. Aber giebst Du mir auch die zehn Louisd'ors?

— Hier sind sie! sagte der Graf beinahe verächtlich und reichte ihm die Goldstücke.

Der Korse überzählte sie hastig und steckte sie dann behaglich in die Tasche.

— Früher wäre es mir nicht so um das Geld zu thun

gewesen, sagte er. In Porto-Vecchio wußte ich, wovon ich zu leben hatte. Aber in der Macchia und in den Gebirgen ist das anders. Da muß man den Hirten und Bauern Alles für schweres Geld abkaufen. Verdienen kann man nichts mehr. Ja, um nun auf Deine Bekannte zurückzukommen, ich habe sie nirgends gesehen und auch kein Anderer. Aber eine Nachricht will ich Dir doch geben, die Dich vielleicht auf die Spur bringt. Giebst Du mir dann noch zehn Louisd'ors?

— Du bist unverschämt! sagte der Graf. Aber laß mich die Nachricht hören. Vielleicht gebe ich Dir das Geld, wenn Deine Auskunft mir wichtig scheint.

— Nur vielleicht? das ist zu unsicher! meinte der Korse.

— Nun denn, Du sollst sie haben, aber erst sprich! rief Monte-Christo.

— Gieb mir die zehn Goldstücke vorher, das wird mir mehr Kraft geben! sagte der Korse lachend. Ich bin sehr müde von dem weiten Wege. Hast Du nichts zu trinken?

— Nein! Wenn Du übrigens die Sache in die Länge ziehen willst, so ist es Deine Schuld! sagte Monte-Christo gelassen. Ich habe nicht viel Zeit. Adieu!

— Halt! Du versprichst mir das Geld zu geben, wenn ich Dir sage, was ich weiß? rief der Korse.

— Ja! selbst wenn Deine Mittheilung mir nur eine schwache Auskunft geben kann.

— So höre denn. Gestern Abend kam ein Kamerad aus der Gegend von San Bonifacia in die Macchia. Er hat das Unglück gehabt, seinem Vetter, der dasselbe Mädchen liebte, wie er, einen Stoß zwischen die Rippen zu geben, von dem der arme Vetter wohl nicht sobald aufstehen wird. Dieser nun hat sich noch ein paar Tage in der Umgegend von San Bonifacio heimlich aufgehalten, um noch einmal mit dem Mädchen zu sprechen. Zufällig kam ich mit ihm

ins Gespräch und fragte, ob er nicht zwei Männer, eine Frau und ein Kind gesehen. Er antwortete mir ja. Am Tage nach dem schweren Sturm seien zwei Männer und eine Frau über die Felsen gegangen, nach Cap Pertusato zu, und dann seinen Blicken entschwunden. Der Eine sei schlank und rothköpfig, der Andere untersetzt und, wie es schien, sehr träge gewesen. Der Erste habe etwas getragen, das wohl ein Kind hätte sein können. Die Frau sei in der Mitte zwischen Beiden gegangen, und der Kleidung nach seien es keine Korsen gewesen.

— Es ist möglich, daß sie es waren, sagte der Graf. Also am Cap Pertusato sah er sie?

— Ja, und dann entschwanden sie ihm. Sie werden die Küste entlang gegangen sein.

— Und was Du mir erzählst, ist keine Lüge, die Du selbst erfunden hast? fragte der Graf.

— Per bacco! Nein, Herr! rief der Korse. Ich habe nie gelogen.

— So nimm das Geld und geh' in die Macchia! sagte der Graf. Ich danke Dir!

— Und ich gleichfalls! sagte der Korse, vergnügt das Geld in die Tasche steckend.

— Lebe wohl! sagte darauf der Graf und wandte sich zum Gehen.

— Lebe wohl! sagte auch der Korse und es blitzte unheimlich in seinen Augen.

Der Graf, der es bemerkt hatte, kehrte ruhig denselben Weg zurück, den er gekommen war. Er gelangte bis zu dem Stein und ging dann den schmalen Weg hinab. Ein Mal nur ließ er seinen Blick über die ganze Gegend schweifen und sah zurück. Dann ging er etwas schneller. Ein Schuß dröhnte. Eine Kugel flog dicht an seinem Ohr vorbei.

Der Graf stand still. Es war der Korse gewesen, der

nach ihm geschossen. Er hatte sich ein wenig über den Stein erhoben, hinter dem er verborgen gewesen, und war im Begriff, sein Gewehr von Neuem zu laden.

— Du bist ein Schurke! rief ihm der Graf zu. Feure noch einmal! Vielleicht triffst Du besser! Wenn Du aber das zweite Mal nicht triffst, so hüte Dich vor mir!

Es mochte etwas Eigenthümliches in den laut gerufenen Worten des Grafen und in dieser seltsamen Einladung gelegen haben, denn der Korse beendete zwar das Laden, ließ aber den Grafen aus der Schußweite kommen und folgte ihm auch nicht weiter.

Monte-Christo kehrte zu seinem Boot zurück und stieg in dasselbe.

— Nun nach der großen Grotte! sagte er.

Dann verlangte er nach einer Flasche mit Wein, die man für ihn allein in die Vorrathskammer des Bootes gelegt. Er öffnete sie und trank nur ein kleines Glas davon und aß ein wenig Zwieback dazu. Während dessen bog das Boot um das Cap Pertusato.

— Seht, Herr, da ist der Eingang in die große Grotte, in den Sdragonato! rief der Fischer.

Der Graf erblickte eine Art von Nische, ähnlich einem Portal und fast ganz regelmäßig. Die Wellen rauschten in dasselbe hinein, als strömten sie in das Innere der Felsen.

— Diese Grotte muß ganz dunkel sein! sagte der Graf, als er näher gekommen war. Der Eingang ist schmal und lang. Das Licht kann nicht hineinfallen.

— Ganz richtig, Herr! Aber im Innern ist die Grotte oben offen. Dort kann das Licht einfallen.

Der Graf ließ die Ruder einziehen, und das Boot schaukelte sich auf den Wellen vor dem Eingang der Grotte hin und her. Es war klar, daß der Graf überlegte.

— Giebt es von oben ebenfalls einen Eingang in die Grotte? fragte Monte-Christo.

— Es kann sein, antwortete der Fischer. Aber ich weiß es nicht. Ich bin nur ein Mal im Sdragonato gewesen, aber von der See aus, nie oben von der Küste.

— Und mit dem großen Boote kommen wir nicht in das Innere? fragte der Graf.

— Nein, Herr, antwortete der Fischer, flüchtig die Breite des Bootes messend. Wir müssen das kleine nehmen. Und es ist nicht leicht hindurchzukommen. Ihr könnt doch schwimmen?

— Gewiß. Aber wie ist es mit Dir, Tordero? Kannst Du schwimmen und willst Du mich begleiten?

— Ich kann schwimmen. Hoffen Sie, Benedetto dort zu finden?

— Ich hoffe es freilich! sagte der Graf und seine Stimme klang schwer und gepreßt.

— So will ich mit Ihnen gehen. Aber nehmen Sie die Waffen in Acht, Herr!

— Ich weiß, ich weiß, sagte Monte-Christo. Wir müssen durch den Schaum.

Sie stiegen in das kleine Boot, das sich bald am Eingange der Grotte befand. Wie der Graf schon früher bemerkt, war dieser Eingang eine schmale, längliche Nische, in der die Wellen brausten und schäumend gegen die Felsen brandeten. Der Graf hielt seine Büchse und seine Pistolen so, daß sie vom Schaume nicht benetzt werden konnten. Tordero that dasselbe. Das Boot schwankte auf eine gefährliche Weise, aber der Graf veränderte seinen Platz stets so geschickt und schnell, daß es nie ganz auf die Seite fallen konnte, und endlich glitt es schnell in das Innere der Grotte, in den Spiegel eines klaren, schönen Sees.

— Ihr seid ein erfahrener Seemann, das muß ich sagen! meinte der alte Fischer.

— Still! sagte Monte-Christo. Laß uns ruhig diese schöne Grotte betrachten.

Schön war sie in der That, und mannigfach von allen andern, die er bis jetzt gesehen, verschieden. Die Wände bestanden aus Tropfstein, der aber hier nicht die bizarren Formen angenommen hatte, in denen er sich sonst bildet, sondern in großen Blöcken rings umher die Felsen schmückte. Diese erhoben sich nicht steil und senkrecht aus dem Wasser, sondern ließen zwischen diesem und sich einen Raum, auf dem man überall bequem landen und aussteigen konnte. Oben war die Kuppel der Grotte geöffnet und ließ das blaue Licht des Himmels einströmen. Zweige hingen nieder von den obern Felsenwänden, Vögel flatterten herein. Diese Grotte war in der That ein Wunderwerk der Natur, sie war ein natürliches Pantheon.

Eine Zeit lang schien der Graf die Schönheit dieses Aufenthaltes zu betrachten. Langsam schweifte sein Blick über die Felsenwände. Endlich nahm er auch das Fernrohr. Ein plötzliches Zucken erschütterte ihn. Selbst Tordero schien es zu merken.

— Was haben Sie, Herr? fragte er. Haben Sie etwas bemerkt?

— Nein, antwortete Monte-Christo. Ich bin abgespannt. Meine Nerven zuckten.

Darauf gab er dem Fischer den Befehl, zurückzurudern. Die Mühe und Gefahr war dieselbe. Aber auch dieses Mal wurde dieselbe glücklich überstanden.

Als sie das große Boot erreicht hatten, befahl Monte-Christo, eine Strecke zurückzurudern und in einer Felsenbucht zu landen, die das Boot vollständig vor jedem Blicke von der See und selbst vom Lande aus verbarg.

— Wollt Ihr die anderen Camere nicht mehr sehen, Herr? fragte der alte Fischer.

— Nein, jetzt nicht, antwortete Monte-Christo. Gebt mir einen leinenen Anzug.

Diese Worte waren an die Matrosen gerichtet. Sie

besaßen außer ihrem Anzug von Tuch noch einen leinenen, dessen sie sich bedienten, wenn die Hitze zu groß war. Der Graf wählte einen davon, der für seine Figur passend war, begab sich an das Land und kehrte dann, in diesen einfachen leinenen Anzug gekleidet, zurück.

— Ihr werdet hier auf mich warten, bis ich zurückkehre, sagte er zu den Matrosen. Nur wenn Ihr ein Zeichen mit dieser Pfeife hört — er zeigte die Pfeife, die er auf dem Dampfboot zu seinem Signale gebrauchte — so werdet Ihr dorthin eilen, von woher Ihr das Pfeifen hört. Pfeife ich einmal, so eilt Ihr die Küste entlang in jener Richtung; pfeife ich zweimal, so rudert Ihr nach dem Eingang der Grotte, in der wir zuletzt gewesen sind.

— Herr, Sie sind ihm auf der Spur! Darf ich Sie begleiten? flüsterte Tordero.

— Später! Jetzt ist es noch nicht so weit. Ich will nur auf Kundschaft gehen! antwortete der Graf.

Er ging sehr vorsichtig und hielt sich mit vieler Mühe dicht am Ufer des Meeres. Nie erhob er sich so weit, um vom Lande aus bemerkt werden zu können, und manchmal legte er ganze Strecken kriechend zurück. So gelangte er in die Gegend des Sdragonato, jener Grotte, die er zuletzt gesehen. Er befand sich jetzt über derselben, auf den Felsen, welche die Decke der Kuppel bildeten. Hier waren seine Bewegungen noch vorsichtiger, seine Schritte noch unhörbarer. Wie eine Schlange wand er sich um die zerstreuten Felsenblöcke, bis er endlich die Oeffnung erreichte, durch welche das Licht hinab in die Grotte fiel.

Er sah nichts, als eine weite Rundung mit steil abfallenden Wänden, an denen hier und da Gesträuch hing, oder Moos und Gräser wucherten. Es war durchaus unmöglich, von hier aus in die Grotte zu gelangen, man hätte sich denn mit einem Seil hinablassen müssen. Freilich hatte der alte Fischer gesagt, es gebe einen Eingang von hier

oben. Aber vielleicht hatte er nur die Oeffnung als einen solchen bezeichnen wollen, und vielleicht konnte man nicht anders als durch Stricke in die Grotte gelangen. Auch hatte der Alte gesagt, daß er den Eingang nicht weiter kenne. Monte-Christo sah sich deshalb auf seine eigenen Untersuchungen beschränkt. Er setzte sie mit der größten Emsigkeit und Vorsicht fort, er untersuchte den Felsen, der die Kuppel des Sdragonato bildete, von allen Seiten. Aber es war ihm unmöglich, irgend etwas zu entdecken, was einem Zugang auch nur ähnlich sah.

Endlich, nachdem er sich von der Vergeblichkeit seiner Bemühungen überzeugt, gab er seine Untersuchungen auf dieser Seite auf, stieg vorsichtig wieder die Felsen hinab, bis zum Rande des Meeres, und kletterte auf den Felsen dort so weit entlang, als es ihm das Ufer gestattete. Dann sprang er in das Meer und schwamm nach dem Eingang der Grotte.

Es war ein gefährliches, wagehalsiges Unternehmen. Aber vor welchem Wagestück, wenn es überhaupt möglich war, bebte ein Monte-Christo zurück! Er ließ sich von den Wellen schleudern, wohin sie wollten, nur bemüht, nicht an die Felsen geworfen zu werden. Als er den Eingang erreichte, bedeckte ihn eine Fluth von Schaum und Wasser. Er mußte sich an einer Felsenspitze halten. Dann wartete er die nächste Welle ab, die von der See aus kam, und ließ sich hinein in die Grotte schleudern.

Aber er schwamm nicht lange durch das Wasser derselben, er stieg sogleich an das schmale Ufer, das sich zwischen dem stillen See und den Tropfsteinfelsen hinzog. Still, lautlos, unheimlich, wie ein Geist der Grotte, selbst unsichtbar in seiner Kleidung, die der Farbe des Tropfsteins ähnelte, begann er, an den Felsen emporzuklimmen.

Es war eine Riesenarbeit, unausführbar, wie es schien. Die Felsen waren an einzelnen Stellen nicht nur senkrecht,

sondern hingen sogar über. Zuweilen mußte der Graf umkehren und wieder eine Strecke hinabklettern. Dazu kam noch, daß das Gestein schlüpfrig war von dem durchsickernden Wasser und von der Ausdünstung der See. Es schien unmöglich, daß ein Mensch ohne weitere Beihülfe auch nur zehn Fuß hoch emporklimmen könne, und dennoch gelangte der Graf allmählich immer höher hinauf, zuletzt sogar bis zu dem Punkte, den er zu erreichen sich vorgenommen zu haben schien.

Es war ein Felsblock, der ein wenig vorstand und eine Art von Ruhesitz bot. Auf diesem kauerte sich der Graf nieder, sich dicht an die Felsen drängend. Dort saß er zehn Minuten lang, theils um sich zu erholen, theils um zu lauschen. Aber er hörte nichts, als zuweilen ein eigenthümliches Geräusch. Entweder war es das Rauschen des Windes draußen, oder das starke Athmen eines schlafenden Menschen.

Endlich erhob sich der Graf auch von diesem Ruhepunkte und untersuchte eine Zeit lang die Felsen über ihm. Endlich begann er zu versuchen, noch weiter emporzuklettern. Aber er gelangte nicht weit. Die Felsen bildeten hier abermals einen hervorspringenden Winkel, der es zur Unmöglichkeit machte, über ihn hinaus zu gelangen. Dennoch schien sich der Graf nicht bei dieser Unmöglichkeit zu beruhigen. Er versuchte so lange, bis er wenigstens an einer andern Stelle etwas höher hinaufgelangte. Er konnte mit den Händen einen kleinen Tropfsteinblock erreichen, der horizontal aus dem Felsen vorstand. An diesem zog er sich empor und nun ruheten seine Blicke auf einer Scene, die selbst ihn für einen Augenblick lang zittern ließ.

Er sah hinein in eine dunkle Vertiefung, die ungefähr sechs Fuß hoch und nicht ganz so breit war. Am Eingang derselben lag eine kurze, dicke Gestalt schlafend. Es war Danglars. Weiter hinein saß der Aussätzige und hielt ein

kleines Wesen in seinen Armen. Es war das Kind des Grafen. Vor ihm, mit den Knieen auf der Erde kauernd, saß Haydee, den Blick starr und unverwandt auf das Gesicht Benedetto's gerichtet.

Ebenso starr und unverwandt ruhte jetzt das Auge des Grafen auf dieser Gruppe. Das Kind schien in den Armen Benedetto's zu schlafen. Der Aussätzige hatte sich nicht geändert. Sein Gesicht war wo möglich noch gräßlicher geworden, und auf den zarten, weißen Gliedern seines Kindes bemerkte der Graf die Spuren eines beginnenden Ausschlages. Haydee, die schöne Haydee, glich einem Skelett. Ihre Wangen waren eingefallen, ihre Augen hohl. Fesseln trug sie nicht. Aber daß sie bewacht wurde, dafür bürgte Benedetto's Blick, der ebenso unverwandt auf Haydee ruhte, wie das Auge der jungen Frau auf dem Aussätzigen.

Lange, lange betrachtete der Graf diese Gruppe, die stumm und unbeweglich vor seinen Augen lag. Er hatte keinen anderen Stützpunkt, als seine Hände, die den Felsblock umklammert hielten, der zu klein war, um ihm einen anderen Haltepunkt zu gewähren. Weiter hinauf konnte er auch nicht. Die Felsen bildeten hier eine Fläche, so glatt, als wären sie geschliffen. So sah er nun sein Weib und sein Kind, ohne ihnen helfen zu können. Sie waren ihm so nahe, daß er sie mit einem Stabe hätte erreichen können. Und doch wieder waren sie ihm so unendlich fern! Mit einem Pistol hätte er Benedetto niederstrecken können. Aber eine Schußwaffe hatte er nicht mitgenommen, auch wäre sie durch das Wasser unbrauchbar geworden. Aber er sah wenigstens sein Weib und sein Kind! Sie lebten noch, er konnte sie noch retten! Er wußte jetzt, wo er sie zu finden hatte!

Daß es einen Ausgang durch diese Vertiefung nach der Außenseite des Felsens geben müsse, daran zweifelte der Graf nicht. Aber er mußte sehr klug verborgen sein, denn

sonst hätte er ihn gefunden. Daß er ihn bei der zweiten Untersuchung finden würde, daran zweifelte der Graf nicht — wenn man ihm nur Zeit dazu ließ.

Jetzt wurden die Athemzüge Danglars noch stärker und er wachte auf. Seine rohe Masse wälzte und dehnte sich eine Zeit lang auf dem Felsen. Dann wandte er sich zu Benedetto.

— Hast Du genug geschlafen, Du Ratte? fragte ihn dieser. Nimm Dich in Acht und wälze Dich nicht so, sonst rollst Du die Felsen hinunter und fällst in das Wasser.

— Ja, es ist eine angenehme Lage! Selbst im Schlafe muß man vorsichtig sein! murrte der Banquier. Höre, Benedetto, ich habe dieses Leben satt.

— Mir behagt es auch nicht sonderlich! sagte Benedetto. Aber kann man einen besseren Schlupfwinkel finden, als diesen? Hier kann uns keine Seele entdecken!

— Ja, sicher ist es hier! sagte Danglars. Aber was nützt uns diese Sicherheit, wenn wir hier leben müssen, wie die Eulen. Soll das ewig so dauern? Was nutzen uns die Diamanten und Juwelen, die wir haben, wenn wir sie nicht verwerthen können!

— Laß nur, die Zeit wird kommen, wo wir uns aus diesem Versteck hervorwagen dürfen! sagte Benedetto. Der Graf wird jetzt hier überall herumschwärmen, um uns zu suchen. Wenn er uns nicht findet, so wird er weiter gehen, und wir werden dann nach Spanien oder sonst wohin übersiedeln können. Es ist doch gut, wenn man Gedächtniß hat. Ich bin ein einziges Mal als junger Bursche hier gewesen, als uns die Gensd'armen auf der Ferse waren. Freilich fand ich den Eingang nur durch einen Zufall wieder. Aber ich habe ihn gefunden.

— Ich habe doch eine verteufelte Angst, daß der Graf uns findet! sagte Danglars.

— Nun, einmal wird er uns schon finden, aber spät ge-

nug! O, er muß eine wahre Höllenangst ausstehen! Und das freut mich, daß ich laut darüber lachen könnte!

Er brach auch wirklich in ein wildes Gelächter aus, das unheimlich durch die stille Grotte schallte. Das Kind erwachte darüber und rief ängstlich nach seiner Mutter. Der Graf blickte auf Haydee. Ihre Augen wurden noch starrer. Aber sie sagte kein Wort. Benedetto schaukelte mit gräßlichem Grinsen das Kind auf seinen Armen und es schlief wieder ein.

— Vorhin, als das Boot hier unten war, glaubte ich wirklich Tordero zu erkennen! sagte Danglars. Es überlief mich eiskalt. Denke Dir, wenn Monte-Christo uns hier fände!

— Nun, und wenn er uns selbst fände, so muß er uns höchstens ein Lösegeld geben! sagte Benedetto lachend. Aber bis dahin ist es noch Zeit. Erst soll er Monate, Jahre lang Todesqualen empfinden. So lange werden die Juwelen ausreichen. Und dann das Lösegeld! Selbst wenn er in die Straße von San Bonifacio gekommen ist, so muß er das Boot gefunden haben und glauben, daß wir verunglückt sind. Das war ein kluger Streich von mir!

— Ja, aber er wird deshalb nicht aufhören, uns zu suchen! sagte Danglars.

— Das soll er auch nicht. Noch acht Tage will ich es hier aushalten. Dann gehe ich zuerst in die Macchia, dann auf den Monte-Rotondo. Ich muß einmal das Banditenleben wieder durchkosten. Es ist mehr werth, als die Nichtsthuerei in Paris. Verflucht, daß ich das Fläschchen mit der zweiten Medicin verloren habe! Ich muß am Ende mein Lebtag diesen Aussatz behalten. Nun, wenn wir erst auf dem Festlande sind, so wird sich wohl ein gescheiter Arzt finden, der mich davon kurirt. Das Aergerlichste ist, daß meine Augen dadurch angegriffen sind. Ich konnte die Leute im Boot vorhin wirklich nicht unterscheiden. Da Du aber

sagst, daß sie gekleidet waren, wie die Korsen, so werden es Fischer gewesen sein, oder Banditen. Ihren Mann hätte sie gewiß erkannt und gerufen.

— Ja, aber sie hat nicht hinuntergesehen! sagte Danglars. Ich lag vor ihr.

— Sei dem, wie ihm wolle, er hat uns nicht entdeckt! sagte Benedetto.

— Das Kind ist übrigens auch schon von dem Ausschlag angesteckt, meinte Danglars.

— Das wird wohl wieder heilen! erwiederte Benedetto. Ha, wenn er sein Püppchen sehen könnte, wenn ich es in meinen Armen halte, in diesen Armen, vor denen mich selber ekelt. Und gewiß glaubt er doch auch, daß ich mir zuweilen die Freiheit nehme, seine Frau zu umarmen. Haha! wie ihm bei dem Gedanken zu Muthe sein muß!

— Wahnsinn genug, daß Du Dir von ihr das Messer nehmen ließest! Nun hält sie uns im Schach! murrte Danglars. Du hättest besser Acht geben sollen.

— Oder Du! sagte Benedetto. Es war allerdings eine Nachlässigkeit. Aber sie wird bald nicht mehr die Kraft haben, den Arm zu heben. Dann werden wir ihr das Messer wieder nehmen und ich will Dir das Vorrecht lassen, Danglars, dieses Täubchen zu kirren!

Die blasse Wange des Grafen flammte glühend auf bei diesen Worten. Seine arme, keusche Frau! Und sie konnte ihr Ohr nicht verschließen vor den Worten dieser Menschen! Und doch — noch hatte sie widerstehen können! Es mußte ihr, wie Benedetto andeutete, gelungen sein, ihre Arme zu befreien und dem Räuber sein Messer zu entreißen. Noch war das Entsetzlichste nicht geschehen!

— Ein Tropfen Wasser höhlt endlich einen Stein aus! sagte Danglars. Mit der Zeit wird sie schon sanfter werden. Nicht wahr, mein Püppchen?

Er streckte den Arm gegen Haydee aus. Aber diese

antwortete nur durch eine schnelle Bewegung mit der rechten Hand. Die Schärfe eines Messers blitzte vor den Augen des Banquiers und er wich bestürzt zurück.

— Der Teufel hole dieses Weib! murrte er. Sie wäre im Stande, mich zu erdolchen.

— Mit großer Ruhe! sagte Haydee mit entschlossener, aber hohler Stimme. Ihr seid elende Räuber. Gottes Strafe wird Euch treffen und mein Gatte wird Euch finden!

— Oho! Nicht so eilig! sagte Benedetto lachend. Mit der Zeit wirst Du wohl einsehen, daß es nicht so leicht ist, zwei Vögel zu fangen, wie mich und Danglars, und Du wirst Dich aufs Bitten legen, anstatt zu drohen. Wart' es nur ab!

— Aber was willst Du eigentlich? Weshalb hast Du mich und das Kind meinem Gatten geraubt? rief Haydee mit einer Stimme, deren Töne dem Grafen das Herz zerrissen. Wenn Bitten Dich rühren können, so bitte ich Dich, so beschwöre ich Dich! Fordere, was Du willst, der Graf wird es Dir geben. Fordere Millionen, fordere Alles!

— Das werde ich und das will ich auch! Aber jetzt noch nicht! antwortete Benedetto lachend. Du hörst ja — erst will ich ihm noch einige Qualen bereiten, die einzigen, die ich ihm bereiten kann. Daß er uns endlich finden wird, daran zweifle ich nicht.

— Dann wird er Dich zertreten mit einem einzigen Tritte, Du Elender! rief Haydee.

— O, o, das ist leicht gesagt! Dieses Kind lasse ich nicht von mir, nicht aus meinen Armen, und wenn Du auch hinter mir herschleichst und auf einen günstigen Augenblick lauerst, so lange Du willst. Dieses Kind ist meine Macht und Stärke, das weiß ich recht gut. Deshalb halte ich es fest, wie mein Leben! Und was aus dem Kinde werden wird, das weiß ich noch nicht. Aber, Danglars, ich dächte,

Du machtest Dich nun bald auf den Weg, um uns etwas zu essen zu holen. Denn von der Rache lebt man nicht.

— Ich soll mich wieder hinauswagen in dieses vermaledeite Land! rief Danglars ärgerlich. Wenn er mich nun trifft? Was dann? Was soll ich ihm sagen?

— Nichts! Er weiß vielleicht gar nicht, daß Du bei mir gewesen bist, denn Tordero ist ganz wahrscheinlich todt. Jedenfalls mußt Du uns etwas holen. Ich weiß recht gut, daß Du nicht wiederkommen würdest, wenn Du nicht müßtest. Deshalb behalte ich auch die Juwelen bei mir. Mach' Dich an die Arbeit, Du Faulenzer! Hunger thut weh!

— Es ist mir längst leid, daß ich mich von Dir habe bereden lassen! murrte der Banquier. Ich hatte damals Lust, mich von den Schmugglern zu trennen und zu meiner Tochter zu gehen. Da kamst Du mir in den Weg und nun bin ich gezwungen, mich mit Dir in diesen Felsennestern zu verbergen, wie eine Eule. Das ist das Schlimmste, was mir passiren konnte.

Benedetto lachte laut und lustig und schien sich herzlich über den Aerger seines Genossen zu freuen.

— Brumme nur, Du alter Maulwurf! rief er. Du kannst doch nicht fort. Und ich brauche Dich nothwendig. Ich kann nicht immer ausgehen, wenn ich dieses Kind tragen soll und wenn dieses Weib hinter mir ist. Das würde auffallen. Haha! Wer hätte geglaubt, daß ich noch einmal eine Kinderfrau werden würde — und Kinderfrau bei dem Kinde Monte-Christo's. Es ist lustig, Danglars! Sehr lustig!

Der Banquier aber stimmte nicht in das Gelächter ein.

— Dich verdrießt es wieder, daß Du ein paar Schritte gehen sollst! rief Benedetto. Nun, ich werde Dir eine Aussicht geben, die Dich trösten wird. Hier hast Du Geld. Dafür hole uns Fleisch und Brod. Und hier ist noch mehr Geld für Wein und Früchte. Auch Käse kannst Du mit-

bringen. Wir werden ein herrliches Mahl halten. Du sollst eine Flasche Wein für Dich allein haben und dann kannst Du schlafen, so lange Du willst.

— Nun, so will ich gehen, sagte Danglars. Gieb her das Geld! Du hast mir auch nicht einen einzigen Sou gelassen, Du Hallunke. Du sollst es mir entgelten.

Benedetto lachte und gab dem Banquier Geld. Monte-Christo überlegte, was er thun solle. Konnte er vielleicht die Abwesenheit Danglars benutzen, um Benedetto zu überfallen? Jedenfalls mußte er vorher den Eingang in die Grotte kennen, denn an dem Felsen konnte er nicht weiter hinauf. Aber er bedurfte wenigstens zehn Minuten, bevor er hinabklettern, die Grotte verlassen und nach der Außenseite des Felsens gelangen konnte. Während dessen mußte Danglars längst außerhalb der Grotte sein. Dann aber mußte er ihn zurückkehren sehen. Oder vielleicht fand er schon während seiner Abwesenheit den Eingang. Vielleicht konnte er mit dem Banquier sprechen, ihn für seinen Plan gewinnen, durch ihn Benedetto in eine Falle locken!

Ein plötzlicher Zwischenfall machte diesen Gedanken ein Ende.

Der kleine Felsblock, auf welchen der Graf seine Hände stützte und an dem er sich bis jetzt mit fast übermenschlicher Kraft festgehalten, war, wie alle Tropfsteinbildungen, nicht gar zu fest und gab bei der ersten Bewegung, die der Graf jetzt machte, nach. Monte-Christo stürzte die ganze Höhe des Felsens, beinahe achtzig Fuß hinab, zum Glück nicht auf das harte Gestein unten, sondern in das Wasser.

Es war tief genug, um die Gewalt des Falles zu brechen. Betäubt blieb er einen Augenblick lang unter dem Wasser, dann kam er an die Oberfläche. Hier erst erlangte er seine Besinnung wieder und im nächsten Augenblicke war er vollständig Herr über seine geistigen Kräfte. Absichtlich tauchte er unter und schwamm nach dem Ausgange der Grotte.

Hier hielt er einen Augenblick inne und tauchte auf. Er sah zurück nach dem Orte, an dem sich Danglars und Benedetto befunden hatten.

— Ich sage Dir, es ist der Graf, kein Anderer! hörte er Danglars rufen. Wir sind verloren! Laß uns fliehen! Ich habe sein Gesicht und sein schwarzes Haar gesehen!

Es schien dem Grafen, als sehe er Benedetto sich erheben. Nun war kein Augenblick mehr zu verlieren. Diese Flucht war vielleicht die beste Gelegenheit, den Räuber zu erreichen, sich seiner zu bemächtigen. Ohne weiter an die Gefahr zu denken, die ihm von den brandenden Wellen drohte, arbeitete er sich hindurch durch den Schwall der Wogen und kletterte dann auf das erste Felsstück, das er erreichen konnte.

Hier zog er seine Pfeife aus der Tasche, reinigte sie hastig vom Wasser und ließ dann einen einzelnen, gellenden Pfiff ertönen. Dies war das vorher verabredete Zeichen, daß die Matrosen und Tordero die Küste hinaufeilen sollten. Er selbst kletterte hastig über die zackigen Felsen und ließ nach einer Minute abermals den Pfiff ertönen. Dann kletterte er den Felsen hinauf, den die Außenseite der Grotte bildete.

Er hatte sich nicht geirrt. Als er oben anlangte, sah er Benedetto und Danglars, gefolgt von Haydee, in einiger Entfernung vor sich hastig nach dem Innern der Insel fliehen. Der Zwischenraum zwischen ihm und den Flüchtigen war schon bedeutend. Aber die Matrosen waren ebenfalls schon hinter ihnen her und waren weiter vor, als der Graf. Tordero war der Vorderste.

Eine Gemse, ein verfolgter Luchs konnte nicht schneller über die Felsen fliehen, als jetzt der Graf. Bald hatte er die Matrosen erreicht, bald selbst auch Tordero überholt. Andererseits aber schien die Angst auch den Räubern übermenschliche Kräfte zu verleihen. Benedetto floh ebenso schnell,

wie der Graf, und selbst Danglars hatte seine gewöhnliche Trägheit vergessen. Haydee schien es am schwersten zu werden, den Beiden zu folgen. Die Liebe und Angst der Mutter kämpften mit der Ermattung des Weibes, und bald mußte die letztere siegen.

Benedetto war den Beiden um einige hundert Schritt voraus. Er trug das Kind hoch erhoben in seinen Armen, weil es ihn in dieser Stellung am wenigstens in der freien Bewegung hinderte. Es schien, als wolle er es jeden Augenblick in einen Abgrund schleudern oder an den Felsen zerschmettern.

Unterdessen hatte der Graf einen andern Weg eingeschlagen. Er überlegte, daß er Benedetto eher erreichen würde, wenn er ihm den Weg abschnitte und sich ihm in einem Bogen näherte. Er entfernte sich also scheinbar von ihm und setzte seinen Weg auf eigene Hand fort, um ihm dann von der Seite oder gar von vorn entgegenzukommen. Zwischen Beiden war eine Entfernung von ungefähr achthundert Schritten.

Unterdessen, als der Graf einmal zurückblickte, bemerkte er, daß Danglars und Haydee bereits von den Matrosen erreicht waren und daß die Erstere wahrscheinlich ohnmächtig und ermattet auf dem Felsen lag. Er bemerkte auch, daß die Matrosen ihm Zeichen machten, aber er verstand sie nicht. Tordero war nur einige hundert Schritte hinter Benedetto, aber seine Kräfte schienen allmählich nachzulassen. Der Zwischenraum zwischen Beiden vergrößerte sich. Der Graf eilte immer noch in seiner Richtung vorwärts.

Jetzt sah sich Benedetto, als er auf einen Hügel angelangt war, um. Er stand sogar einen Augenblick still. Dann ging er noch einige Schritte, sah sich wieder nach allen Seiten um und stand dann abermals still. Darauf kam er dem Grafen entgegen.

Der Graf flog auf ihn zu. Er errieth Benedetto's Ab-

ſicht nicht. Er konnte nicht begreifen, weshalb dieſer ihm entgegenkam. Er vermuthete eine Hinterliſt.

Aber plötzlich ſtand er vor einem unüberwindlichen Hinderniß. Vor ihm gähnte ein Abgrund, vielleicht zweihundert Fuß tief mit ſteilen Wänden. Der Graf hatte ihn aus der Ferne nicht bemerken können, aber Benedetto mußte ihn von ſeinem höheren Standpunkt aus geſehen haben.

Der Graf ſtand ſtill. Jetzt errieth er im Augenblick die Abſicht ſeines Feindes. Lang und ſchmal, keine zwölf Fuß breit, zog ſich die Schlucht links einige tauſend Fuß weit und zur Rechten unabſehbar hin. Wahrſcheinlich hatten ihn die Matroſen darauf aufmerkſam machen wollen, daß ſich dieſe Schlucht zwiſchen ihm und Benedetto befinde, der den Anfang derſelben gerade zu derſelben Zeit umgangen hatte, als der Graf auf den Gedanken gekommen war, eine andere Richtung einzuſchlagen.

In der That ſetzte ſich Benedetto ruhig mit dem Kinde am Runde des Abgrunds nieder. Zwölf Schritte nur war er von dem Grafen entfernt. Die Beiden konnten ſich ſo nah in die Augen blicken, als ob ſie in einem Zimmer einander gegenüberſtänden. Und doch lag dieſe entſetzliche Kluft zwiſchen ihnen!

Tordero war unterdeſſen dem Räuber ganz nahe gekommen. Benedetto bemerkte ihn.

— Sagen Sie dem Menſchen, daß er zurückbleibt! rief er zu dem Grafen hinüber. Wenn er noch einen Schritt vorwärts thut, ſo ſchleudere ich das Kind in den Abgrund!

— Bleib zurück, Tordero! rief der Graf dem Schmuggler zu. Dann ſetzte er ſelbſt ſich ebenfalls am Rande des Abgrunds nieder und die Beiden ſtarrten ſich an.

Welche Abſichten konnte Benedetto nun haben? Weshalb hatte er die Flucht aufgegeben? Hatte er die Fruchtloſigkeit derſelben eingeſehen? Brütete er über einem entſetzlichen Plane, oder war jetzt der Augenblick gekommen, in

dem der Graf sein Kind wieder erlangen sollte? Verlangte Benedetto ein Lösegeld?

Beide mochten überlegen. Eine Viertelstunde lang saßen sie sich einander gegenüber. Die Matrosen standen in der Nähe, zum Theil auf der einen, zum Theil auf der andern Seite der Kluft. Ein Wink des Grafen hatte sie bedeutet, zurückzubleiben. Das Kind erkannte seinen Vater. Es streckte die Arme nach ihm aus und schrie kläglich. Haydee wurde von einem Matrosen zu dem Grafen geführt.

Sie sagte nichts, als sie bei ihm anlangte. Sie sah ihn nur mit einem stummen Blicke an und er erwiederte diesen Blick ebenso stumm. Dann reichte er ihr die Hand und sie setzte sich neben ihn. Benedetto that, als kümmere er sich gar nicht um die Beiden. Er sprach in rohen Worten, bald mürrisch, bald höhnisch, zu dem Kinde, nannte es kleiner Schreihals, dummes Grafenkind, zartes Püppchen und kleine Bestie.

— Gieb ihm Alles, Alles, was er von Dir verlangt, Edmond! flüsterte endlich Haydee.

— Ich will es, ich will es, mein liebes Weib! antwortete Monte-Christo leise.

Benedetto saß noch immer auf seinem alten Platz und tändelte mit dem Kinde.

— Was willst Du nun eigentlich, Du elender Mensch? rief ihm Monte-Christo hinüber.

— Was ich will? antwortete ihm Benedetto heiser lachend, das weiß ich selbst noch nicht. Jetzt, wie Du siehst, gefällt es mir, mit Deinem Kinde zu spielen! Wenn ich doch auch ein solches Püppchen hätte. Ich könnte es haben, hätte ich Eugenie Danglars geheirathet.

— Sie war das Kind Deiner Mutter, Du durftest sie nicht heirathen! sagte Monte-Christo.

— He, und weshalb hast Du denn Alles eingeleitet? fragte Benedetto halb höhnisch, halb ingrimmig. Wenn Du

es wußtest, weshalb ließest Du mich nach Paris kommen und brauchtest mich zu Deinen Plänen? Hättest Du mich in meiner Heimath gelassen, vielleicht wäre ich jetzt ein rechtlicher Mensch, hätte eine Frau und ein solches Kind!

— Du wärst nie ein ehrlicher Mensch geworden! sagte Monte-Christo. Das Verbrechen hätte Dich immer weiter getrieben. Irgendwo hätte Dich doch das Schaffot erreicht!

— Wie kannst Du das wissen, Du Narr? Bist Du allwissend? höhnte Benedetto.

— Jeder Andere würde es Dir ebenso gut vorausgesagt haben! Stand Dir der Weg zum Guten nicht offen? War nicht Deine That vergessen, hattest Du nicht Geld, um zu leben? Und doch hast Du Hand an Deine eigene Mutter gelegt!

— Damals war es schon zu spät! sagte Benedetto. Es kann auch sein, daß Du Recht hast. Aber Du bist und bleibst der, der daran Schuld hat. Deshalb habe ich mich gerächt.

— Nun, wenn Du Dich gerächt hast, so sei zufrieden! sagte Monte-Christo. Gieb mir das Kind wieder und wenn Du ein Lösegeld verlangst, so nenne es.

— Davon sprechen wir später! Jetzt ist es mir lieb, daß wir uns so gegenübersitzen. Es läßt sich hier sehr ruhig und angenehm plaudern. Sage einmal, Monte-Christo, würdest Du mir wohl unter Umständen Deinen Namen und drei Viertel Deiner Schätze abtreten? Oder würdest Du mich als Deinen Sohn adoptiren? Du hättest dann zwei Kinder!

— Dich, Scheusal? Du mußt wahnsinnig sein, um eine solche Frage zu stellen.

— Oho, nicht so hastig! Du hängst doch also sehr an den Gütern dieser Welt? sagte Benedetto.

— Sie sind mir gleichgültig, wenn ich sie nicht zum Besten meiner Mitmenschen verwenden kann.

— Das sagt Jeder, und wenn man ihm hinter die

Karten guckt, so sieht man, daß er unter seinen Mitmenschen sich selbst versteht! höhnte Benedetto. Ich weiß wohl, Du bildest Dir sehr viel ein, Monte-Christo, und hältst Dich für einen klugen und ausgezeichneten Menschen. Aber Du siehst nun wohl, daß es noch Leute giebt, die Dir gewachsen sind. Du stehst jetzt als ein Bittender vor demselben Benedetto, den Du mit einem Finger zerdrücken zu können glaubtest. Das gefällt Dir nicht, ich weiß es recht gut. Aber es ist nun einmal so. Ich bin jetzt der, der Bedingungen vorzuschreiben hat. Also Du machst mich zu Deinem Adoptivsohn, ich führe den Namen Monte-Christo und Du giebst mir eine jährliche Rente von einer Million Francs. Willst Du?

— Was würde es Dir helfen, wenn ich es auch thäte? fragte Monte-Christo. Die Welt würde aufmerksam werden, sie würde bald erfahren, daß Du der Mörder Benedetto bist, man würde Dir den Prozeß machen und Dich hinrichten.

— Meinst Du? Nun, da ließen sich wohl noch Mittel finden, das zu verhindern! antwortete Benedetto, und als ob er in Gedanken versunken sei, drückte er an der Kehle des unschuldigen Kindes, so daß es zu schreien und sein kleines Gesicht sich dunkelroth zu färben begann.

— Versprich ihm Alles! bat Haydee zitternd. Rette nur das Kind.

— Nun gut, ich verspreche Dir, was Du verlangst! sagte Monte-Christo. Aber gieb mir die Mittel an, die Dich den Händen der Gerechtigkeit entziehen können.

— Ich muß sie Dir selbst überlassen, antwortete Benedetto. Für die ersten fünf Jahre behalte ich dieses Kind bei mir, als Unterpfand, daß Du Dein Versprechen hältst und daß mir kein Haar auf dem Haupte gekrümmt wird.

— Unmöglich! rief Monte-Christo. Mein Kind fünf Jahre in Deinen Händen lassen, auf daß es für immer an Leib und Seele verderbt werde? Lieber mag es sterben! Nein, Benedetto, Du bist ein eitler Thor. Ich will Dir eine Summe

geben, so groß, wie Du sie verlangst. Geh damit nach Amerika oder Australien, verändere Deinen Namen, bemühe Dich, ein guter Mensch zu werden. Dann werde ich es versuchen, es vor Gott zu verantworten, daß ich einem Mörder um meines Kindes willen das Leben gerettet!

— Vor Gott verantworten? Du? rief Benedetto mit aufwallendem Zorn. Narr, wer giebt Dir ein Recht dazu, Dich auf Gottes Wege zu stellen und Dich in die Fügungen der Vorsehung einzumischen. Ich weiß jetzt, weshalb Du mich damals nach Paris kommen ließest! Du wolltest Dich an Villefort und an Danglars rächen! Wer gab Dir ein Recht zu solcher Rache? Weshalb ließest Du nicht Alles seinen Weg gehen? Du bist Schuld an Villeforts Wahnsinn! Und wenn Du auch Dich rächen wolltest, wer gab Dir ein Recht dazu, mich zum Werkzeug Deiner Rache zu machen, mit mir zu spielen, als ob ich ein Instrument, ein Messer, ein Gewehr sei, durch mich die Anderen strafen zu wollen? Weshalb drängtest Du Dich zwischen mich und Gott, weshalb ließest Du mich nicht meine eigenen Wege gehen? Konntest Du voraus wissen, Du Narr, ob ich schlecht bleiben würde? Ein Zufall, eine Schickung Gottes konnte mich auf den Weg dessen führen, was Du das Rechte und Gute nennst! Du hast das Alles gehindert, Du hast mich zu Deinem Werkzeug gemacht, Du hast mich aus meiner Verborgenheit hervorgezogen und mir auf ewig die Rückkehr abgeschnitten. Ich weiß es wohl, Du Narr, Du wähntest ein Gott zu sein, allweise und unbesieglich! Aber sieh her, diese aussätzige Hand hat Dich niedergeschmettert, hat Dir gezeigt, daß Du nur ein elender Wurm bist! Nicht Du warst ein Werkzeug Gottes — ich bin es!

Und er brach in ein wildes Lachen aus und schüttelte das arme Kind in seinen Händen. Es konnte nicht mehr schreien. Es schluchzte nur noch dumpf und schwer.

Monte-Christo starrte den Aussätzigen an. Sein Blick

war eigenthümlich. Gab er dem Räuber Recht? Oder hielt er die Worte desselben für das, was sie sein sollten, für Hohn und freche Anmaßung? Er stand langsam auf und ging langsam auf dem Felsen auf und ab. Benedetto verwandte keinen Blick von ihm.

— Höre, sagte er, wieder an den Rand des Abgrunds tretend, Du magst in einzelnen Dingen Recht haben, aber in einem hast Du Unrecht. Du hättest Dich an mir, nicht an meinem Kinde rächen sollen. Mein Kind ist unschuldig.

— War nicht die Gattin Villeforts und ihr Sohn Eduard auch unschuldig? höhnte Benedetto. Und hast Du sie nicht eingeweiht in die Kunst, Gift zu mischen, und sie Alle dadurch zu Grunde gerichtet, Alle, die Mutter und das unschuldige Kind?

— Ich habe Valentine dafür dem Tode entrissen, ich habe es mein Leben lang bereut, ich werde es stets bereuen! sagte Monte-Christo mit eigenthümlicher Stimme, die halb fest, halb reuig klang, und mit einem Blicke, der bald in das Weite schweifte, bald mit einem seltsamen Ausdrucke auf Benedetto ruhte. Dabei entfernte er sich wieder ungefähr zwanzig Schritte von dem Abgrund. Dort stand er still.

— Bereuen! Das mag Jeder sagen! rief Benedetto. Lebst Du nicht herrlich und in Freuden? Giebst Du nicht jährlich Millionen aus? Hast Du nicht das schönste Weib? Und das nennst Du bereuen, Du scheinheiliger Sünder und Heuchler?

Der Graf stieß einen Ruf aus — einen Ruf, der beinahe wie ein Ruf der Verzweiflung, des Wahnsinns klang. Dann rannte er, wie von einer Maschine geschleudert, auf den Abgrund zu, und einen Punkt wählend, an dem das gegenüberliegende Ufer der Kluft niedriger war, sprang er mit einem ungeheuren Schwunge über den Abgrund.

Das war in weniger als einer Viertelminute geschehen

und Benedetto hatte nur eben so viel Zeit gehabt, aufzuspringen, als der Graf drei Schritte vor ihm stand.

— Gieb mir mein Kind! rief er mit gellender Stimme. Mein Kind!

Im nächsten Augenblick rangen die Beiden mit einander. Die Matrosen und Tordero eilten herbei. Benedetto vertheidigte sich mit einer Kraft, die man niemals in ihm vermuthet hatte, gegen den riesenstarken Grafen. Er hielt das Kind mit dem einen Arm so fest gegen seine Brust gedrückt, daß es vielleicht schon erstickt war, und drängte sich und den Grafen dem Abgrund zu. Gerade, als die Matrosen und Tordero so nahe waren, daß sie Benedetto angreifen konnten, als Tordero sein Messer zum Stoße ausholte, um es Benedetto in die Seite zu stoßen, machte dieser eine verzweifelte, gewaltige Anstrengung, umschlang den Grafen und riß ihn mit sich in den Abgrund. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Haydee war die Erste, die den nächsten Weg in den Abgrund gefunden hatte, und die zuerst an der Stelle anlangte, wo eine verworrene Masse von menschlichen Gliedern die Stelle bezeichnete, an der die drei Menschen den Fuß des Abgrunds erreicht.

Ihr erster Blick fiel auf den Grafen. Bewußtlos lag er auf Benedetto, ohne sichtbare Zeichen der Verletzung. Der Räuber selbst hatte die Augen weit geöffnet, aber im Todeskampfe. Haydee wandte ihr Gesicht von ihm ab und suchte nach ihrem Kinde. Es ruhte noch in den Armen des Räubers. Die Mutterliebe siegte über den Abscheu. Sie zerrte das Kind aus den Armen Benedetto's. Es war stumm und wurde in ihren Händen kalt. Es war todt. Haydee sank ohnmächtig neben den Männern nieder.

Bald darauf trug der ernste und schweigsame Zug der Matrosen zwei Bahren nach der Küste. Auf der einen ruhte Haydee mit ihrem todten Kinde, auf der anderen der Graf.

Er war zwar auf einen Augenblick zum Leben zurückgekehrt, hatte dann aber wieder die Augen geschlossen und sich nicht bewegt, als man ihn auf die Bahre legte.

Am Ufer trug man sie in das Boot und dann ruderten die Matrosen mit angestrengten Kräften nach dem Ausgange der Straße von San Bonifacio zurück. Der alte Fischer wurde mit einer reichlichen Belohnung entlassen und stieg verwundert und kopfschüttelnd über die seltsamen Dinge, die er gesehen, an das Ufer, an dem er sechsundsechszig Jahre ruhig gelebt. Es war Nacht, als man den Dampfer in der Ferne bemerkte und ein Zeichen gab. Er näherte sich. Haydee hatte sich so weit erholt, um geführt von zwei Matrosen die Treppe hinaufsteigen zu können. Sie trug ihren todten Edmond in den Armen.

Zur Verwunderung und zum freudigen Erstaunen der Matrosen erhob sich auch der Graf, als man ihn berührte, und stand auf. Aber Entsetzen ergriff Alle, als sie ihn im Lichte der Laternen des Dampfboots erblickten. Sein Gesicht war erdfahl, sein Gang schlotternd, seine Haltung die eines hundertjährigen Mannes. Aus dem schönen, kräftigen Manne schien in diesen wenigen Stunden ein Greis geworden zu sein.

Er folgte Haydee, ohne daß ihn Jemand unterstützte, in die Kajüte. Danglars wurde in das Krankenzimmer gebracht, in dasselbe, das Benedetto kurze Zeit vorher inne gehabt hatte. Er schien sehr schwermüthig zu sein und warf scheue Blicke um sich, als ob er überall Verrath und Mord wittere. Tordero hatte ihm einen Faustschlag gegeben und dann um die Erlaubniß gebeten, auf dem Dampfschiff nach Monte-Christo zurückkehren zu dürfen. Der Steuermann hatte sie auf eigene Hand gegeben.

Als das Dampfschiff bei der Insel anlangte — es war gegen Morgen — verließen der Graf und Haydee Arm in Arm das Schiff. Man konnte nicht wissen, ob er sich auf seine Gattin, ob sie sich auf ihn stützte. Haydee trug noch

immer das Kind in ihren Armen, und so verschwanden sie Beide in dem Innern der Gemächer.

Dort sah sie Niemand mehr, mit Ausnahme Bertuccio's und Ali's, die nie durch ein Wort oder ein Zeichen verriethen, in welchem Zustand sie ihren Herrn gesehen. Zuweilen wurde auch ein Brief nach Paris abgesendet, und nach einigen Wochen kam ein feiner und vornehmer, schon bejahrter Herr, der sich zwei Tage auf der Insel aufhielt und dann wieder auf dem Dampfboot mit dem Kapitän Morrel und Villefort abreiste. Das Dampfboot brachte ihn bis Marseille und kehrte dann zurück.

Brief Alberts de Morcerf an den Grafen.

„Herr Graf!

Es darf Sie nicht Wunder nehmen, daß Ihr Brief erst sehr spät in meine Hände gelangt und daß auch diese Antwort lange auf sich warten läßt. Keine gebahnten Wege führen hierher und keine königlichen Posten bürgen uns dafür, daß die Briefe sicher abgeliefert werden. Ich muß stets eine eigene Karavane ausrüsten, um meine Briefe nach Murzuk befördern zu lassen, von wo aus sie an den französischen Konsul in Tripolis gesendet werden. Wird diese Karavane überfallen, tritt sonst ein hindernder Zufall ein — was nur gar zu leicht möglich ist — so kann ich halbe Jahre lang vergebens auf eine Antwort warten und meinen Freunden in Frankreich ergeht es ebenso.

Dennoch hoffe ich, daß Sie sich durch diese Uebelstände nicht abhalten lassen werden, eine dauernde Korrespondenz mit mir zu unterhalten, um so mehr, da Sie mir schrieben, daß Sie nach Europa zurückkehren werden. So sei denn dies mein erster Brief an Sie und mögen ihm noch viele folgen!

Lassen Sie mich vor allen Dingen von einer Hauptsache sprechen!

Ich habe das, was Sie über das Schicksal meines Vaters schrieben, oft und aufmerksam gelesen, und ich mußte mir zuletzt sagen, daß Sie in Ihrem Rechte seien. Ich hatte zwar schon früher eingesehen, daß Ihre Rache auf Gründen beruhe, über die ein Mensch nicht zu richten habe. Aber derjenige, an dem Sie sich rächten, war mein Vater. Lange schien es mir unmöglich, dem Feinde desselben verzeihen zu können. Aber Sie haben Recht. Die Jahre üben ihre Wirkung. Der Geist wird ruhiger und der Verstand nimmt Manches an, was das Herz früher zurückwies. Dennoch verschob ich mein letztes und endgültiges Urtheil bis auf die Ankunft meiner Mutter.

Ich hatte sie nicht mit den näheren Umständen dieser gänzlichen Umwandlung meiner Lebensschicksale bekannt gemacht. Ich hatte sie nur gebeten, mir bis Tripolis entgegenzukommen. Dorthin sendete ich diejenigen von meinen Dienern, die mir am treuesten ergeben waren. Mir selbst war es unmöglich, Masena zu verlassen, da der Feind die Grenzen meines Reiches bedrohte. Aber ich hatte zugleich eine Einladung nach Paris gesendet und die Regierung, sowie einzelne meiner Freunde darum gebeten, mir brauchbare Männer hierher zu schicken. Fünf Franzosen fanden sich bereit, auf meine Anerbietungen einzugehen. Sie hatten von mir den Auftrag erhalten, über Marseille zu reisen und dort schloß sich ihnen meine Mutter an. So war sie also wenigstens nicht ganz allein unter den Afrikanern, die ich ihr entgegen senden konnte. Der französische Konsul in Tripolis vermittelte die Vereinigung der Franzosen und meiner Mutter mit den Afrikanern und vor sechs Wochen langte meine Mutter bei mir an.

Wenn ich Ihnen schildern sollte, Herr Graf, wie glücklich sie ist, so würden meine Worte und meine Zeit nicht

ausreichen. Sie sieht das Ziel ihres Lebens erreicht, sie sieht mich glücklich im Besitze Judiths und sie weiß, daß der Name Morcerf jetzt auch in Europa ehrenvoller, als je erwähnt wird. Sie sieht die Last eines schweren Kummers, der dauernd mein Leben niederzudrücken drohte, von meinem Herzen genommen, sie sieht mich inmitten einer zwar gefährlichen, aber unermeßlich folgereichen Thätigkeit und sie ist glücklich!

Mit ihr ging ich in einer jener einsamen Stunden, in denen wir der Vergangenheit gedachten, zu Rathe, und sie bat mich, jeden Groll gegen Sie zu vergessen und mich Ihrem freundlichen und väterlichen Rathe zu fügen. Sie billigte also das, was ich früher selbst gewollt, und so erhalten Sie nun meinen Brief, der, wie ich hoffe, nur als eine Einleitung für eine dauernde und inhaltsreiche Korrespondenz dienen wird.

Ich nehme Ihre Anerbietungen an, wenn auch nicht in dem Umfange, wie Sie mir dieselben gemacht. So große Summen, wie Sie mir dieselben zur Verfügung stellen, sind mir hier nicht nothwendig. Was nutzt einem das Geld, wenn man dasjenige, was man braucht, doch nicht dafür erlangen kann! Woher soll ich hier gute Werkzeuge, Waffen und Instrumente nehmen? Wollen Sie mich also unterstützen, so senden Sie mir wenig baares Geld und um so mehr Flinten, Pistolen, Säbel und Munition, Ackerwerkzeuge, astronomische Instrumente und einfaches Hausgeräth. Auch Bücher, einfache Bücher, aus denen ich mich unterrichten kann, denn erst jetzt empfinde ich tief, wie sehr meine Bildung in der Jugend vernächlässigt worden und wie wenig ich in Algier nachgeholt habe. Vor Allem aber senden Sie mir Männer, brauchbare Männer: Handwerker, Soldaten, Techniker, Landwirthe. Brauche ich Ihnen aber zu sagen, daß mir der Charakter dieser Männer fast noch wichtiger ist, als ihre Brauchbarkeit? Abenteuerliche, rohe, gewinn-

süchtige und despotische Menschen können mir hier nichts nutzen. Die Neger sind stille und sanfte Naturen und durch eben solche Charaktere muß auf sie eingewirkt werden. In dieser Beziehung gerade hoffe ich am meisten auf Sie! Sie kennen die Natur der Menschen. Sie können beurtheilen, welche Charaktere mir hier nöthig sind. Ich brauche energische, aber sanfte und diensteifrige Naturen, die meine Pläne unterstützen und nicht durch die Leichtigkeit der Umstände verleitet werden, mir entgegenzuwirken.

Doch ich weiß, daß Sie mich verstehen! Senden Sie mir auch einen Missionär, oder zwei, oder so Viele, als sich bereit finden lassen, das Wort Gottes in diesen Himmelsstrichen verkünden zu wollen. Wohl haben Sie Recht, wenn Sie sagen, daß die christliche Religion in ihrer Sanftheit und Milde es sei, die am meisten dazu beitragen würde, diese Menschen hier zu bilden, zu civilisiren. Glücklicher Weise habe ich es nicht mit Mohamedanern zu thun, denn diese sind verstockt und böswillig. Meine Unterthanen sind Neger, Menschen mit kindlichen Gemüthern, die bisher durch den Zwang und das Schwert im Zaume gehalten worden, die den Gott Mohameds fürchten und die sich in eine andere Welt versetzt glauben, wenn man ihnen von einem Gott der Liebe predigt. Wie viele Herzen sind mir durch diese Religion schon gewonnen worden, wie viele werden mir noch gewonnen werden! Und Sie glauben nicht, wie es mich selbst hebt und adelt, jetzt ein Träger, ein Apostel dieser christlichen Lehre von der Liebe zu sein, und wie ich mich bemühe, sie auch in meinem Wirken und Schaffen anzuwenden. Ja, Graf, es ist eine große und heilige Sache, der Regent eines Volkes zu sein, und zwar eines Volkes, bei dem es nur von dem Willen dieses Regenten abhängt, es zum Guten oder Bösen zu leiten!

Vielleicht mag es scheinen, als stände meine Bitte um Waffen mit dieser Religion der Liebe im Widerspruch. Aber

wir müssen hier kämpfen, wir müssen stets auf unserer Hut sein, denn die benachbarten Mohamedaner betrachten uns bereits mit feindlichen Augen, und die Zeit ist nicht fern, in der ich die erste junge Saat des Christenthums mit dem Schwert in der Hand werde vertheidigen müssen. Die Nachbarvölker fangen bereits an, mich als einen Eroberer zu betrachten und denken daran, mich zu vertreiben. Es stehen ihnen muthige, zahlreiche und kampfgeübte Völkerschaften zu Gebote. Aber meine Neger haben bereits die frühere Scheu vergessen, die sie gegen die Mohamedaner beobachten mußten. Sie haben einsehen gelernt, daß der Arm eines Negers so stark ist, wie der eines Mohamedaners; sie sind tapfer geworden, und wenn ich erst europäische Waffen habe und meine Neger den Gebrauch derselben kennen, so fürchte ich mich nicht vor dem ganzen Fellatah-Reiche und allen anderen! Vielleicht gelingt es mir sogar, einige Kanonen zu erhalten und die sind dann fünfzigtausend Mann werth!

Vielleicht wird es Sie interessiren, etwas von meinem letzten Leben und meiner Beschäftigung zu erfahren. Sie ist immerhin eigenthümlich genug und ich denke zuweilen mit Lächeln daran, wie man wohl in Europa darüber urtheilen mag.

Die ersten Wochen meiner Regierung verflossen in großer Unruhe und ohne Muley's Beistand wäre ich verloren gewesen. Doch das versteht sich ja von selbst. Er war es ja, der mich zu dem machte, was ich bin. Was gab es da Alles zu ordnen. Hier die Neger aufzumuntern, dort den Keim der Widersetzlichkeit in den Mohamedanern zu ersticken, ein neues Heer zu organisiren, die Mißbräuche der alten Regenten zu beseitigen, genug, es war eine schlimme Arbeit, und Judith, die früher nie von meiner Seite gekommen war, sah mich Tage lang nicht. Endlich aber war das Schwierigste bis auf Einzelnheiten beseitigt. Nur ein ernster Punkt blieb noch zu erledigen: die Trennung Bagirmi's in zwei

Reiche, von denen das eine unter mohamedanischer, das andere im Osten Bagirmi's unter meiner Regentschaft fortbestehen sollte. Die Regierung über das erstere sollte der Sultan erhalten, der Muley bei seinem Plane gegen den früheren Herrscher von Bagirmi unterstützt. Er sollte dadurch belohnt werden. Mir andererseits lag viel daran, über ein Reich zu herrschen, das nur aus Negern bestand, denn auf die Dauer hätte ich mich gegen die mohamedanische Partei in Bagirmi und Masena nicht behaupten können.

Die Trennung fand endlich statt und ich siedelte mit dem größten Theil der Neger und mit meinem Antheile an den Schätzen, Heerden und dem sonstigen Eigenthum des früheren Sultans nach dem östlichen Theile von Bagirmi über, in dem ich nun meine Residenz dauernd aufgeschlagen habe. Denken Sie sich das schönste Land der Erde! Berge, in denen die Spuren edler Metalle klar zu Tage liegen, Wälder, Wiesen, Ebenen, die fruchtbarsten, die ich je gesehen, Flüsse, Bäche überall und ein Klima, weniger heißer, als das italienische, dazu eine dichte Bevölkerung, die täglich wächst, da mir aus allen andern Staaten Neger zuströmen, und die mich wie einen Gott anbetet — und Sie werden begreifen, daß ich keinen europäischen und asiatischen Regenten zu beneiden habe!

Natürlich hat unsere Thätigkeit hier erst begonnen und doch bin ich erstaunt über die Erfolge, die bereits erzielt worden. Ich begann damit, an der Stelle des ärmlichen Dorfes, das meine Residenz sein sollte, feste Gebäude aufführen zu lassen. Viertausend Neger arbeiteten täglich an diesen Bauten, und mit einem Eifer und einem Fleiße, der bei diesen Leuten sprichwörtlich geworden ist. So war denn in vier Wochen eine große Erdmauer aufgeworfen, die von Innen mit Steinen ausgefüllt ist — ein Zickzack in Sternform, nach dem Muster europäischer Festungen, und durch das felsigte Terrain ungemein begünstigt — so daß ich mir

schon getraue, eine Zeit lang gegen eine ganze feindliche Armee — das heißt von Afrikanern — Stand zu halten. Im Innern habe ich regelrechte Gebäude, ebenfalls so viel als möglich von Steinen, aufführen lassen, denn ganz in der Nähe befindet sich ein mächtiges Thonlager und die Steine dörren an der Sonne rasch zu Granit. Wie viel Erfindungen habe ich da gemacht! Einen ganz neuen Mörtel habe ich erfunden und eine ganz neue Vorrichtung, Thüren ohne eiserne Angeln zu befestigen! Und was werde ich erst leisten können, wenn ich das Alles aus Europa erhalten, was ich wünsche!

Von dem Erstaunen meiner Neger, als diese Dinge eine gewisse Form und Gestalt angenommen hatten, als einzelne Gebäude fertig waren, haben Sie keinen Begriff! Die sieben Wunderwerke der Welt waren den Alten nicht das, was meine Residenz den Negern ist! Und nun, da sie sehen, was sie zu Stande gebracht, arbeiten sie mit verdoppeltem Eifer und es beginnt sich ihrer bereits eine Art von Nationalstolz zu bemächtigen, der mir nützlich sein kann, da er bald andere Völkerstämme anlocken kann.

Inzwischen ließ ich auch an der Anlegung dauerhafter Brunnen und Cisternen für den Eintritt der trockenen Jahreszeit arbeiten, obgleich sie hier nicht so gefährlich ist, wie im Westen. Straßen habe ich anlegen lassen, so weit es möglich ist, und namentlich nach den Orten, woher wir unser Material beziehen. Auch die kriegerische Ausbildung des Volkes versäume ich nicht. Täglich muß die Hälfte der Arbeiter zwei Stunden exerciren und die Leute werden der Reihe nach im Gebrauche der wenigen Feuerwaffen geübt, die wir besitzen. Wenn wir nur mehr Munition hätten! Pulver lasse ich schon fabriciren. Aber wie soll ich ohne kundige Techniker das Blei aus meinen Gebirgen gewinnen?

Doch am besten gebe ich Ihnen ein Bild meines jetzigen Lebens, wenn ich Ihnen einen Tag vom Anfang bis

zu Ende schildere. Im Allgemeinen ist jeder Tag dem andern ähnlich. Nur wechselt zuweilen die Beschäftigung und namentlich dann, wenn ich Reisen mache.

Des Morgens mit dem Glockenschlage fünf Uhr stehe ich auf und meine schwarzen Diener und Freunde geben dann ein Zeichen mit der Glocke, die durch die ganze Residenz schallt. Das lassen sie sich nicht nehmen. Es ist das Zeichen, daß der „Kaiser" sich erhoben hat. Von zwölf geschäftigen Händen bedient, nehme ich ein kaltes Bad und kleide mich dann schnell an. Darauf bringt man mir ein Glas eiskaltes Wasser und ein kleines Brödchen. Während ich das Wasser trinke, ist mein Pferd im Hofe schon gesattelt und ich trete auf den Hof. Obgleich es keine vorgeschriebene Ceremonie ist, so versammelt sich doch regelmäßig fast das ganze Personal meiner Residenz, um mich zu begrüßen, während ich die Stufen hinuntersteige. Früher warfen sie sich alle auf die Erde. Jetzt habe ich den ausdrücklichen Befehl gegeben, daß jeder Gruß nur in einer Verbeugung bestehen darf. Ich liebe dieses Niederwerfen und Fußküssen nicht. Meine Neger sollen mich als ihren Freund, nicht als ihren Tyrannen betrachten.

Regelmäßig jeden Morgen steht auch Muleys Pferd auf dem Hofe. Zuerst hält er mir die Steigbügel — das läßt er sich nicht nehmen. Dann schwingt er sich selbst auf sein Pferd und ganz allein, ohne weitere Begleitung, verlassen wir den Hof meines neuen Palastes und reiten rings über die ganze Fläche, welche die Residenz umgiebt. Die Arbeiter sind dann eben angetreten und obgleich auch dies nicht vorgeschrieben ist, stellen sie sich regelmäßig in eine Reihe und begrüßen mich mit einem lauten Jubelgeschrei. Wir halten uns jedoch nicht bei der speciellen Besichtigung auf. Es ist dieser Morgenritt nur eine Art von Spazierritt, der zugleich meine Neger benachrichtigen soll, daß ich schon auf dem Platze bin. Genauer darf ich mich auch nicht

mit den Einzelnheiten beschäftigen. Denn die viertausend Arbeiter sind über eine weite Strecke verbreitet und Alle sollen mich sehen. Wir reiten also dreiviertel Stunden im Galop und haben dann sieben bis acht Lieus zurückgelegt. Es ist sechs Uhr geworden, wir sprengen wieder auf den Schloßhof und übergeben unsere dampfenden Pferde den Dienern.

Dann beginnt meine Privatberathung mit Muley. Er theilt mir mit, was für Nachrichten eingelaufen, welche Klagen, welche Wünsche hier oder dort laut geworden. Er ist mein Premier-Minister und ich könnte keinen besseren finden. Ohne ihn wäre ich das nicht geworden, was ich bin, und ohne ihn könnte ich mich noch viel weniger in meiner jetzigen Stellung halten. Er kennt die Lage, die Bedürfnisse der Neger ganz genau. Er weiß bis auf das Kleinste, wie sie behandelt werden wollen. Er kennt auch das Land, die Fruchtbarkeit, die besten Orte zur Anlegung von Städten, genug, er ist mir unentbehrlich. Und dabei ist er der treueste und ehrlichste Diener, immer gleich froh, unverdrossen und thätig. Er hat eine eiserne Natur. Durch einen Zufall entdeckte ich neulich, daß er schon um drei Uhr Morgens aufsteht. Ich verabrede nun mit ihm die Reihenfolge dessen, was am Tage vorgenommen werden soll. Wir tauschen unsere Ansichten über verschiedene Gegenstände aus. Ach, wenn nur unsere Mittel nicht so beschränkt wären! An Plänen fehlt es uns nicht.

Punkt halb acht Uhr begebe ich mich mit Muley zu Mercedes und Judith. Muley hat mich darum gebeten, ihm jeden Morgen diese Gunst zu gestatten, da er im Laufe des Tages wenig Zeit hat, meine Mutter und meine Gattin zu sehen, die er Beide abgöttisch verehrt.

Jeden Morgen sehe ich so meine Lieben, strahlend vor Glück und Gesundheit. Wie schön Judith ist und wie auch meine Mutter auflebt! Muley küßt ihnen Beiden die Hand, trinkt eine kleine Tasse Kaffee, die ihm Judith eigenhändig

reicht — worüber er jedes Mal außer sich vor Freude ist — und entfernt sich dann, um an seine tausendfältigen Geschäfte zu gehen, während ich zurückbleibe, um den Kaffee zu trinken, der besser ist, als bei Tortoni, und um eine himmlische Stunde mit der Kaiserin Mutter und der Kaiserin zu genießen.

Fürwahr, diese Stunde ist himmlisch, Graf, und ich schöpfe aus ihr die ganze Kraft, die mir nöthig ist, um einen Tag voll Mühe und Anstrengung zu durchleben. Sehr oft ist diese Stunde die einzige, in der ich meine Mutter und Judith sehe. Denn manchmal entfernen mich meine Geschäfte so weit von der Residenz, daß ich erst am späten Abend zurückkehren kann. Wir plaudern nun beim Kaffee über allerlei Dinge, sowohl Regierungs- als häusliche Angelegenheiten. Glauben Sie nicht, daß Mercedes und Judith ohne allen Einfluß auf die wichtigsten Entschlüsse sind. Für Alles, was die Organisation der Familien und die Stellung der Negerfrauen anbetrifft, sind sie mir geradezu unentbehrlich. Außerdem besitzt Judith ein solches Talent für Sprachen, daß sie die Negersprache beinahe besser spricht und versteht, als ich, und also selbst thatkräftig in das allgemeine Leben mit eingreifen kann. Doch ich spreche später noch ein kurzes Wort über Mercedes und Judith.

Immer mit einem leisen Seufzer trenne ich mich von dem Kaffeetisch. Bei diesem sind wir nur von schwarzen Dienerinnen bedient worden. Aber mögen sie auch die Farbe haben, die unsere Phantasie den Teufeln verleiht — ich sage Ihnen, Herr Graf, es sind Engel, Engel in Bezug auf Dienstfertigkeit, Güte, Milde und Geschwindigkeit. Ihre Augen sind unablässig auf uns gerichtet und sie verstehen jede unserer Bewegungen, jeden unserer Winke, ohne daß wir ein Wort zu sprechen brauchen. Dann eilen sie nicht nur, nein, sie fliegen, um diese Winke auszuführen, und so ist es nicht nur des Morgens, sondern den ganzen Tag, auch

mit den männlichen Dienern. Ich glaube wirklich, von einer Schaar von Engeln bedient zu sein. Neulich hatte ich, als ich mich Mittags zu Tisch setzte, mein Notizbuch vermißt. Es war bei einem Bau auf einem nahen Berge liegen geblieben. Ich sagte zu einem der jungen Diener, er möge es holen. Er eilte fort und war zurück, ehe ich noch kaum einige Worte gesprochen hatte. Als er mir scheinbar ruhig das Buch überreicht hatte, stürzte ihm ein Blutstrom aus dem Munde. Er war zu eilig gerannt. Wir haben ihn nur mit Mühe gerettet. Aber so sind sie Alle.

Um halb neun Uhr begebe ich mich auf den Hof und theile jedem Einzelnen von den Hofbeamten das mit, was er den Tag über zu thun hat, oder was Außergewöhnliches gethan werden soll. Dann, ungefähr um neun Uhr, begebe ich mich entweder zu Fuß, wenn es nahe ist, oder zu Pferde, wenn mein Ziel entfernter liegt, nach irgend einem Theile der Bauten und Anlagen, denen ich meine spezielle Aufmerksamkeit widmen will. Muley begleitet mich, wenn ihn nicht andere Geschäfte anders wohin gerufen haben. Dort bringe ich dann an verschiedenen Orten zwei Stunden zu und gebe meine Anweisungen. Mit großer Freude bemerke ich übrigens, daß diese Anweisungen bald in den meisten Fällen überflüssig sein werden. Die Neger entwickeln eine Auffassungskraft und ein Erfindungstalent, daß mich mit jedem Tage mehr überrascht. Ich habe einzelne wichtige Arbeiten schon einzelnen begabten Negern ganz überlassen können. Und Sie hätten den Stolz sehen sollen, mit dem sie meine Erlaubniß hörten, daß betreffende Werk von nun an allein zu Ende führen zu können. Kein General übernimmt stolzer das Kommando über eine Armee.

Punkt zehn Uhr ertönt auf dem Exercierplatz die Trommel. Bin ich in der Nähe und habe ich Zeit, so übernehme ich selbst das Kommando des Exercitiums, das auf einem schönen, geebneten Platze stattfindet und im Marschiren, ein

fachen Manövern, Schießen mit Pfeil und Bogen u. dergl. besteht. Bin ich nicht zugegen, so leitet der eine Franzose, der früher Offizier war und ein sehr tüchtiger Mensch zu sein scheint, das Exercitium. Für's Erste ist also Alles, wie Sie sehen, noch auf die Residenz beschränkt, in der ich ungefähr zwölftausend Seelen beisammen habe. Es ist aber auch nicht anders möglich. Erst muß ich mir tüchtige Leute bilden, die ich nachher in die Provinzen schicken kann. Erst muß ich einen festen Kern bilden.

Punkt zwölf Uhr schließt das Exercitium und die Arbeit. Das Anschlagen mit einer großen Glocke giebt das Signal. Bin ich überhaupt in der Nähe, so kehre ich dann nach der Residenz zurück. Wo nicht, so esse ich irgendwo mit den Arbeitern.

Unser Eßsaal ist in einer großen Vorhalle, die nach dem Hofe hinausgeht. Meine Mutter, Judith und Muley leisten mir regelmäßig Gesellschaft, auch die anderen ersten Diener und Beamten, so daß wir gewöhnlich zu Zwanzig oder Dreißig an der Tafel sitzen. Jedermann ist es erlaubt, zugegen zu sein, denn die Eßstunde ist zugleich die Stunde der Audienz. Gewöhnlich ist der ganze Hof — ein ungeheurer Raum — mit Menschen bedeckt, die uns sehen wollen. Selten, daß Einer mit mir zu sprechen hat. Wenn es geschieht, so bittet er gewöhnlich darum, bei irgend einer Arbeit beschäftigt zu werden.

Uebrigens beginnt die Arbeit nicht sogleich wieder nach der Aufhebung der Tafel, die ungefähr um halb zwei Uhr erfolgt, sondern erst um drei Uhr. Ich gönne den Arbeitern die Erholung, die ihnen nothwendig ist. Mercedes und Judith gehen um halb zwei Uhr in ihre Zimmer oder an ihre Verrichtungen. Ich selbst bleibe sitzen und während ich meine Pfeife rauche, spreche ich vertraulich mit den Beamten und Dienern, überhaupt mit allen denen, die mich sprechen wollen. Diese patriarchalische Sitte habe ich eingeführt und

werde sie beibehalten. Mein Leben soll so viel als möglich offen vor den Blicken meines Volkes liegen. Auch die anderen Franzosen, die ich hier habe, sind dann gewöhnlich zugegen. Natürlich bekleiden sie zum Theil die ersten Aemter. In einigen Jahren wird es aber kaum noch nöthig sein, Franzosen hier zu haben. Die Neger sind vollkommen im Stande, Alles zu begreifen und Alles auszuführen, was hier nöthig ist. Uebrigens spreche ich auch mit den Franzosen die Negersprache. Meine Schwarzen sollen nicht glauben, daß ich mich in irgend einem Punkte von ihnen isoliren will.

Punkt drei Uhr beginnen wieder die Arbeiten und ich bin wieder außerhalb des Palastes, um nachzusehen, wo es nöthig ist. Selten kehre ich vor sechs oder sieben Uhr, dem Eintritt der Dämmerung, zurück. Gewöhnlich erwartet uns dann Muley und wir sprechen noch eine Zeit lang mit einander. Dann gehe ich zu meiner Mutter und Judith und plaudere mit ihnen bis zur Schlafenszeit. Sehr oft kehre ich freilich von entfernteren Orten erst um diese Zeit zurück, meistens ganz allein. Gefolge habe ich nie. Es begleiten mich immer nur diejenigen, mit denen ich zu sprechen habe, oder die ich irgendwo hinführen will. Wozu auch ein Gefolge, da ich so sicher bin?

Eine Ausnahme macht der Sonntag, der Tag der allgemeinen Ruhe und Erholung. Bis neun Uhr spreche ich dann mit Muley und den anderen Beamten — ich könnte sagen Ministern. Um neun Uhr beginnt der Gottesdienst und an diesem Tage bin ich nicht Herrscher, nicht Feldherr, nicht Baumeister, sondern Prediger, Diener des allmächtigen Herrn, dessen wunderbare Fügungen mich hierher geführt haben. Dann ist das ganze Volk auf dem großen, freien Platze versammelt, der dafür bestimmt ist und in dessen Mitte sich meine Kanzel befindet. Dort bemühe ich mich, diesen Kindern der Natur die einfachen und milden Lehren des Christenthums einzuprägen — so gut ich es vermag. Kein Laut

unterbricht mich. Ueber eine Stunde lang lauscht mir das ganze Volk mit verhaltenem Athem, und, Herr Graf, ich hoffe nicht nur, ich weiß es sogar, daß ich in viele Herzen bereits einen göttlichen Keim gesenkt habe, der seine Früchte tragen wird.

In ernstem, feierlichem Schweigen, wie kaum eine wirkliche Christengemeinde, gehen die Neger dann auseinander und ich kehre mit Mercedes, Judith, Muley und den anderen Franzosen nach dem Palaste zurück. Nun beginnt eine Metamorphose, die vielleicht nicht mit dem heiligen Amte, das ich vorher bekleidet, übereinstimmt, die aber hier durch die Umstände zur Nothwendigkeit wird. Aus einem Apostel des Christenthums werde ich der prächtige, gewaltige Kaiser. Meine Diener kleiden mich in das pomphafte Staatskleid, das Muley für mich erfunden und das Judith verbessert hat, und so trete ich um elf Uhr, geschmückt mit einem prächtigen Mantel, mit der Krone und dem Scepter, gefolgt von allen meinen Dienern in Staatskleidung, umgeben von den Leibtrabanten, unter dem Schall von Trompeten und Pauken in die große Vorhalle, um mich meinem Volke zu zeigen und große Audienz zu geben.

Sie, der Sie die Vorliebe der uncivilisirten Nationen für den äußeren Glanz kennen, werden begreifen, wie nöthig es ist, ihnen einmal diesen Pomp zu zeigen, um so mehr, da ich sonst so einfach und natürlich auftrete, als nur möglich. Auch gilt es hier weniger, meinen eigenen Unterthanen zu imponiren; als den Fremden, sowohl Negern als Mohamedanern, die an meinen Hof kommen, um Verbindungen mit mir anzuknüpfen. Es sind fast immer mehr als ein Dutzend solcher offiziellen Gesandten am Sonntag vorhanden, denn der Ruf von meinem seltsamen Thun und Treiben ist weit durch ganz Mittelafrika gedrungen. Bis zum Sonntag werden alle diese Gesandten in einem bestimmten Gebäude abgesondert gehalten. Sie dürfen mich erst in meiner ganzen

Pracht sehen, und gewöhnlich sind sie dann so erstaunt, daß sie vor Verwunderung kaum Worte finden. Bedenken Sie nur, daß schon mein Palast ein solcher ist, wie man ihn in ganz Sudan nicht sieht.

Diesen Gesandten nun gebe ich Audienz und sie nehmen später an der öffentlichen Tafel Theil. Der Nachmittag ist dann ganz der Freude und allgemeinen Spielen gewidmet. Großentheils sind dieselben militärischer Art. Meine Neger sind ganz enthusiasmirt für das Waffenhandwerk. Sie spielen im wahrsten Sinne des Wortes Soldat. Uebrigens können Sie sich keine harmloseren Vergnügungen vorstellen, als sich diese Leute gönnen. Es ist eine Wonne, Herrscher über ein so einfaches und gutes Volk zu sein. Glauben Sie, daß ich heute mit Louis Philipp tauschen würde, wenn er mir seine Krone anböte?

Nun haben Sie ein ungefähres Bild meines Lebens. Es wird natürlich oft unterbrochen, zum Theil schon durch meine Reisen. Ich habe jedoch erst eine offizielle Reise gemacht, mit dem ganzen Pomp meines Kaiserthums, und mich dabei allen meinen zerstreuten Unterthanen gezeigt. Es sind ungefähr dreißigtausend. Aber sie wachsen mit jedem Tage, denn von allen Seiten strömen mir flüchtige Neger aus den mohamedanischen Ländern zu, und schon deshalb muß ich darauf gefaßt sein, bald irgend einem Nachbarstaate feindlich gegenüberzustehen. Die Mohamedaner können es unmöglich dulden, daß ihre Länder sich zu meinen Gunsten entvölkern, und ich meinerseits kann diejenigen, die sich voller Hoffnung und Vertrauen unter meinem Schutz begeben, nicht zurückweisen. —

Nun noch ein Wort über Judith und Mercedes. Wie glücklich ich in ihrem Besitze bin, das kann ich Ihnen nicht schildern, Graf. Ich weiß auch nicht, wie ich mir mein Leben ohne sie denken könnte. Wie hat sich Judith in Alles gefunden, wie herrlich erfüllt sie ihre Rolle als Kaiserin und

zugleich als Mutter ihres Volkes! Ich glaube, sie ist in ihrem Wirkungskreise thätiger, als ich in dem meinen, namentlich seitdem sie von meiner Mutter unterstützt wird. Sie ist überall, in den Familien, in den Küchen, in den Krankenstuben, bei den Arbeiterinnen, und es ist eine wahre Wonne, zu sehen, wie sie überall angebetet wird. Ebenso meine Mutter. Die beiden Frauen sind von einander unzertrennlich. Und wie oft muß ich im Scherz von meiner Mutter hören, daß ich eine Frau wie Judith gar nicht verdient habe! Ich sage es mir selbst, aber ich bin über dieses unverdiente Glück durchaus nicht unglücklich.

In der ersten Zeit lebten Judith und ich ganz getrennt. Eine größere Vertraulichkeit hätte mit den Ansichten, die wir Beide über unsere Stellung empfanden, nicht im Einklang gestanden. Auch war es nöthig, daß Judith, ehe wir dauernd vereint werden konnten, zum Christenthum übertrat. Glücklicher Weise traf fast zugleich mit meiner Uebersiedelung nach meiner jetzigen Residenz ein christlicher Missionär aus Abessynien hier ein. Er unterrichtete Judith und Muley im Christenthum, und als auch meine Mutter angelangt war, wurden Judith und Muley an demselben Tage getauft und am folgenden Tage fand unsere Verbindung Statt. Meine Mutter, Muley und die Franzosen waren unsere Zeugen. Leider mußte uns der Missionär bald wieder verlassen, da seine Gesundheit das Klima nicht ertragen konnte. Aber er hat mir versprochen, zurückzukehren.

So bin ich nun der glückliche Gatte des vortrefflichsten Weibes, der glückliche Sohn einer vielgeliebten Mutter und der Herrscher eines guten, sanften Volkes. Ich weiß nicht, ob ein Mensch auf dieser Erde mehr wünschen kann. Ich wenigstens bin zufrieden. Gern möchte ich wissen, ob Juditbs Vater noch lebt. Ich habe dahin zielende Aufträge nach Algier und Oran gesandt. Aber ich glaube, daß er in jener Grotte der Dahara erstickt ist.

Und nun, mein theurer Graf, leben Sie wohl, und erinnern Sie sich der Wünsche, die ich Ihnen im Anfange meines Briefes ausgesprochen. Sie kennen nun den Charakter meines Volkes. Achten Sie auch darauf, daß der Charakter derjenigen Europäer, die Sie mir senden, nicht im Widerspruch mit demselben stehe. Herrische, gewaltthätige Leute könnten mir mehr schaden, als ihre Kenntnisse mir nutzen.

Noch Eins! Können Sie mir keine Nachricht über Franz d'Epinay geben? Er war mir immer der liebste meiner Freunde, und ich glaube beinahe, daß es seinem Charakter und seinen Neigungen entsprechen würde, hier bei mir zu wohnen. Ich werde selbst an ihn schreiben. Vielleicht kommt er hierher. Aber er muß sich eine Frau mitbringen. Daß irgend ein Europäer sich mit einer Negerin verheirathe, dulde ich nicht. Ich liebe diese Mischungen nicht. Sie führen stets zu Unnatürlichkeiten.

Von meiner Mutter soll ich die herzlichsten Grüße beifügen und ebenso von Judith. Sie selbst können wohl nicht daran denken, mich einmal in meiner Residenz zu besuchen? Aber da Sie Alles möglich gemacht haben, warum sollten Sie das nicht möglich machen können? Es würde mir die größte Freude bereiten, die ich hier seit der Ankunft meiner Mutter und seit meiner Verbindung mit Judith genossen habe.

Und nun noch ein Wort, Herr Graf! Wenn ich daran denke, was ich früher in Paris war und was ich jetzt hier bin — wenn ich daran denke, daß ich Judith gefunden, meinen Namen wieder zu Ehren gebracht und ein Volk glücklich gemacht habe — wenn ich ferner bedenke, daß dies Alles nicht geschehen wäre ohne jenes entsetzliche Ereigniß, dessen Ursache Sie waren — so weiß ich kaum mehr, ob ich jetzt, nachdem lange Jahre darüber hingegangen, Ihnen danken, oder Sie tadeln soll. Aber nicht Ihnen, nein, der Vorsehung!

Sie aber waren das Werkzeug derselben. Es ist möglich, daß manchmal bei Ihnen Gedanken über jene Vergangenheit aufsteigen, die nicht so ruhig sind, als die meinigen. Wäre das wirklich der Fall, so bitte ich Sie, sich darüber zu beruhigen. Mag geschehen sein, was da wolle — die Folge ist doch gewesen, daß Sie mich, Mercedes und Judith glücklich gemacht haben. Und das mag auch für Sie ein Trost sein! Mit diesen Worten will ich schließen.

Albert de Morcerf."

Der gerechte Lohn.

Noch einmal führen wir den Leser in jenes kleine, von den Gasflammen erhellte Zimmer des Palais Royal, in welchem wir Don Lotario zum ersten Male in Paris gesehen haben. Es war noch ganz das alte Zimmer und dieselbe Jahreszeit, der Anbruch des Herbstes. Auch die Gesellschaft war die alte: Jüngere Herren und Herren in den mittleren Jahren, aus den besten Kreisen der Pariser Gesellschaft, vereinigt, um hier zu spielen.

Da war Lucien Debray, der Sekretär im Ministerium, dessen Gesicht in der letzten Zeit sehr gealtert war und der, wie man sagte, mit vielen Schwierigkeiten in seinem Amte zu kämpfen hatte. Da war Beauchamp, der Journalist, immer heiter und spöttisch. Da war auch Graf Chateau-Renaud, kürzlich von einer Reise zurückgekehrt, um den Beginn der Saison in Paris nicht zu versäumen. Da war endlich auch Franz d'Epinay, noch blasser, ernster, zurückhaltender, als früher.

Don Lotario fehlte. Warum er diese Gesellschaften nicht mehr besuchte, obgleich er in Paris lebte, werden wir bald erfahren. Und auch Loupert-Benedetto, derselbe, mit

dem Don Lotario an jenem Abend Arm in Arm das Palais Royal verlassen, auch Loupert fehlte. Sein zerschmetterter Körper ruhte vielleicht noch in der Tiefe jenes korsikanischen Abgrundes und seine Gebeine bleichten in den Strahlen der Sonne.

Wie gewöhnlich nahm nie die ganze Gesellschaft am Spiel Theil, sondern einzelne Gruppen standen und saßen in den verschiedenen Ecken des Zimmers.

— Immer noch der alte d'Epinay! sagte Beauchamp, dem Vicomte vertraulich auf die Schulter klopfend. Woran denken Sie gegenwärtig? An die Erziehung des Menschengeschlechts?

— Nein, Beauchamp! antwortete d'Epinay mit einem trüben Lächeln. Das Menschengeschlecht ist so heillos verdorben, daß jede Erziehung nutzlos wäre.

— Unser guter Morcerf denkt nicht so, sagte Beauchamp. Er hat sich vorgenommen, der Vater eines Negervolks zu werden. Es ist doch zu seltsam! Anfangs hielt ich die ganze Geschichte für eine Zeitungsente. Aber ich habe nun wohl eingesehen, daß die Sache richtig ist. Er ist Kaiser eines Negerstammes. Wollen Sie ihn nicht besuchen?

— Ich dachte eben darüber nach, als Sie mich anredeten, antwortete d'Epinay.

— Wirklich? Nun, das ist höchst amüsant, das sieht Ihnen ähnlich! rief der Journalist. Das Innere von Afrika haben Sie ja noch nicht gesehen, und da Sie Reisen lieben, die mit Schwierigkeiten verknüpft sind, so wäre das ganz Ihr Geschmack!

— Um so mehr, da Morcerf mich in einem Briefe aufgefordert hat, ihn zu besuchen, oder vielmehr meinen dauernden Aufenthalt bei ihm zu nehmen, sagte d'Epinay.

— Hat er das? Ei, er kennt Sie also immer noch, er weiß, daß Sie der alte Phantast sind! sagte Beauchamp. Nun, weshalb wollen Sie diesen prächtigen Vorschlag nicht

annehmen? Weshalb wollen Sie ihn nicht in seiner Erziehung des Menschengeschlechts unterstützen?

— Es ist ein bedenklicher Punkt dabei, antwortete d'Epinay. Morcerf verlangt, daß ich mir eine Frau mitbringen soll. Und das ist eine Unmöglichkeit.

— Ah bah! Sie finden in vierzehn Tagen fünfzig junge und schöne Frauen! rief Beauchamp.

— Möglich, erwiederte der Vicomte, wenn ich nur Lust hätte, Sie zu suchen!

— Aber, zum Teufel, wollen Sie denn ewig Junggeselle bleiben? fragte Beauchamp. Mit mir ist das etwas Anderes. Ein Mensch, der, wie ich, von der Feder und von der Hand in den Mund lebt, muß vorsichtig sein in seiner Wahl und sich möglichst lange vor einer so intimen Verbindung hüten. Aber Sie, jung, reich, von altem Adel, oder wenigstens von gutem Adel — Sie haben nur zu wählen. Sehen Sie, auch Debray ist im Begriff, eine dauernde Liaison einzugehen, und von Chateau-Renauds bevorstehender Vermählung werden Sie gewiß gehört haben. Also beeilen Sie sich, ihrem Beispiel zu folgen, und suchen Sie dann Morcerf auf. Freilich — ich möchte die Pariserin sehen, die freiwillig nach dem Innern Afrika's geht!

— Sehen Sie, sagte d'Epinay trübe. Das ist der erste bedenkliche Punkt.

— Nein, er ist nicht bedenklich! sagte Beauchamp. Eine Gräfin, eine Baronesse, eine gefeierte Schönheit wird Ihnen allerdings nicht dahin folgen. Aber wozu auch eine solche Frau unter den schwarzen Kindern der Natur? Heirathen Sie eine Grisette, ein Bürgermädchen! Heirathen Sie Ihre Geliebte! Sie haben doch gewiß eine!

— Nein, mein lieber Beauchamp, ich bin nicht so glücklich, erwiederte d'Epinay.

— Nun, ich muß gestehen, Sie sind ein Exemplar, wie man es selten findet! rief Beauchamp. Nicht einmal

eine Geliebte? Ich glaube, Sie haben Valentine immer noch nicht vergessen?

— Das kann wohl möglich sein, antwortete d'Epinay. Doch ich will Ihnen die Wahrheit sagen. Wenn ich auch Valentine nicht vergessen habe und nicht vergessen werde, so ist doch mein Herz in Bezug auf sie ganz ruhig. Ich würde gern, sehr gern ein anderes Bild in mein Herz aufnehmen. Es ist mir aber bis jetzt noch nicht möglich gewesen.

Debray und Chateau-Renaud traten in diesem Augenblick an den Sprechenden heran.

— Was höre ich? rief Chateau-Renaud. Immer noch Valentine?

— Nun, das nenne ich Treue! rief auch Debray. Wissen Sie, d'Epinay, daß nicht viel gefehlt hätte und Valentine hätte noch ihre Frau werden können?

— Ich habe von dunklen Gerüchten über den Tod ihres Mannes gehört, antwortete Franz. Aber neuerdings sagte man mir, daß er lebe und sich sogar in Paris befinde.

— Ja, man hat mir dasselbe gesagt, erwiederte Debray. Kein Mensch kann aus den verschiedenen Versionen klug werden, die über das Schicksal des Kapitäns im Umlauf sind. Zuerst soll er wegen Theilnahme am Attentat von Boulogne angeklagt, dann heimlich im Gefängnisse getödtet, dann mit einem Mörder Namens Rablasy verwechselt, verurtheilt und wegen Wahnsinns in ein Irrenhaus gesperrt sein. Aus diesem ist er geflohen oder entführt worden, und neuerdings sagt man mir, daß er sich jetzt in Paris befinde, daß man ihn freigesprochen und daß sich eine distinguirte Persönlichkeit seiner angenommen. Valentine befand sich während der Zeit in Berlin.

— Wohin sie jener Rablasy entführt, ganz richtig! ergänzte Beauchamp. Es hat sich herausgestellt, daß dieser Mörder den Namen Morrels mißbrauchte, um seine Frau zu täuschen. Man hat die Sache erst sehr spät entdeckt,

und als man ihn in Berlin fassen wollte, war er verschwunden. Sie ist mit dem Grafen Arenberg, dem bekannten Freunde des Abbé Laguidais, hierher nach Paris zurückgekehrt.

— Für mich ist sie jedenfalls verloren! sagte d'Epinay. Aber da Sie des Grafen Arenberg erwähnt haben — so fällt mir Don Lotario, der junge Mexikaner, ein, den wir vor Jahr und Tag hier trafen. Er besuchte damals den Grafen. Was mag aus ihm geworden sein?

— Nun, ich bin über ihn im Unklaren, sagte Beauchamp. Ich weiß nicht, ob ich ihn für einen rechtlichen Menschen halten soll, der nur Unglück gehabt hat. Er ging damals nach London und wurde, wie man mir sagte, in die Gesellschaft der Selbstmörder aufgenommen. Von dort ging er nach Berlin. Durch einen Zufall erfuhr ich, daß er sich wieder in Paris aufhalte, denn an einem öffentlichen Orte hat ihn Niemand gesehen. Vor einiger Zeit nämlich las ich in unserer Zeitung eine Annonce, in der sich ein gewisser Lotario de Toledo als Lehrer der spanischen Sprache ankündigte. Die Wohnung war angegeben, in einem belebten Stadttheil, aber in einer sehr unscheinbaren Straße. Ich war neugierig, zu erfahren, ob es unser alter Bekannter sei, und ging zu ihm. Er wohnte im fünften Stockwerk, und als ich das erfuhr, überlegte ich, ob ich mir die Mühe machen sollte, hinaufzugehen, denn ich hielt es beinahe für unmöglich, daß er es sei. Ich ging zuletzt doch hinauf, und als er mir die Thür öffnete, erkannte ich ihn sogleich.

— Also Sprachlehrer? Wirklich? rief d'Epinay. Er machte damals einen sehr günstigen Eindruck auf mich. Ich hielt ihn durchaus nicht für einen Abenteurer.

— Nun, ich bin auch noch im Zweifel, ob er es ist, erwiederte Beauchamp. Doch hören Sie! Er war durchaus nicht überrascht, als er mich eintreten sah, obwohl er mich sogleich erkannte. Er nöthigte mich, einzutreten, und

ohne mich im Geringsten an die Vergangenheit zu erinnern, fragte er mich, ob ich ihm behülflich sein könne, gute Stunden zu erhalten. Natürlich fragte ich ihn, wie er, den wir damals für einen reichen jungen Mann gehalten, dazu komme, jetzt Lehrstunden zu geben. Er sagte mir, sein Lord Hope habe bankerott gemacht und ihm nur eine kleine Summe ausgezahlt. Mit dem Rest derselben sei er von Berlin hierhergekommen und habe nach Meriko zurückkehren wollen, Verhältnisse, deren Lösung er abwarte, hätten ihn jedoch gezwungen, in Paris zu bleiben, und um sein kleines Kapital nicht noch mehr zu verringern, habe er den Entschluß gefaßt, Unterricht in der spanischen Sprache zu geben. Er sprach ganz offen und freimüthig und seine Manieren waren noch immer die eines höchst anständigen Menschen. Etwas blasser war er geworden und seine Miene war viel ernster und gedankenvoller, als damals. Ich versprach, für ihn zu thun, was ich könne. Da ich aber bald darauf verreiste, so ist mir die ganze Sache vollständig aus dem Sinn gekommen.

— Welches war die Adresse? fragte Franz d'Epinay.

Beauchamp nannte sie und der Vicomte schrieb sie in sein Notizbuch.

— Ein eigenthümlicher Bursche ist er jedenfalls, sagte der Graf-Chateau-Renaud. Aus Berlin schrieb mir ein Bekannter, als die Sängerin Eugenie Larsgand, oder vielmehr unsere Eugenie Danglars dort war, daß ein gewisser Lotario de Toledo, ein junger Spanier, ihr intimer Freund und Begleiter sei. Ohne Zweifel war er das auch!

— Wohl möglich, sagte Debray. Wahrscheinlich hat er ihre Bekanntschaft in London gemacht und ist ihr dann nach Berlin gefolgt. Das Verhältniß aber muß sich bald aufgelöst haben. Wenigstens ist Eugenie Danglars jetzt mit einem Andern liirt.

— Das weiß alle Welt! sagte Beauchamp. Wir werden diesen neuen Freund unserer alten Bekannten sogar heut

Abend hier sehen, wie ich zufällig erfahren habe. Es ist ein Herr de Virey.

— Den auch Niemand früher gekannt hat, warf Chateau-Renaud ein. Ich hätte übrigens nicht geglaubt, daß Eugenie Danglars so viel Talent besitze. Sie wird sich auf der Bühne halten, obgleich sie mit vielen unangenehmen Erinnerungen zu kämpfen hat.

— A propos! was ist aus jenem Loupert oder Benedetto, dem früheren Prinzen Cavalcanti geworden? Hat man nie wieder etwas von ihm gehört?

— In London ist ihm die Polizei auf der Spur gewesen, dann ist er verschwunden, antwortete Beauchamp. Wahrscheinlich hat er irgendwo sein verdientes Ende gefunden.

— Und auch von dem alten Danglars hat man nichts wieder gehört? fragte Debray.

— Doch! erwiederte Beauchamp. Man will ihn in Paris vor einigen Wochen gesehen haben. Er soll auch bei seiner Tochter gewesen sein. Wahrscheinlich hat sie ihm etwas Geld gegeben, denn er ist ganz ruinirt, und er wird sich in irgend einem obscuren Winkel aufhalten. Lieber Gott! Was ist aus all' diesen Leuten geworden! Die Geschichte spielte damals seit dem Auftreten Monte-Christo's in Paris. Danglars ruinirt, die Mutter todt, Eugenie eine Sängerin — Morcerf König in Afrika — Villefort verschwunden — das sind Alles noch Erinnerungen an Monte-Christo. Es war eine interessante Geschichte.

— Und von Monte-Christo selbst hat man auch nichts mehr gehört? fragte d'Epinay.

— Ja, sagte Debray leise und winkte die Freunde näher an sich heran. Ich kann es Euch im Vertrauen sagen, aber nur im Vertrauen. Er kam von Amerika nach seiner Insel Monte-Christo zurück und die Regierung ließ ihn auffangen, da sie ihn für einen bonapartistischen Agenten

hielt. Er hatte einen ärgerlichen Auftritt hier mit dem Premier-Minister und auch mit dem Könige. Er soll Beiden derb die Wahrheit gesagt haben. Dann verschwand er wieder und die Regierung hat es unterlassen, ihm weitere Hindernisse in den Weg zu legen. Jetzt soll er sich wieder auf seiner Insel Monte-Christo befinden.

— Wirklich? Nun, ich wäre neugierig, ihn wiederzusehen! sagte Beauchamp. Man könnte ihm einmal einen Besuch auf seiner Insel abstatten.

— Ich bin immer noch geneigt, Alles für eine Fabel zu halten! sagte Chateau-Renaud.

— Nun, daß Monte-Christo wirklich existirt, ist eine Thatsache, sagte d'Epinay. Ich wußte nur nicht, wo er sich jetzt befindet, und deshalb fragte ich. Morcerf schrieb mir, daß er seinen Brief an mich einem Briefe an Monte-Christo beilege.

Diese Erwähnung hatte neue Fragen von Seiten Debrays und Chateau-Renauds zur Folge, und d'Epinay theilte ihnen mit, was er von Morcerf wußte.

— Ah, unterbrach Beauchamp das Gespräch, da ist Herr de Virey gekommen!

Und er bezeichnete seinen Freunden einen großen, stark gebauten und elegant gekleideten Herrn als denjenigen, der jetzt Donna Eugenia begleite.

Herr de Virey, der sich mit der vollkommensten Gewandtheit in der Gesellschaft bewegte, trat bald an den Spieltisch und spielte ziemlich hoch. Er hatte jedoch Unglück und verlor bedeutend. Natürlich spielte er nur um so hitziger.

Der Vicomte d'Epinay hatte Herrn de Virey, als er eintrat, mit einer gewissen Ueberraschung betrachtet und folgte auch jetzt allen Bewegungen desselben mit einer Aufmerksamkeit, die deutlich verrieth, daß er ein gewisses Interesse an dem Gaste nehme. Während derselbe spielte, trat er hinter ihn und beobachtete ihn, während er seine Aufmerk-

samkeit auf das Spiel zu richten schien, sehr genau. Zweimal gab er Zeichen einer großen Ueberraschung kund. Dann setzte er sich gedankenvoll in eine Ecke.

Virey hatte unterdessen Alles verloren, was er bei sich gehabt, verbarg jedoch seinen Mißmuth und plauderte mit einigen Bekannten. Beauchamp schien ihn bereits oberflächlich zu kennen und stellte ihn Debray und dem Grafen Chateau-Renaud vor.

Es entspann sich ein allgemeines Gespräch, das endlich auch auf die Verbindung Vireys mit der berühmten Sängerin überging.

— Sie kennen Donna Eugenia bereits sehr lange? fragte Debray.

— Nun, seit ihrem Aufenthalte in Wien, antwortete Virey. Ich hielt mich damals in Geschäftsangelegenheiten in dieser Stadt auf.

— Also in Berlin haben Sie Donna Eugenia nicht gesehen? fragte Debray.

— Nein. Aber sie kam damals von Berlin. Es war im Frühjahr.

— Es ist zwar eine delikate Frage, sagte Debray zögernd — aber, da ich Donna Eugenia oder vielmehr Fräulein Eugenie früher gekannt habe, so verzeihen Sie mir vielleicht meine Neugierde. Sie soll in Berlin mit einem jungen Spanier liirt gewesen sein?

— Ja, antwortete Virey mit der größten Ruhe. Ich kann ganz offen darüber mit Ihnen sprechen. Donna Eugenia hatte auch vor mir kein Geheimniß in dieser Beziehung. Sie hatte jenen Don Lotario flüchtig in London kennen gelernt. In Berlin suchte er sie wieder auf und da sie ihn nicht weiter kannte, auch wohl ein gewisses Interesse für ihn fühlte, so ließ sie sich seine Huldigungen gefallen, bis sie sich endlich überzeugte, daß sie sich in ihm geirrt, und ihm den guten Rath gab, sich nicht mehr in ihrer Nähe zu zeigen.

— Demnach war also dieser Don Lotario ein Abenteurer? fragte Debray.

— Wahrscheinlich! antwortete Virey kurz. Indessen mir ist es gleichgültig. Ich kenne Donna Eugenia zu gut und vertraue ihr zu sehr, um selbst etwa bedenklich über ein Zusammentreffen zwischen ihm und ihr zu sein, falls er sich etwa in Paris befindet.

— Ja, er ist hier Lehrer der spanischen Sprache, sagte Debray lächelnd.

— So? Nun, dann hat er das Einfache dem Glänzenden vorgezogen! sagte Virey. Um so besser für ihn. Es ist nicht jedem gegeben, glänzend aufzutreten.

Hier trat ein Anderer hinzu und Debray und Chateau-Renaud trennten sich von der Gruppe.

— Wofür halten Sie diesen Menschen? fragte Debray seinen Freund.

— Für ein sehr unbedeutendes Subjekt, das wahrscheinlich nicht hier sein würde, wenn es nicht das Glück hätte, für den Liebhaber der Danglars zu gelten!

— Das ist auch meine Ansicht, sagte Debray. Kommen Sie! Es wird eine neue Bank gelegt!

Virey betheiligte sich nicht mehr beim Spiel, weil er kein Geld mehr hatte und mit den Anwesenden wohl zu wenig bekannt war, um es zu leihen. Er ging mit einem Bekannten fort. Der Vicomte d'Epinay folgte ihm, ohne sich erst damit aufzuhalten, von seinen Freunden Abschied zu nehmen.

Er mußte jedenfalls einen gewichtigen Beweggrund haben, um Herrn de Virey und seinem Freunde, die er doch weiter gar nicht kannte, in einiger Entfernung zu folgen und sie bis nach einer Straße zu begleiten, die in der Nähe der italienischen Oper lag. d'Epinay vermuthete, daß dort die Sängerin und in ihrer Nähe also auch Virey wohne. Vor einem schönen Hause trennte sich Virey von seinem Bekann-

ten und trat allein in das Haus. d'Epinay folgte ihm bis in das Innere.

— Wohnt die Sängerin Donna Eugenia Larsgand in diesem Hause? fragte er den Concierge.

— Ja, mein Herr, im ersten Stock, wenn Sie zu ihr wollen!

— Nein, ich wünsche nur zu wissen, ob Herr de Virey bei ihr ist.

— Ja, mein Herr, er ist einen Augenblick vor Ihnen gekommen.

— Und wann verläßt er gewöhnlich Donna Eugenia? Ich möchte ihn gern nachher sprechen.

— Er wird heut wohl nicht lange bleiben, denn Donna Eugenia soll kränklich sein.

Der Vicomte war mit dieser Auskunft zufrieden und verließ das Haus, ging dann schnell nach seiner Wohnung, die in der Nähe lag, und holte sich aus dieser nichts, als einen sehr kleinen und doch sehr eigenthümlichen Gegenstand — ein Pistol.

Dann kehrte er nach der Wohnung der Sängerin zurück und stellte sich dem Hause gegenüber auf, so daß er jeden Heraustretenden beobachten konnte. Kaum zwei Minuten waren vergangen, so trat Herr de Virey aus dem Hause. Er schien also von der Sängerin kaum angenommen zu sein. Vielleicht war er im Vorzimmer abgefertigt werden.

D'Epinay faßte ihn bei dem Schein einer Laterne scharf ins Auge. Das Gesicht Vireys war sehr mißmüthig und verdrossen, durchaus nicht so glatt und freundlich, wie in dem Spielzimmer des Palais Royal. Es hatte sogar einen sehr unangenehmen und finstern Ausdruck. Dieser Virey schien ein ganz Anderer zu sein, als der im Palais Royal.

— Mein Herr, entschuldigen Sie, sagte d'Epinay an ihn herantretend. Ich habe die Ehre, Herrn de Virey zu sehen?

— Ich bin es, ja! antwortete Virey, wie aus tiefem Nachsinnen aufschreckend. Was wünschen Sie von mir?

— Ich bin der Vicomte d'Epinay, antwortete Franz. Ich hatte soeben das Vergnügen, mit Ihnen im Palais Royal zusammen zu sein und wollte mich Ihnen vorstellen lassen. Aber in demselben Augenblick verließen Sie das Zimmer.

— Ich besinne mich, Sie dort gesehen zu haben, sagte Virey ziemlich artig.

— Der Zufall ließ mich Sie hier wiedererkennen, und da ich über eine Angelegenheit, die mich sehr interessirt, mit Ihnen zu sprechen habe, so darf ich Sie vielleicht ersuchen, mir einige Minuten Gehör zu schenken, entweder in Ihrer oder in meiner Wohnung?

— Sehr gern, Herr Vicomte, antwortete Virey. Aber weshalb nicht an einem dritten Ort? Wir könnten in ein Café gehen!

— Was ich Ihnen zu sagen habe, ist eigenthümlicher Art und etwas geheimnißvoll, sagte der Vicomte. Aber Sie haben Recht. Wir können in einem Café ein apartes Zimmer nehmen.

— Gut. Ich bin ganz zu Ihrer Disposition! sagte Virey höflich.

Sie gingen Beide neben einander die Straßen entlang.

— Als ich Sie ansprach, schienen Sie mir etwas verstimmt zu sein! sagte d'Epinay dann.

— Warum soll ich es leugnen? Ja, ich war es! antwortete Virey. Offen gestanden, ich war heut Abend nicht darauf eingerichtet, zu verlieren, und dennoch habe ich eine bedeutende Summe verloren. Meine Wechsel treffen erst am ersten ein. Das ist fatal!

— Sie hätten sich mit Ihrem Glück in der Liebe begnügen und nicht das Spiel versuchen sollen!

— Ah, das Glück der Liebe ist zuweilen sehr langweilig! sagte Virey.

Diese Worte schienen ihm so herauszufahren. Er war ohne Zweifel sehr mißmüthig.

— Aber haben Sie keine Freunde, keine Bekannte in Paris? fragte d'Epinay.

— O, genug, antwortete Virey. Aber es ist immer unangenehm, sich in Geldangelegenheiten an Freunde zu wenden. Ich thue es sehr ungern und bin glücklicher Weise noch nie in dieser Verlegenheit gewesen. Ein so gänzlicher Mangel an Geld ist mir etwas ganz Unbekanntes.

— O, Sie nehmen die Sache zu ernst! sagte d'Epinay. Jeder kann in diesen Fall kommen. Und wenn ich Ihnen meine Börse zur Verfügung stellen darf —

— Sie sind sehr freundlich! erwiederte Virey. Aber ich danke Ihnen herzlich. Doch wir stehen vor einem sehr guten Restaurant, der Ihnen gewiß bekannt sein wird.

— Ohne Zweifel, ich bin sehr häufig hier! antwortete d'Epinay. Also treten wir ein!

Sie gingen in das Haus. Der Vicomte bestellte ein apartes Zimmer, Bordeaur und Champagner, und einige Minuten später saßen sich die Beiden in einem kleinen, aber eleganten Zimmer gegenüber, Virey nicht ohne eine gewisse Erwartung der Dinge, die da kommen würden, d'Epinay durchaus ruhig und zuversichtlich.

Das Gespräch drehte sich um allgemeine Gegenstände, bis der Kellner alles Verlangte gebracht hatte. Dann zündete sich d'Epinay eine Cigarre an und setzte sich zurecht.

— Herr de Virey, sagte er, ich bitte Sie, mich in Geduld und Ruhe anzuhören. Nicht, daß ich Sie durch eine lange Erzählung langweilen werde. Aber Sie werden mein Anliegen am Schlusse vielleicht sonderbar finden. Ich bitte Sie jedoch, Ihre Ruhe zu bewahren.

— Ich bin neugierig, sagte Virey lächelnd. Nun, sprechen Sie, wenn ich bitten darf.

— Gut! sagte der Vicomte. Also — vor zwei Jahren,

ja, um dieselbe Zeit, reiste ich durch das südliche Frankreich in meiner gewöhnlichen Touristenmanier, zu Fuß, mit dem Ränzel auf dem Rücken und dem Stock in der Hand. Ich mache das immer so. Ich wollte mein Vaterland genau kennen lernen. Deshalb reiste ich zu Fuß und ganz allein. Ich hatte mir vorgenommen, den Weg von Toulon nach Grenoble zu machen und dabei ein wenig östlich abzuschweifen, um in die Alpen einzudringen. Man hatte mir zwar gesagt, daß die Gegend nicht ganz sicher sei. Aber in Neapel war mir dasselbe gesagt worden, und dennoch kam ich unangefochten durch die Abruzzen, in Spanien hatte man mich gewarnt, genug überall, und ich war immer mit heiler Haut davongekommen. Ich beschloß also auch dieses Wagestück zu bestehen und freute mich im Voraus, es glücklich überstanden zu haben.

Virey war einen Augenblick sehr blaß geworden, hatte dann rasch ein Glas Wein ausgetrunken, sich gebückt, um die Cigarre, die ihm aus der Hand gefallen, aufzuheben, und bewahrte nun eine vollkommene Ruhe, schien auch sehr aufmerksam zu sein.

— Ich kam in eines der reizenden Thäler der Provence, fuhr d'Epinay fort, hielt mich dort acht Tage auf und beschloß dann, das Thal der Durance aufwärts zu steigen. Man warnte mich abermals. Eine Räuberbande sollte ganz in der Nähe ihr Wesen treiben. Aber ich hatte mir einmal vorgenommen, alle Warnungen zu verachten, und ging zu Fuß weiter.

Ich weiß es noch, wie heut. Es war ein schöner und klarer Herbsttag. Ich ging fröhlich über den Felsen an dem rechten Ufer der Durance. Die Gegend war ganz einsam. Nirgends sah ich eine Stadt, ein Dorf, ein Haus. Eine reizende Aussicht fiel mir auf. Ich stand still, stützte mich auf meinen Wanderstab und sah in das Thal hinab.

Fünf Minuten mochte ich so gestanden haben, als eine

Hand sich auf meine Schulter legte. Ich sah mich um. Sechs Männer, alle gut bewaffnet und ihrem Aussehen nach ohne Zweifel Räuber, umgaben mich in einem Halbkreise.

Ich wußte sogleich, um was es sich handelte. Meine Pistolen zu gebrauchen, war unmöglich, fliehen konnte ich auch nicht mehr. Ich erwartete also ruhig, was kommen würde.

— Mein Herr, sagte der eine zu mir, ein großer, starker Mann, wir wollten Sie bitten, uns die Gefälligkeit zu erweisen, Ihre Börse und Ihre Banknoten an uns abzutreten.

— Wie? fragte ich lustig. Wollen Sie mir dieselben verwahren?

— Ja, mein Herr, antwortete der Bandit ebenso heiter. Wir wollen Sie dieser Mühe überheben. Es reist sich durch diese Gebirge weit besser ohne Geld.

— Aber ich habe überhaupt nicht viel Geld, antwortete ich, um wenigstens den Versuch eines schwachen Widerstandes zu machen. Ein Fußreisender, wie ich —

— Hat manchmal mehr Geld, als ein Herr im Reisewagen, antwortete mir der geistreiche Bandit. Wir haben genaue Erkundigungen über Sie eingezogen, und wenn wir auch nicht Ihren Stand und Ihren Namen wissen, so zweifeln wir doch nicht daran, daß Sie reich sind. Sehen Sie zum Beispiel den schönen Ring an Ihrem Finger.

Virey legte die rechte Hand unter den Tisch. d'Epinay lächelte, wie in der Erinnerung.

— Nun, sagte ich, was verlangen Sie von mir? fuhr er dann fort. Geld? Ich werde Ihnen geben, so viel ich habe. Lassen Sie mir nur so viel, um Grenoble zu erreichen. Und was den Ring anbetrifft, so ist er ein heiliges Andenken meines Vaters, der ihn von dem Kaiser Napoleon empfing und immer trug.

— Ei, ich wünschte wohl, einen Ring zu besitzen, den

der Kaiser einem seiner Freunde geschenkt! sagte der liebenswürdige Bandit. Bitte, zeigen Sie ihn mir!

— Ich sage Ihnen, daß ich Ihnen all mein Geld geben will, wiederholte ich jetzt wirklich verstimmt. Lassen Sie mir nur den Ring!

— Mon Dieu! Weshalb so viel Umstände machen! sagte der Bandit, indem er seinen Genossen ein Zeichen des Wohlwollens machte — und gleich darauf fühlte ich mich an beiden Armen festgehalten und man zog mir den Ring vom Finger.

Der Bandit betrachtete ihn von allen Seiten, freute sich über das Bildniß des Kaisers in demselben und steckte ihn dann an seine eigene Hand.

— Nun Ihre Börse und Ihre Banknoten! sagte er darauf mit unverwüstlicher Heiterkeit.

Es blieb mir keine andere Wahl, als seiner freundlichen Einladung Folge zu leisten. Ich zog also meine Börse und mein Portefeuille hervor und überreichte es ihm. Er zählte die Geldstücke und von den Banknoten fielen einige auf die Erde. Als er sich bückte, um sie aufzuheben, bemerkte ich an seinem Halse, gerade über dem Wirbelknochen, ein kleines, rothes Maal von der Größe und Form einer Erdbeere.

Darauf gab er mir fünf Louisd'ors zurück.

— Mein Herr, sagte er, wenn Sie nur bescheidene Ansprüche machen, so werden diese fünf Louisd'ors ausreichen, bis Sie nach Grenoble gelangen. Sie können damit ganz anständig reisen. Und nun leben Sie wohl, und wenn Sie Jemand fragen sollte, mit wem Sie heut zusammengetroffen sind, so sagen Sie nur, Sie hätten die Ehre gehabt, die Bekanntschaft von Etienne Rablasy zu machen.

Damit griff er an seinen Hut und entfernte sich lachend mit seinen Begleitern.

— Ein eigenthümliches Abenteuer! sagte Virey mit

einem erzwungenen Lächeln. Oder eigentlich doch nicht so seltsam! Es ist Vielen widerfahren. Doch erlauben Sie, ich möchte dem Kellner bestellen, mir etwas Pastete zu bringen.

— Sie brauchen sich nicht die Mühe zu machen! sagte d'Epinay ruhig. Hier ist die Klingel.

Er klingelte. Der Kellner erschien. d'Epinay bestellte eine Pastete für Virey.

— Nun? sagte dieser dann und fuhr sich mit seinem Taschentuch über das Gesicht. Wie endete jenes Abenteuer? Ich hoffe, es hat keine schlimme Folgen für Sie gehabt?

— Durchaus nicht, erwiederte d'Epinay. Es war mir nur unangenehm, den Ring meines Vaters eigebüßt zu haben. Ich ging mit meinen fünf Louisd'ors nach Grenoble und habe weiter nichts von Herrn Rablasy gehört oder gesehen.

— Nun? und weshalb erzählen Sie mir dies, wenn ich fragen darf? fragte Virey.

— Hören Sie nur! erwiederte der Vicomte. Der Zufall spielt manchmal seltsam. Heut Abend, als Sie sich an den Tisch setzten, an dem Sie leider so viel Geld verloren, trat ich zufällig hinter Sie. Ihr schöner, wohlgebauter, kräftiger Nacken fiel mir auf und ich betrachtete denselben genauer. Ich war ein wenig überrascht, gerade auf derselben Stelle, wie bei jenem Rablasy, ein Maal von derselben Größe und Gestalt zu finden. Meine Ueberraschung stieg noch, als ich an Ihrer rechten Hand einen Ring bemerkte, der demjenigen meines Vaters erstaunlich ähnlich sieht. Wollen Sie vielleicht die Güte haben, mir diesen Ring zu zeigen, des Scherzes halber!

— Herr Vicomte, Ihr Verlangen ist eigenthümlich! sagte Virey mit gespreßter Stimme.

— Nun, ich sagte Ihnen ja im Voraus, daß es das sein würde! erwiederte d'Epinay. Ich würde Sie sogar darum bitten müssen, mir jenen Ring zurückzugeben, Herr Rablasy.

— O, mein Herr, das ist entweder ein Scherz oder eine Beleidigung! rief Virey, sich halb erhebend, als ob er Miene mache, seinen Platz zu verlassen.

— Keines von Beiden, sondern eine einfache Anfrage, sagte der Vicomte. Also, Herr Rablasy, machen Sie weiter keine Umstände und geben Sie mir den Ring zurück.

— Auf keinen Fall, mein Herr! rief Virey. Was diesen Ring anbetrifft, so habe ich ihn in Lyon in einem Antiquitäten-Laden gekauft, und was Ihre sonstigen Vermuthungen, Ihre eigenthümliche Ansicht von meiner Persönlichkeit betrifft, so sprechen wir uns darüber weiter.

— O nein, ich wünschte die Angelegenheit hier abzumachen, sagte d'Epinay sehr energisch.

— Fürwahr, Sie treiben die Sache weit! rief Virey halb verächtlich, halb zornig. Es versteht sich von selbst, daß wir uns morgen auf eine andere Weise sprechen werden. Heut halte ich meine Unterredung mit Ihnen für beendet.

— Durchaus nicht! Morgen möchten Sie bereits über alle Berge sein! sagte der Vicomte.

— Nun — und wenn ich jener Rablasy wäre! sagte Virey, während seine Augen funkelten und seine Hand den silbernen Griff eines der großen und schönen Messer faßte, die auf dem Tische lagen — wenn ich jener Rablasy, der Räuber und Mörder wäre, so glauben Sie, ich würde mir hier von Ihnen Gesetze vorschreiben lassen?

— Vielleicht doch! sagte d'Epinay mit der größten Ruhe. Damals stand ich Ihnen wehrlos und allein gegenüber, jetzt bin ich auf jeden Fall vorbereitet.

Dabei zog er das Pistol aus der Tasche und betrachtete es mit einem wohlgefälligen Lächeln.

Rablasy sah ihn starr und mit verhaltenem Ingrimme an.

— Herr Vicomte, sagte er dann ruhig, das Leben mancher Menschen ist seltsam. Man hat Beispiele gehabt, daß rechtliche Leute durch die Umstände zu Räubern und

Mördern wurden, ohne deshalb ihre Ehre zu verlieren, und daß sie später wieder in das gesellschaftliche Leben zurückkehrten und ihren Mitmenschen große Dienste leisteten. Vielleicht — verstehen Sie mich wohl, vielleicht befinde ich mich in diesem Fall. Würden Sie dann derjenige sein, der einem solchen Manne Hindernisse in den Weg legt, der ihn dazu zwingen würde, abermals in die Wälder zu fliehen und ein Räuber zu werden?

— Das ist eine Frage, die ich Ihnen nicht beantworten werde, da Sie mich durchaus nichts angeht! sagte d'Epinay mit unerschütterlicher Ruhe und sichtlicher Verachtung. Für mich handelt es sich jetzt nur darum, daß Sie mir den Ring zurückgeben!

— Nun, wenn ich Ihnen damit einen Gefallen thun kann — hier ist er! sagte Virey und reichte dem Vicomte den Ring über den Tisch. Dieser nahm ihn, ohne eine einzige Bewegung Vireys aus dem Auge zu lassen, und steckte ihn zu sich.

— Es gehörte wohl auch zu Ihren Bestrebungen, Herr Rablasy, wieder auf eine ehrenvolle Weise in die bürgerliche Gesellschaft einzutreten, daß Sie den Kapitän Morrel mit einer Eisenstange niederschlugen, ihm seinen Rock auszogen und für ihn gelten oder ihn wenigstens verderben und seine Frau verführen wollten? fragte d'Epinay dann mit spöttischer Gleichgültigkeit.

Virey warf ihm einen entsetzlichen Blick zu und murmelte einige Worte vor sich hin.

— Sie scheinen im Fieber oder in Räthseln zu sprechen! sagte er dann laut.

— O nein! sagte d'Epinay ruhig. Ich bin in der letzten Zeit mit einem Herrn bekannt geworden, der sich des Herrn und der Madame Morrel angenommen. Ihr Plan ist glücklicher Weise in jeder Beziehung vereitelt worden. Freilich haben Sie vielleicht Morrels Gesundheit auf Ihrem

Gewissen. Aber was kann Ihnen daran liegen, Ihnen, der Sie so Viele mit kaltem Blute getödtet haben!

Der Vicomte war in der That von den Verhältnissen Morrels genauer unterrichtet, als selbst seine Freunde wußten. Er war in der letzten Zeit mit dem Herzog *** bekannt geworden und hatte von diesem das Schicksal Valentinens, das ihn noch immer interessirte, und dasjenige ihres Gatten erfahren

— Mein Herr, ich sehe, daß ich mit einem Wahnsinnigen zu thun habe! sagte Virey und erhob sich.

— Sie werden wohl am besten wissen, woran Sie sind! erwiederte d'Epinay verächtlich. Sie würden auch am besten thun, sich sogleich der Polizei zu überliefern.

— Das heißt, Sie werden mich angeben? fragte Virey mit funkelnden Augen.

— Was ich thun werde, ist meine Sache! sagte d'Epinay ebenfalls aufstehend und das Pistol schußfertig haltend. Dabei zog er an der Klingel.

Rablasy — wir nennen ihn jetzt bei seinem wahren Namen — sah den Vicomte einen Augenblick mit dem Blicke eines Tigers an, der sich auf seine Beute stürzen will. Aber es war jedenfalls zu spät, etwas gegen d'Epinay zu thun. Er hörte schon die Tritte des Kellners.

— Gehen Sie, ich werde die Rechnung abmachen! sagte der Vicomte.

Rablasy nahm seinen Hut, murmelte einen Fluch und ging. Der Vicomte hielt sich seinerseits nicht mit einer Detaillirung der Rechnung auf, sondern gab dem Kellner ein Goldstück und folgte Rablasy auf die Straße.

Eine Minute lang stand dieser still. Dann sah er sich um, ob d'Epinay ihm folge. Der Vicomte hatte sich in eine offene Hausthür gestellt und Rablasy sah ihn nicht. Der Bandit ging also weiter. d'Epinay folgte ihm. Unterwegs traf er einen Polizeikommissär, den er flüchtig kannte, und

sagte ihm, daß er einem berüchtigten Verbrecher folge. Der Kommissär, der in Civilkleidung war, schloß sich ihm an und bedeutete einige andere Polizeibeamte, die sich ebenfalls in der Straße befanden, in seiner Nähe zu bleiben.

— Er geht zu der Sängerin, ich dachte es mir! sagte d'Epinay, als er Rablasy in das Haus treten sah, in welchem Donna Eugenia wohnte. Wir wollen ihn erwarten. Er wird nicht lange bleiben.

Er stellte sich dem Hause gegenüber im Schatten eines Pfeilers auf. Der Polizeikommissär ging in das Haus und fragte dort, ob dasselbe verschiedene Ausgänge habe. Man antwortete mit Nein. Die Polizeibeamten gruppirten sich darauf so um die Hausthür, daß Niemand aus derselben heraustreten konnte, ohne bemerkt zu werden. Oben an den Fenstern der Sängerin sah man noch Licht. Dann erschienen zwei Schatten, der eines Mannes und einer Frau. Sie waren einige Schritte von einander entfernt.

Folgen wir Rablasy, um seine letzte Unterredung mit Donna Eugenia zu hören.

Mit welchen Gefühlen er zu ihr ging, möchte sich schwer schildern lassen. Er sah sich verrathen, entdeckt, auf dem Schafot in dem Augenblick, in dem er das Ziel seiner Wünsche zu erreichen gehofft. Dieses Ziel war nicht die Liebe der Sängerin, nicht ihre Hand — sondern ihre Kasse, ihre wohlgefüllte Kasse, ihre viermalhunderttausend Francs, die er auf irgend eine Weise, wahrscheinlich durch Gewalt oder einen Diebstahl, zu erreichen hoffte.

Ein anderer Weg zu diesem Ziele wäre ihm auch kaum möglich gewesen. Sein Verhältniß zu Donna Eugenia hatte sich bald nach ihrer Abreise von Berlin ganz anders gestaltet, als er erwartet. Verhältnisse, die auf schlechten, unmoralischen Grundlagen beruhen, währen nur dann lange Zeit, wenn beide Theile durch Verbrechen an einander gebunden sind und ein Geheimniß zu bewahren haben. Hier war es

nicht so. Die Sängerin war durch ihre Eifersucht gegen Thereſe zu einem augenblicklichen Bündniſſe mit Rablaſy bewogen worden. Aber ſie bereute es bald, ſo weit gegangen zu ſein. Sie fühlte, daß Rablaſy ſie betrog, wenn ſie auch nicht wußte, in welcher Art. Sie rief ſich die Ruhe Don Lotario's, ſein klares Auge, ſeine freie Stirn zurück, und ihr Herz glaubte mehr an das, was er ihr geſagt, als was Rablaſy jetzt behauptete. Ihre reine und ſtolze Natur konnte wohl für eine kurze Zeit von dem Gifte der Eiferſucht angehaucht werden, aber bis in die Tiefe ihres Herzens, ihres ganzen Weſens konnte dieſes Gift nicht dringen. Jener erſte Brief mit der Lüge, den ſie an Thereſe geſchrieben, brannte wie Feuer auf ihrem Gewiſſen und Rablaſy's Aufſtachelungen konnten ſie nicht mit dieſem erſten Fehltritt verſöhnen. Dazu kam noch das unheimliche und beängſtigende Gefühl, daß ſie eine Verbindung mit einem Manne eingegangen, den ſie weder liebte, noch achtete, und daß ſie demſelben eine viel zu große Macht über ſich eingeräumt. Rablaſy war in keiner Beziehung mit Don Lotario zu vergleichen. Und nun ließ auch Rablaſy bald genug durchblicken, daß es ihm um die Liebe und die Gunſt der Sängerin zu thun ſei. Wie ſchwach mußte alſo ſeine Liebe zu Thereſe geweſen ſein, wenn er jetzt ſchon der Sängerin huldigte! Donna Eugenia fühlte das klar und deutlich. Rablaſy war ein zweideutiger Charakter, und was das Schlimmſte war, man konnte ſich ſeiner nicht ſo leicht entledigen, als man mit ihm bekannt geworden.

In dieſe Zweifel fiel die Abreiſe der Sängerin von Berlin. Rablaſy ſeinerſeits hatte jetzt Alles auf eine Karte geſetzt. Nur die Sängerin konnte ihn noch retten, nur wenn er mit ihr zuſammenreiſte, für ihren Liebhaber galt, konnte er ſo auftreten, wie er es wünſchte, konnte er ſpielen, Schulden machen, die Nachforſchungen der Polizei täuſchen. Daß Donna Eugenia ihn nicht liebe, nie lieben werde, wußte er

bald. Aber daran war ihm auch nichts gelegen. Ewig konnte er nicht bei ihr bleiben, um so mehr, da sie jetzt im Begriff stand, zum ersten Mal wieder nach Paris zu gehen und in ihrer Vaterstadt aufzutreten. Er wartete also nur auf eine Gelegenheit, sich entweder ihrer Liebe zu bemächtigen — auf ähnliche schmachvolle Weise, wie er es bei Therese versucht — oder in den Besitz ihres Geldes zu kommen und dann auf eigene Hand zu reisen.

Unglücklicherweise für ihn war Donna Eugenia aber sehr vorsichtig. Ihre Kälte gegen ihn nahm mit jedem Tage zu. Vielleicht hatte sie schon errathen, daß er vom Spiel lebe, daß er das nicht sei, wofür er sich ausgegeben. Sie war nie allein mit ihm. Louise d'Armilly, ihre Freundin, durfte sie nie verlassen, wenn Rablasy bei ihr war, oder sich wenigstens nicht weiter, als nach einem Nebenzimmer entfernen. Sie hatte sogar heimlich an Don Lotario geschrieben und ihn gebeten, ihr noch einmal Aufklärung zu geben und ihr die volle Wahrheit zu sagen, nur damit sie Gewißheit habe. Aber dieser Brief hatte den jungen Mann nicht mehr in Berlin getroffen. Er war schon vor der Sängerin abgereist. Freilich wußte Donna Eugenia das nicht. Tag und Nacht sann sie darauf, sich Rablasy's zu entledigen, der endlich eine entsetzliche Last für sie wurde. Aber was sollte sie ihm sagen? Er hatte ihr noch keinen ernstlichen Grund gegeben, sich mit ihm zu entzweien. Sie fürchtete seine üble Nachrede, um so mehr, da sie schuldlos war. Sie hoffte auf Paris. Sie war entschlossen, dort die Huldigungen irgend eines Herrn anzunehmen, nur um sich Rablasy's zu entledigen.

Schon an diesem Abend, als er nur einige Minuten bei ihr war, hatte sie ihn sehr kühl empfangen und in Rablasy war die Ahnung aufgestiegen, daß sich etwas vorbereite und daß er eilen müsse, seine Entschlüsse auszuführen. Donna Eugenia hatte ihm gesagt, daß sie ihm wahrscheinlich am

andern Tage mehr mitzutheilen haben werde. Unruhig war er von ihr fortgegangen. Nun war noch dieser gefährliche Zwischenfall mit dem Vicomte dazu gekommen. Rablasy mußte das Aeußerste versuchen. Es war die höchste Zeit. Er spekulirte auch dieses Mal auf die Gutherzigkeit eines ehrlichen Menschen, wie er es immer gethan. Er hoffte, daß d'Epinay nicht unmittelbar auf die Polizei gehen werde. Er glaubte noch die Nacht vor sich zu haben und er wollte sie gut benutzen.

Es war spät, indessen noch nicht so spät, daß sich sein erneuter Besuch nicht hätte entschuldigen lassen. In Paris ist elf oder zwölf Uhr Abends das, was in Deutschland acht oder neun Uhr. Er ließ sich bei der Sängerin anmelden, mit der Bemerkung, daß er über wichtige Dinge mit ihr zu sprechen habe.

Er fand sie in ihrem Salon. Nie war ihr Gruß kälter gewesen. Sie wandte den Blick sogleich wieder von ihm ab und sagte ihm, er möge sich setzen. Aber er blieb stehen.

— Mademoiselle, sagte er, Sie entschuldigen, daß ich noch einmal zu Ihnen zurückkomme.

— Es ist mir sogar lieb, antwortete Eugenia. Das, was ich Ihnen erst morgen sagen wollte, kann ich Ihnen jetzt schon sagen. Ich habe heut Abend schon meine Nachrichten erhalten.

— Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, sagte Rablasy. Aber auch für mich handelt es sich um wichtige Angelegenheiten. Darf ich darüber mit Ihnen sprechen?

— Ich wünschte zuvor das Andere zu erledigen, Herr de Ratour! sagte Eugenie.

Für die Sängerin war Rablasy immer noch Herr de Ratour. Da er seine schnelle Abreise von Berlin mit dem Grunde entschuldigt, daß die französische Regierung dort seine Ausweisung verlangt, so hatte es Donna Eugenia erklärlich finden müssen, daß er in Wien einen anderen Namen ange-

nommen und mehr noch, daß er nicht in dem gefährlichen Paris seinen alten Namen führte.

— Das Andere? Nun, ich bin begierig, zu hören, was dieses Andere ist! sagte Rablasy, der eine gewisse Unruhe und Ungeduld nicht unterdrücken konnte.

— Sie sollen es sogleich hören, sagte die Sängerin. Louise d'Armilly kommt von Therese!

— Von Therese? Ah! sagte Rablasy scheinbar oder auch wirklich überrascht. Befindet sich Fräulein Therese in Paris? Das wußte ich wirklich nicht.

— Ich ebenfalls nicht, antwortete Donna Eugenia trocken. Heut Morgen erfuhr ich es durch einen Zufall. Louise sprach mit einem Bedienten, den wir angenommen und der bis jetzt in dem Hause gewesen, in welchem Graf Arenberg hier in Paris wohnt. Als ich dies hörte, erkundigte ich mich bei ihm, ob ein junges Mädchen sich bei dem Grafen befinde. Er antwortete nein, sagte aber, der Graf besuche zuweilen eine junge Dame, die früher bei ihm gewesen. Er nannte mir die Wohnung, die er zufällig wußte, und Louise ging dorthin.

— Nun? fragte Rablasy mit großer Ruhe.

— Louise fand Fräulein Therese nicht zu Hause, fuhr die Sängerin fort, hörte jedoch von der alten Frau, bei der sie wohnt, daß auch Don Lotario sich in Paris befinde und daß das Verhältniß der beiden jungen Leute ein sehr glückliches sei. Beide scheinen zum Grafen Arenberg nicht mehr in der früheren innigen Beziehung zu stehen, obwohl der Graf Therese zuweilen besucht. Es scheint also, als hätte Therese um Don Lotario's willen den Grafen verlassen und führe hier in Paris eine sehr bescheidene Existenz. Sie muß also den jungen Mann doch inniger und wahrer lieben, als Sie damals behaupteten.

— Das kann wohl sein! Und ist das Alles, was Sie mir sagen wollten?

— Nein, hören Sie mich ruhig an! Man sagte Louise, daß sie Therese heut Abend treffen werde, und sie ging zu ihr. Sie traf sie auch in der That und ist vor einer Viertelstunde zurückgekehrt.

— Lag Ihnen denn so viel daran, Therese aufzusuchen? fragte Rablasy verstimmt.

— Ja, ich wollte ein begangenes Unrecht wieder gut machen, ich wollte die Lüge, die ich damals auf Ihren Rath geschrieben, zurücknehmen.

— Bah! Diese moralischen Skrupel hätten Sie sich ersparen können! warf Rablasy ein.

— So mögen Sie denken, ich denke anders, sagte Donna Eugenia. Genug, Louise hatte mit Therese eine längere Unterredung, und meine Ueberraschung, als sie mir dieselbe mittheilte, kann nur von der Verachtung, die ich gegen Sie empfinde, übertroffen werden.

— O, das ist ein wenig stark! sagte Rablasy, der immer ungeduldiger wurde.

— Das mag sein! Aber Sie haben mich auf eine Weise betrogen, die mir das Recht giebt, so zu sprechen, um so mehr, da diese Unterredung die letzte zwischen uns Beiden sein wird. Ich bin von Ihnen getäuscht worden, Herr de Ratour. Sie haben mich benutzt, um sich an Therese zu rächen. Welche Zwecke Sie sonst noch gehabt haben, sich so an mich anzuschließen, weiß ich nicht, aber die Mittheilungen, die Therese über Sie gemacht hat, sind nicht sehr erbaulicher Art, und wenn auch nur die Hälfte wahr ist —

— Bitte, wollen Sie mir nicht das Ganze sagen? fragte Rablasy spöttisch.

— Nein! Ich habe nicht Lust, von solchen Dingen mit Ihnen zu sprechen, sagte Donna Eugenia kurz. Aber Sie werden es mir nicht verargen können, wenn ich Sie bitten muß, Ihre Besuche bei mir aufzugeben. Schon der Schein eines solchen Verdachtes —

— Genug, Mademoiselle, genug! rief Rablasy. Man wird mich verleumdet haben, das finde ich ganz natürlich. Aber Ihr Wunsch wird mir, wie immer, ein Befehl sein.

— Lassen Sie diese Redensarten und denken Sie an Ihre Sicherheit! sagte Donna Eugenia. Therese wird Don Lotario mittheilen, daß Sie sich in Paris befinden, und der junge Spanier —

— Wird versuchen, mich irgendwo zu verleumden! rief Rablasy. Auch das ist ganz natürlich. Leider bin ich verhindert, ihm die Spitze zu bieten. Ich muß morgen in aller Frühe, vielleicht, wenn es möglich ist, noch in der Nacht von Paris abreisen.

— Ah, so schnell? sagte die Sängerin, sichtlich erleichtert.

— Leider ja, antwortete Rablasy. Aber ich werde zurückkehren, um diesen Don Lotario zu züchtigen. Meine schnelle Abreise ist auch der Grund, weshalb ich Sie noch einmal gestört habe. Ich fand, als ich nach Hause kam, einen Brief von einem Verwandten. Er schreibt mir, daß mein Bruder, der Offizier in Marseille ist, eine bedeutende Summe im Spiel verloren habe und überhaupt so verschuldet sei, daß man fürchte, er werde sich das Leben nehmen, um so mehr, da sich ihm keine Aussicht biete, seine Ehrenschulden zu bezahlen. Ich muß also hier in Paris so viel Geld als möglich aufzutreiben suchen und zu ihm eilen.

Hier hielt Rablasy inne und sah mit finsterer Miene vor sich nieder.

— Es ist ein sehr unangenehmer Fall für mich! fuhr er dann fort. Ein Verbannter, ein Verfolgter giebt zuweilen mehr Geld aus, als er hat, und mir fehlt sogar die Gelegenheit, offen aufzutreten und irgend einen Stand zu ergreifen. Nun soll ich noch das Geld für meinen Bruder schaffen. Ich bin selbst in Verlegenheit! An wen soll ich mich wenden? Meine Freunde in Paris sind nicht reich,

sind auch zum Theil verreist und morgen früh soll ich abreisen!

Der klagende und mürrische Ton, in dem er dies sprach, appellirte an das Herz der Sängerin. Donna Eugenia schien auch in der That Theilnahme zu empfinden.

— Herr de Ratour, sagte sie, wie viel Geld brauchen Sie für Ihren Bruder?

— Mein Verwandter schrieb mir von achtzigtausend Francs, die fürs Erste nöthig seien, um die Angelegenheiten meines Bruders ein wenig zu ordnen. Ich habe allerdings an Sie gedacht, Mademoiselle, und wenn es Ihnen möglich wäre —

— Achtzigtausend Francs! Das ist eine bedeutende Summe, über die ich nicht so leicht verfügen kann! sagte Donna Eugenia. Aber wahrscheinlich genügen auch fünfzigtausend Francs, um Ihren Bruder zu retten. Ich will sie Ihnen leihen.

— O, Donna Eugenia, Sie sind ein Engel! rief Rablasy. Die Stunde wird bald schlagen, in der ich offen zu Ihnen sprechen und meine Feinde niederschmettern kann. Dann werden Sie auch sehen, daß nicht ich es war, der Sie betrog. Doch lassen wir das! Es hilft mir nichts, so zu sprechen, wenn ich es nicht beweisen kann.

Er sagte das in einem warmen Tone, um die lästige Pause auszufüllen, die sonst entstanden wäre, während Donna Eugenia nach ihrem Sekretär ging. Rablasy folgte jeder ihrer Bewegungen. Die Sängerin öffnete den Sekretär, zog ein geheimes Fach auf und suchte aus diesem eine Anzahl Banknoten und Staatspapiere heraus.

In demselben Augenblick hatte Rablasy mit seinem linken Arme sie ergriffen, drückte sie fest an sich, verschloß ihr mit der Hand den Mund und griff nach den Papieren.

Donna Eugenia hatte nicht einmal Zeit gehabt, einen Schrei auszustoßen. Aber sie war stark, kräftig. Man hatte

sie früher oft mit der Diana verglichen. Sie machte eine gewaltige Anstrengung, riß sich los, wollte wahrscheinlich nach der nächsten Thür eilen, gelangte aber an das Fenster. In ihrem Schrecken zertrümmerte sie dasselbe mit der Hand und rief laut: Zu Hülfe! Zu Hülfe!

— Der Teufel! Dieses Weib wird mir Leute auf den Hals locken! rief Rablasy wüthend und immer noch in dem Kasten nach Werthpapieren suchend. Ha, hier sind Banknoten!

Und er steckte hastig Alles, was vor ihm lag, in die Tasche.

Unterdessen hatte Eugenie nichts weiter gethan, als jenen Hülferuf ausgestoßen. Ihr Staunen, ihre Ueberraschung, ihr Schreck schienen sie festzuhalten und ihr den Mund zu schließen. Sie sah dem Beginnen Rablasy's zu, als ob sie träume. Erst als er mit zufriedenem Blick heftig das Schubfach zustieß, eilte sie nach der Thür, durch die er gehen wollte.

— Sie bestehlen mich, Herr! rief sie. Sie sind ein gemeiner Dieb!

— Ah bah! Was ich bin, ist mir sehr gleichgültig! Machen Sie Platz, Madame! rief Rablasy. Ich habe keine Zeit mehr, mich mit Redensarten aufzuhalten. Machen Sie Platz!

Aber die Sängerin, die jetzt ihre ganze physische und moralische Kraft wiederlangt zu haben schien, richtete sich stolz in der Thür auf und streckte ihm den Arm entgegen.

— Sie verlassen dieses Zimmer nicht ohne meine Einwilligung! rief sie drohend. Therese hat Recht. Ich wollte es nicht glauben. Sie sind ein gemeiner Räuber, vielleicht ein Mörder. Ich werde Sie der Polizei überliefern lassen!

— Wenn Sie mich noch einen Augenblick aufhalten, so erinnere ich mich meiner alten Künste! rief Rablasy. Gehen Sie fort, oder ich stoße Sie bei Seite!

Er ließ der Drohung sogleich die That folgen und ergriff den Arm der Sängerin. Diese stieß einen hellen Schrei aus, vielleicht aus Schmerz, vielleicht weil ihr einfiel, daß dadurch Jemand herbeigerufen werden könne. Zugleich aber faßte sie mit ihrer freien Hand den Arm Rablasy's, als versuche sie, ihn festzuhalten.

— Oho, hier muß ich Strenge anwenden! sagte er hohnlachend. Zurück, Weib!

Er stieß die Sängerin heftig von sich. Es schien, als wollten sie Beide mit einander ringen.

Hinter ihnen befand sich noch die angelehnte Thür. Diese öffnete sich jetzt.

— Im Namen des Gesetzes verhafte ich Sie, Etienne Rablasy! sagte eine Stimme, und der Polizeikommissär stand mit seinen Beamten und Franz d'Epinay vor dem Räuber. Ah — er ist es! fügte er dann hinzu. Ich kenne ihn. Es ist Rablasy.

Mit einem Fluche, wie ihn die civilisirte Gesellschaft nie hört und wie er nur in den Wäldern und Schlupfwinkeln der Räuber zuweilen ertönen mag, ließ Rablasy die Hand der Sängerin und starrte die Beamten grimmig an.

— Hier ist keine Zeit zu verlieren! Es ist spät! sagte der Kommissär. Vorwärts!

— Das waren Sie, Herr Vicomte, sagte Rablasy mit unterdrückter Stimme, der mir diesen Dienst geleistet hat! Nun, ich werde es Ihnen zu vergelten suchen.

— Thun Sie das! sagte der Vicomte kurz. Und Sie, Mademoiselle Danglars —

— Er hat mich bestohlen! Er hat mein ganzes Vermögen! rief die Sängerin.

— O! sagte der Kommissär, das können wir ihm ja sogleich abnehmen.

— Das ist eine Lüge! rief Rablasy. Ich kam mit dreimalhunderttausend Francs in dieses Haus.

— Und ich weiß, daß er keinen Francs mit hierher nahm! sagte d'Epinay. Was über diese Summe bei ihm gefunden wird, hat er gestohlen. Ich bürge dafür. Im Palais Royal hatte er keinen Franc mehr bei sich.

— Verlangen Sie, daß wir ihn vor Ihren Augen untersuchen sollen, Mademoiselle? fragte der Kommissär. Denn da die Sache so steht, so können wir Ihnen das Gestohlene sogleich zurückgeben.

— Nein, bitte, führen Sie ihn in ein Nebenzimmer. Ich mag ihn nicht sehen! sagte Eugenie.

Die Sängerin blieb mit Franz d'Epinay allein in dem Salon zurück. Jetzt erst wurde sie bleich und sank erschöpft auf einen Sessel. Der Vicomte reichte ihr schnell ein Glas Wasser.

— Es ist lange her, Mademoiselle, daß wir uns gesehen haben! sagte er dann. Ich weiß nicht, ob Sie mich noch kennen; aber —

— O, Herr Vicomte d'Epinay, ich weiß! sagte Eugenie.

— Sie haben mein Gesicht also nicht vergessen! Wie konnten Sie mit einem solchen Menschen um diese Zeit allein sein? Befand sich Niemand in der Nähe?

— Meine Freundin, Louise d'Armilly, ist in Gesellschaft gefahren, nachdem sie mir noch eine Nachricht gebracht, antwortete Eugenie. Meinen Dienern hatte ich gesagt, daß ich allein zu bleiben wünsche, und sie werden zu Bett gegangen sein. Die Kammerfrau ist zwar im Vorzimmer, aber wahrscheinlich schläft sie — wie immer.

— Ja, sie schlief, wir mußten sie durch Klopfen wecken, da wir nicht klingeln wollten, sagte der Vicomte. Sie konnte allerdings nichts Arges fürchten, da Herr de Virey gewiß öfter —

— Herr Vicomte! rief Eugenie und über ihr blasses Gesicht flammte wieder eine Röthe. Freilich! Ja, ich ver-

diene solche Worte. Aber ich schwöre Ihnen, es ist das erste Mal, daß dieser Mensch um eine solche Zeit allein mit mir gewesen, und ich ließ ihn nur vor, um ihn nie mehr wiederzusehen. Mein Gott! Niemand wird das glauben! Ein Räuber, ein Mörder! Mein Ruf ist nun für immer vernichtet!

Sie drückte die Hände vor das Gesicht und der Ton, mit dem sie diese Worte sagte, war so schmerzlich, so aufrichtig, daß der Vicomte seine Worte bereute und einsah, daß er zu weit gegangen. Für den Augenblick jedoch konnte er seinen Fehler nicht wieder gut machen.

— Ich bitte Sie um Entschuldigung, Mademoiselle Danglars! sagte er. Sie werden wünschen, allein zu sein. Gute Nacht! Ich hoffe, dieser Auftritt wird weiter keine Folgen haben.

— O, wenn doch nur Louise bei mir wäre! seufzte Eugenie.

— Wo ist sie? fragte der Vicomte. Vielleicht kann ich sie Ihnen senden.

Eugenie nannte in voller Verwirrung und Bestürzung den Namen der Familie, bei der sich Louise befand.

— Ah, es ist heut Gesellschaft dort und ich erinnere mich, daß ich auch eingeladen bin! sagte der Vicomte. Ich werde Ihnen Ihre Freundin senden, verlassen Sie sich darauf.

— Ich nehme es an und danke Ihnen! sagte Eugenie. Aber, Herr Vicomte, sagen Sie mir nur, wie es gekommen, daß Sie in dem bewußten Augenblick mit den Beamten eintraten?

— Nicht heut, Madmoiselle! antwortete der Vicomte. Vielleicht erlauben Sie mir, Sie ein ander Mal zu besuchen, dann werde ich Ihnen den Zusammenhang erzählen. Es war ein zufälliges Zusammentreffen —

— Das mir mein Vermögen und vielleicht mein Leben

rettete! sagte die Sängerin. O, ich muß Ihnen anders danken, Herr Vicomte, als ich es heute kann. Ich bitte Sie, kommen Sie morgen wieder, wenn es Ihnen möglich ist. Sie werden mich dann gewiß in einer anderen Stimmung finden.

— Gern! sagte der Vicomte und verneigte sich. Auf Wiedersehen also!

In diesem Augenblicke kam der Kommissär mit den Banknoten und Staatspapieren, die nur wenige Minuten in der Tasche des Räubers geruht hatten. Er legte dieselben sorgfältig auf den Tisch. Eugenie nahm eine Banknote und gab sie dem Kommissär. Dann warf sie das Geld in den Sekretär und verschloß ihn, ohne sich weiter darum zu kümmern.

— Endlich haben wir ihn! sagte der Kommissär, mit dem Vicomte das Zimmer verlassend. Ein glücklicher Fang, den ich Ihnen zu danken habe, Herr Vicomte. Nun wird er so festgesetzt werden, daß er nicht mehr entwischen kann. Sehen Sie ihn nur!

Er deutete auf Rablasy, der im Vorzimmer stand, an den Händen gefesselt und von den Polizeibeamten bewacht. Der Ausdruck seines Gesichts war unbeschreiblich. Haß, Wuth, Furcht und Zorn malten sich in demselben und schienen sich in einem Blicke zu vereinigen, um den Vicomte zu treffen.

Dieser kümmerte sich nicht weiter um den Gefangenen, sondern verließ schnell das Haus, um einen Fiaker zu nehmen und Louise d'Armilly aufzusuchen. Als er in den Wagen einstieg, sah er, wie Rablasy über die Straße geführt wurde.

Die Familie Morrel.

In seinem Palast, in der Faubourg St. Germain, saß der Herzog ***, derselbe, der einst bei jener gefährlichen und verhängnißvollen Flucht aus dem Gefängnisse zugegen gewesen, der praktische und besonnene Freund des Grafen Monte-Christo und des Abbé Laguidais.

Er schien Jemand zu erwarten, denn er sah nach der Uhr. Gleich darauf trat auch ein Diener ein und meldete die Ankunft des Doktor B.

Doktor B. war einer der ersten Aerzte von Paris. Er beschäftigte sich vorzugsweise mit den Krankheiten der Seele und des Geistes und hatte in diesem Fache das Unglaubliche geleistet. Selten war ein Wahnsinniger anders als geheilt aus seiner Kur hervorgegangen.

Der Herzog empfing ihn mit einer vertraulichen Höflichkeit, die auf ein intimeres Verhältniß zwischen Beiden hindeutete.

— Also heut soll der entscheidende Tag sein? fragte er ihn nach den ersten Begrüßungen.

— Er hätte schon früher sein können, antwortete der Doktor. Meiner Ansicht nach ist der Kapitän vollständig geheilt und kann alles hören, alles erfahren, alles ertragen.

— Um so besser! erwiederte der Herzog. Und der alte Villefort?

— Ist meiner Ansicht nach, so lange ich ihn jetzt behandelt, nie geisteskrank, sondern höchstens geistesschwach gewesen, antwortete der Doktor. Als ich ihn zum ersten Mal sah, errieth ich sogleich, was mit ihm vorgegangen. Er ist in Folge heftiger, gewalsamer Gemüthsbewegungen irrsinnig, und abermals in Folge ähnlicher Bewegungen wieder vernünftig geworden. Die Wunde, die er erhalten, der körperliche Schmerz mag dazu beigetragen haben. Ich glaube,

daß auch er im Stande ist, Alles zu hören. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß die Freude keine gefährliche Wirkung auf ihn ausüben wird.

— Dann meinen Sie also, ich könne offen sprechen? fragte der Herzog.

— Ohne Zweifel! Behandeln Sie die Beiden, wie gesunde Leute, die schwache Nerven haben und denen man jede überraschende Nachricht vorsichtig mittheilen muß.

— Wohlan denn! Ich hatte Sie nur deshalb gebeten, heut zu mir zu kommen, weil ich wünschte, daß Jemand in der Nähe sein möge, falls ärztliche Hülfe nöthig sei. Haben Sie also die Güte, Herr Doktor, in diesem Zimmer zu warten, bis alles vorüber ist.

— Sehr gern! antwortete der Arzt. Ich habe mir ein Buch zum Lesen mitgebracht. Kümmern Sie sich weiter nicht um mich, und lassen Sie es mir nur sagen, wenn Sie meiner nicht mehr bedürfen und wenn ich gehen kann.

Der Herzog sagte ihm Adieu und verließ das Zimmer. Er ging nach einem anderen Theile des weitläufigen Gebäudes und fragte einen Diener, ob Kapitän Morrel in seinem Zimmer oder im Garten sei. Er war im Zimmer.

Der Herzog klopfte an eine Thür. Eine Stimme rief „Herein". Er trat ein.

Kapitän Morrel saß am Fenster und las die Zeitung, ganz wie jeder andere Mensch. Sein Aussehen war wohl etwas blaß, wie das von Leuten, die seit langer Zeit das Zimmer nicht verlassen haben. Im Allgemeinen aber verrieth nichts eine geistige oder körperliche Krankheit bei ihm.

— Ah, Sie sind es, Herr Doktor! sagte er, noch einen Blick auf die Zeitung werfend. Dann stand er auf, um dem Doktor entgegenzugehen.

— Ah, nein, das ist ein Fremder! rief er dann, den Herzog erblickend.

— Ein Fremder, Kapitän Morrel? fragte dieser lächelnd.

Ich dächte doch, wir hätten uns schon einmal gesehen. Erinnern Sie sich meiner nicht mehr?

Morrel sah ihn überrascht an und schien sich zu besinnen. Aber vergebens.

— Es ist mir wirklich nicht möglich, mir Ihr Gesicht zurückzurufen, sagte er dann. Ihre Stimme klingt mir zwar bekannt und ich habe eine dunkle Erinnerung —

— Dunkel mag sie sein, ja, sagte der Herzog, denn wir haben uns nur in der Nacht gesehen!

— In der Nacht? fragte Morrel nachsinnend. Aber in welcher Nacht? Ah —

Und dieses Mal schien er sich wirklich zu besinnen, aber er erschrak zugleich.

— In jener unglücklichen Nacht, in der Sie aus dem Gefängnisse fliehen wollten! sagte der Herzog.

Morrel senkte seinen Blick und legte die Hand vor die Augen, wie Jemand, der eine traurige Erinnerung an sich vorüberziehen lassen will. Der Herzog beobachtete ihn scharf und nicht ohne Unruhe. Es hing Vieles von diesem Augenblick ab.

— Ja, sagte Morrel dann mit einem tiefen Seufzer, jetzt weiß ich! Sie sind der Herr, der im Namen des Grafen Monte-Christo kam, um mit mir über meine Flucht zu berathen.

— Derselbe! Und erinnern Sie sich des Namens dieses Mannes?

— Des Namens? fragte Morrel. So viel ich weiß, nannte er mir denselben nicht.

— Ganz richtig! sagte der Herzog sichtlich erfreut. Wie ich sehe, erinnern Sie sich noch genau jener Nacht. Nun, jetzt will ich Ihnen meinen Namen nennen. Ich bin der Herzog ***.

Morrel machte eine sehr ehrerbietige Verbeugung. Ganz Paris kannte diesen Namen.

— Aber wollen Sie sich nicht setzen, Herr Herzog? sagte er dann.

— Gern, denn ich möchte einige Worte mit Ihnen sprechen! erwiederte der Herzog, sich Morrel gegenübersetzend und zwar so, daß er das Gesicht desselben klar sehen konnte. Fürs Erste wollte ich Ihnen sagen, daß es mein Haus ist, in dem Sie sich jetzt befinden.

— Ihr Haus? O, Herr Herzog, dann muß ich Ihnen danken für Ihre Gastfreundschaft! rief Morrel. Aber weshalb habe ich das nicht früher erfahren? Es würde mich glücklich und ruhig gemacht haben! Ich hätte dann gewußt, daß ich im Schutze eines Freundes sei.

— Aber der Doktor sagte Ihnen doch, daß ein Freund über Sie wache? fragte der Herzog.

— Ja, er sagte es, aber die Doktoren sagen Einem manchmal Dinge, die nicht wahr sind. Und dann scheint es mir, als wäre seit einem Jahre so viel mit mir geschehen — so viel — daß ich eigentlich gar nicht mehr weiß, was ich glauben und denken soll!

— Glauben Sie und hoffen Sie das Beste! sagte der Herzog. Der Doktor sagte Ihnen doch, daß es gelungen sei, Sie während einer schweren Krankheit aus dem Gefängnisse zu befreien?

— Ja, Herr Herzog, antwortete Morrel. Er sagte mir auch, daß man jetzt wisse, ich sei nicht jener Rablasy, und daß von den Anklagen der Regierung gegen mich nur noch die politische aufrecht erhalten werde. Deshalb, und damit ich nicht aufs Neue mit der Regierung in Konflikt komme, möge ich mich in diesem Hause eines Freundes aufhalten. Aber ich gestehe Ihnen, Herr Herzog, die Zeit ist mir sehr lang geworden. Nur der Gedanke, daß ich die Sicherheit meiner Frau gefährden könne, hielt mich ab, dieses Haus zu verlassen. Ich fühle mich schon seit langer Zeit gesund, ganz gesund.

— Ja, aber der Doktor hatte Recht, Ihnen zu sagen daß Sie hierbleiben und warten möchten, sagte der Herzog. Die Regierung suchte nach Ihnen wegen des Attentats von Boulogne. In Frankreich also hätten Sie sich nicht mit Ihrer Frau vereinigen dürfen. Eine Reise nach dem Ausland aber, um dort Ihre Frau zu treffen, war wegen Ihrer zerrütteten Gesundheit nicht möglich. Ich hielt es deshalb für das Beste, Sie so lange hier zu behalten, bis ich bei der Regierung Ihre vollständige Begnadigung ausgewirkt —

— Begnadigung? rief Morrel. Aber, Herr Herzog, die verlange, die will ich nicht. Ich will nur mein Recht und das muß mir werden.

— Lieber Freund, Sie wollen also ewig, oder wenigstens Jahre lang von Ihrer Gattin, von Ihrem Kinde getrennt bleiben? fragte der Herzog. Sie wollen Ihre Frau alle den Wechselfällen überlassen, denen eine Dame ohne männlichen Schutz ausgesetzt ist?

— Es ist wahr, mich schaudert bei dem Gedanken! rief der Kapitän. Meine arme Valentine, ich habe sie seit länger als einem Jahre nicht gesehen! Mein armer Edmond! Er muß jetzt schon laufen können! Aber eine Begnadigung — nein —

— Ich bitte Sie, Herr Kapitän, überlassen Sie die Sorge für Ihre Freiheit Ihren Freunden! sagte der Herzog. Seien Sie überzeugt, daß dann Alles sich aufs Beste ordnen wird.

— Aber meine Freunde können nicht verlangen, daß ich mich entehren soll! rief Morrel.

— Gewiß nicht, das fällt Keinem ein! erwiederte der Herzog. Aber hören Sie! Es war auf Anrathen des Grafen Monte-Christo, daß Sie die Partei des Prinzen ergriffen?

— Ja, sein Rath bestimmte mich, meinen Sympathien zu folgen.

— Nun gut. Der Graf ist es, der jetzt wünscht, daß

Sie die Freiheit ohne weitere Bedingung annehmen sollen. Und was die französische Regierung anbetrifft, so lag es ihr nur daran, wie Sie wissen, durch Sie einen bestimmten Namen zu erfahren. Vielleicht hat sie ihren Zweck auf andere Weise erreicht. Genug, die französische Regierung hält die Anklage gegen Sie nicht mehr aufrecht, und es wäre doch eine Thorheit von Ihnen, sich freiwillig der Gefangenschaft, der Verbannung oder dem Tode zu überliefern.

— Nun, es sei! ich will mich dem Wunsche des Grafen fügen! sagte Morrel. Ich hoffte immer, ich würde ihn einmal in mein Zimmer treten sehen. Aber —

— Sie werden den Grafen sehen, in kurzer Zeit! erwiederte der Herzog und über sein Gesicht flog ein Schimmer von Traurigkeit. Doch nun zur Hauptsache. Ich komme, um Ihnen zu sagen, daß der Arzt Sie für vollkommen gesund erklärt hat.

— Gott sei Dank! rief Morrel aufspringend. Dann will ich zu Valentine.

— Halt! sagte der Herzog. Keine Uebereilung! Ich werde Sie keinen Augenblick länger zurückhalten, als nöthig ist, aber jetzt müssen Sie mich noch anhören.

— Sagen Sie mir nur vor allen Dingen, weshalb weder Valentine, noch einer meiner Verwandten mich hier besucht hat? unterbrach ihn Morrel.

— Aus zwei Gründen! antwortete der Herzog. Erstens, weil wir die Aufregung für Sie fürchteten, und zweitens, weil Ihr Aufenthalt hier durchaus geheim bleiben mußte, so lange die französische Regierung die Anklage gegen Sie aufrecht erhielt. Jetzt ist dieser Uebelstand beseitigt und Sie können zu Ihrer Frau eilen. Zuvor will ich Sie nur noch an Jemand erinnern, der mit Ihnen verwandt ist, an eine Person, die ganz allein in der Welt dasteht, an der Schwelle des Greisenalters —

— Wer kann das sein? fragte der Kapitän unruhig.

— Ich meine den alten Villefort, den Vater Ihrer Gattin! sagte der Herzog.

— Wie? Villefort ist nicht todt? rief Morrel. Man sagte es doch! Es hieß, er sei wahnsinnig geworden und verschwunden! Er lebt! O mein Gott, wo ist er?

— Ganz in Ihrer Nähe! Er wurde wahnsinnig, das ist richtig, und da der Graf Monte-Christo fühlte, daß er eine schwere Schuld an diesen Mann abzutragen habe, so ließ er ihn sogleich unter sichere Obhut bringen und nahm ihn mit sich nach Amerika, um ihn selbst zu heilen. Aber alle seine Anstrengungen waren vergebens. Nur ein unglücklicher Zufall gab dem armen Manne die Vernunft zurück. Er lebt jetzt mit Ihnen unter einem Dache in meinem Hause. Er weiß nicht, daß er eine Tochter, einen Sohn, einen Enkel hat. Zu diesem Unglücklichen lassen Sie uns gehen, ehe Sie zu Valentine eilen. Er muß an Ihrem Glücke Theil nehmen. Wollen wir ihn aufsuchen?

— Sogleich! Sogleich! rief Morrel. O, kommen Sie! Wie glücklich wird Valentine sein!

— Er ist gesund, vollständig gesund! flüsterte der Herzog vor sich hin. So kommen Sie, sagte er dann laut. Und lassen Sie mich allein mit Villefort sprechen!

Der Kapitän verließ mit dem Herzog das Zimmer. Sie gingen durch einen langen Gang und stiegen eine Treppe hinauf. Dort klopfte der Herzog an die Thür. Eine Stimme rief „Hercin", und der Herzog trat mit dem Kapitän in das Zimmer Villeforts.

Der alte Mann saß am Fenster, ebenso wie Morrel mit dem Lesen der Zeitung beschäftigt. Auch er glaubte, der Arzt trete ein.

— Sie sind es, Herr Doktor! sagte er und stand auf. Guten Morgen!

— Bleiben Sie ein wenig zurück! flüsterte er Herzog dem Kapitän zu. Dieser setzte sich in der Nähe der Thür

auf einen Sessel, die Blicke unverwandt auf Villefort gerichtet.

— Ah! sagte dieser jetzt, seinen Irrthum erkennend. Das ist ja nicht mein Doktor!

— Nein, Herr Anwalt! sagte der Herzog. Ich bin der Besitzer dieses Hauses, der Herzog***.

Villefort schien sehr überrascht und verbeugte sich mit der größten Ehrerbietung. In seinem ganzen Wesen lag nichts mehr von Irrsinn. Er hatte das gewöhnliche Aussehen eines alten, schwachen, durch Leiden und Gram niedergebeugten Mannes.

— Herr Herzog, sagte er, ich bin erstaunt. Ich glaubte mich in der Wohnung des Arztes zu befinden. Hätte ich gewußt, bei wem ich wohnte, so würde ich mir gewiß erlaubt haben, Sie aufzusuchen und Ihnen zu danken. Verzeihen Sie, daß —

— O bitte! Verzeihen Sie mir, daß ich nicht früher zu Ihnen gekommen! sagte der Herzog. Aber der Arzt sagte mir, Sie seien noch immer schwach und angegriffen —

— Durchaus nicht! Ich bin ganz wohl! rief Villefort. Ich mißbrauche Ihre Güte.

— Sprechen wir nicht davon! sagte der Herzog. Wohin hätten Sie auch gehen wollen?

— Ja, es ist wahr! sagte Villefort mit einem tiefen Seufzer. Wohin? Wohin?

— O, ich will keine trüben Erinnerungen in Ihnen wecken! sagte der Herzog sanft. Es giebt allerdings eine Stätte, an der Sie sich heimisch fühlen werden.

— Heimisch! rief Villefort schmerzlich. Nie! Ich habe keinen Ort mehr auf der Welt, wo ich glücklich sein könnte! Und ich darf ihn auch nicht haben! Ich verdiene ihn nicht!

— Sprechen Sie nicht so! sagte der Herzog. Sie mögen Manches begangen haben, was auf Ihrem Gewissen lastet, aber Sie haben es bereut und sind dafür bestraft

worden. Auch Ihnen ist noch ein glückliches Alter vorbehalten. Im Schooße Ihrer Kinder —

— Herr — Herr Herzog! rief Villefort mit schneidender Stimme. Um Gottes Willen, weshalb kommen Sie? Wollen Sie mich quälen? Ich habe keine Kinder mehr —

— Gewiß! Eine Tochter! sagte der Herzog. Mein Gott, Herr von Villefort, sollten Sie das nicht wissen? Sollte man Ihnen in Ihrer Krankheit nichts davon gesagt haben?

— Herr! rief Villefort außer sich vor Aufregung und Schmerz. Sie tödten mich mit Ihren Worten! Meine Kinder sind todt, Alle — und diesen Bastard, diesen verfluchten Bastard — ihm wünsche ich den Tod, wenn er nicht todt ist! Eduard ist todt — Valentine —

— Valentine lebt! sagte der Herzog, die Hand Villeforts ergreifend. Und das wissen Sie nicht?

Villefort sah den Herzog an, wie man ein fremdes unbegreifliches Wesen betrachtet, das man nicht mit den Augen fassen kann.

— Sie wissen nicht, daß Valentine vom Tode gerettet worden? fragte der Herzog weiter.

— Ich weiß nichts! Um Gottes Willen — ich beschwöre Sie — treiben Sie keinen Scherz mit mir — es wäre zu viel! Valentine soll leben! Ich besitze ein Kind?

— Und ein glückliches Kind! Valentine ist die Gattin eines braven Mannes, des Kapitän Morrel, sie ist Mutter! Hören Sie, Herr von Villefort, Sie sind Großvater!

Der Staats-Anwalt sank auf einen Sessel, der hinter ihm stand. Der Herzog griff nach dem Fläschchen mit einer starken Essenz, das er für diesen Fall mitgenommen, und sprengte dem alten Manne, der einer Ohnmacht nahe war, einige Tropfen ins Gesicht. Dann wollte er Morrel einen Wink geben. Aber das war nicht nöthig. Der Kapitän lag bereits vor Villefort auf den Knieen.

— Mein Vater! rief er. Ja, Valentine lebt und ich bin ihr Gatte. Erinnern Sie sich meiner nicht? Auch ich hielt Valentine für todt, auch ich folgte ihrem Leichenzuge. Aber der Graf war es, der sie rettete. Denn sie war nur scheintodt. Er vereinte mich mit ihr. Sie waren damals krank, schwer krank. Wir durften es Ihnen nicht sagen!

Villefort schien seine geistigen Kräfte zu sammeln. Es war in der That eine harte Prüfung. Aber sein Geist mußte in der letzten Zeit wieder ganz genesen sein, denn er bestand sie wie ein kräftiger Mann. Er begriff die Größe seines Glückes.

— Valentine lebt — meine liebe Tochter — und sie ist Ihre Gattin? Sind Sie nicht Kapitän Morrel? Ja, ich erinnere mich Ihrer! Sie sind es, der junge Mann, der sie so heiß liebte! Und das hat man mir nicht gesagt! Aber ich war krank, ja, ja! Wo ist sie nun? Ich muß sie sehen, sie und ihr Kind! Ist es ein Knabe?

— Ja, Vater, ja, ein schöner Knabe! rief Morrel im höchsten Entzücken. Edmond —

— Edmond heißt er? beinahe wie Eduard! murmelte Villefort. Und wer hat Valentine gerettet? Wer war es? Wißt Ihr es?

— Der Graf! Der Graf Monte-Christo! antwortete der Kapitän begeistert.

— Monte-Christo! rief Villefort, und ein elektrischer Schlag schien ihn zu durchzucken. Dann aber sammelte er sich und flüsterte: Gott segne den Grafen Monte-Christo!

— Und nun? dürfen wir nun zu Valentine? fragte Morrel hastig.

— Ja! antwortete der Herzog. Wir wollen hinabgehen. Ich werde Sie in meinem Wagen nach den Champs Elysées schicken. Kommen Sie mit mir hinab.

Der Kapitän ergriff den Arm seines Schwiegervaters. Villefort zitterte. Er schien noch immer damit zu kämpfen,

etwas Unbegreifliches zu fassen. Auch ihn schien es gewaltig zu drängen, Valentine wiederzusehen. Aber er hatte nicht die körperliche Kraft, um zu eilen. Morrel mußte ihn die Treppe hinabführen.

Der Herzog öffnete im Vorübergehen die Thür des Zimmers, in welchem der Arzt wartete.

— Ich danke Ihnen, Doktor! rief er. Es ist Alles so, wie Sie gesagt haben! Es ist Alles gut!

Dann bat er den Kapitän und Villefort, ihm zu folgen. Er trat in ein prächtiges Vorzimmer und aus diesem in ein einfacheres Kabinet. In diesem saß ein steinalter Mann regungslos in einem großen und bequemen Rollstuhl.

Villefort stutzte, als er ihn ansah. Dann warf er sich ihm mit einem Schrei zu Füßen.

— Mein Vater! rief er. Ja, Sie sind es, mein Vater! O, dann ist Valentine nicht fern!

Es war in der That der alte Noirtier de Villefort, der Vater des Staatsanwalts, der ihm jetzt schluchzend zu Füßen lag und seine Kniee umfaßte. Der alte Noirtier konnte nicht sprechen, sich auch nicht bewegen. Alles an ihm war gelähmt, mit Ausnahme der Augen. Diese richtete er mit unverkennbarem Wohlwollen auf seinen bereits greisen Sohn.

Während dessen traten ein Herr und eine Dame mit zwei Kindern in das Kabinet.

— Julie! Emanuel! rief der Kapitän mit einem lauten Schrei.

Und er stürzte seiner Schwester, seinem Schwager in die Arme, während die Kinder freudig an ihm emporsprangen und jubelnd den Onkel willkommen hießen.

Nur Eine fehlte noch, um diese Scene zu vervollständigen, und diese Eine stand bereits in der geöffneten Thür. Es war Valentine mit ihrem Knaben an der Hand. Weder Villefort noch Morrel bemerkten sie in diesem Augenblick.

Max war der Erste, der sie sah, als sie noch einen Schritt vortrat.

— Valentine! Mein liebes Weib! Mein Edmond! rief er mit einem Schrei des Entzückens, der Allen durch das Herz drang, und im nächsten Augenblick ruhte er an dem Herzen seiner Gattin.

Bei dem Rufe Valentine war auch der alte Villefort, dessen Thränen die mageren Hände des alten Noirtier benetzt hatten, emporgeschreckt. Als er Valentine bemerkte, als er sie wirklich sah, sie, die Todtgeglaubte, die unter seinen Augen Gestorbene und Begrabene, konnte er einen Ruf der Ueberraschung nicht zurückhalten. Er richtete sich halb empor und seine Blicke ruhten auf ihr, wie auf einer Erscheinung, auf einer schönen Vision. Seine Züge verklärten sich und nahmen den Ausdruck des höchsten Glückes an.

In den ersten Minuten hatte Valentine nur Gedanken für Ihren Gatten und auch Morrel dachte an nichts anderes, als Weib und Kind an sein Herz zu drücken. Aber plötzlich fielen die Augen Valentinens auf den Staatsanwalt.

Sie stieß einen Schrei aus und entfärbte sich. Auch sie glaubte ihren Vater todt. Sie wankte und Morrel, der jetzt den Grund ihrer Ueberraschung errieth, mußte sie halten.

— Mein Vater? rief sie dann. Ist das wirklich mein Vater? Um Gottes Willen, sagt mir, ob ich mich irre? Ist das ein Traum? Eine Erscheinung?

Sie mochte in der That einen Augenblick lang glauben, daß ihre aufgeregte Phantasie in diesem Momente, in dem sie alle ihre Lieben vereinigt sah, ihr auch das Bild ihres Vaters vor Augen zaubere.

— Er ist es, Valentine! rief Morrel. Er lebt! Auch ich habe es erst heut erfahren!

Valentine eilte mit einem Schrei und mit erhobenen Armen auf ihn zu. Vater und Tochter sanken einander ans Herz, heftig schluchzend, mit Thränen der Freude.

— Kommen Sie, Morrel! sagte der Herzog. Lassen wir die Beiden allein! Solche Scenen bedürfen keiner Zeugen! Kommen Sie! Lassen Sie die Beiden sich aussprechen.

Der Kapitän fühlte, daß der Herzog Recht hatte. Er folgte dem Herzog in den anstoßenden Salon und auch Emanuel mit seiner Gattin und seinen Kindern zog sich dorthin zurück. Valentine blieb mit ihrem Vater und ihrem Großvater allein.

Was sie dort mit einander sprachen und was die Beiden fühlten, das wollen wir nicht einmal versuchen zu schildern. Eine lebhafte Phantasie mag sich ausmalen, was zwei Wesen fühlten, die einander todt geglaubt hatten und die sich nun in einem Augenblick des reinsten und höchsten Glückes wiederfanden.

— Mein theurer Herzog! rief der Kapitän, die Hände des alten Herrn ergreifend und sie mit Wärme drückend. Wie soll ich Ihnen danken? Wie soll ich Ihnen aussprechen, was ich fühle! Sie haben mich unendlich glücklich gemacht.

— Danken Sie nicht mir, danken Sie dem Grafen Monte-Christo! erwiederte der Herzog. In seinem Auftrage habe ich gehandelt.

— Aber wie soll ich ihm danken? Wo kann ich ihn finden? rief Morrel.

— Er wird bald in Paris sein, antwortete der Herzog. Dann werden Sie ihn sprechen und vielleicht wird ihm Ihr Dank wohlthun, denn er ist durch einen großen Verlust niedergebeugt. Aber lassen Sie uns nicht weiter davon sprechen. Sie werden Alles erfahren.

— Und wie herrlich Sie es einzurichten wußten, daß ich Valentine schon hier fand! rief Morrel.

— Ich that es aus Rücksicht für Ihre und Villeforts Gesundheit, antwortete der Herzog. Ich konnte voraussehen, daß Sie Beide durch meine Mittheilungen sehr aufgeregt sein würden. Wenn man eine freudige Nachricht erhält,

wenn man erfährt, daß man Personen, die man liebt und lange nicht gesehen, nun endlich wiedersehen kann, so wird jede Minute, die uns noch von ihnen trennt, zur Ewigkeit. Ich konnte mir also denken, daß Sie den Weg nach den Champs Elysées in einer Unruhe zurücklegen würden, die für Sie Beide gefährlich werden mußte. Deshalb ließ ich Ihre Gattin und Ihren Schwager bitten, hierher zu kommen und auch den alten Noirtier herzubringen. Er sollte der Erste sein, den Villefort sah, und auf diese Weise sollte er darauf vorbereitet werden, auch Valentine zu sehen. Nun wünsche ich nur Eines, daß nämlich Alles so gut ende, wie es begonnen hat, und daß die Aufregung Villefort nicht schaden möge. Dann ist Alles gut und Nichts wird in Zukunft Ihr Glück stören.

— O, das ist herrlich! Wie dankbar muß ich Ihnen sein! rief Morrel und küßte seinen schönen Knaben, den er mit sich in den Salon genommen.

Einige Minuten später traten Valentine und Villefort in das Gemach. Der Staatsanwalt stützte sich auf den Arm seiner Tochter. Er war sehr blaß und angegriffen. Die Thränen standen ihm in den Augen. Auch Valentine hatte geweint, aber Thränen des Glücks und der Seligkeit. Sie war nie schöner gewesen, als mit diesen Thränen.

— Wenn ich es auch wünschte, so wäre es doch Unrecht von mir, Sie länger hier aufzuhalten! sagte der Herzog lächelnd. Ich gebe Ihnen also selbst den Abschied. Mein Wagen steht vor der Thür. Wollen Sie von demselben Gebrauch machen?

Noch einmal erschöpften sich Alle in Dank gegen den Herzog. Er selbst war es, der sie aus der Thür drängte, und wenige Minuten später war die glücklich vereinigte Familie Morrel auf dem Wege nach den Champs Elysées.

Die Geschwister.

Don Lotario nahm seinen Hut, um auszugehen. Er warf noch einen Blick auf das kleine, aber freundliche Zimmer, in dem er wohnte, und stieg dann die Treppe hinab.

Nicht eine Treppe — nein, es waren ihrer fünf. Derselbe junge Mann, der in Kalifornien in einer geräumigen Hacienda, in Paris in einer eleganten Wohnung, in London in einem sehr feinen Hause und in Berlin in einem der besten Quartiere gewohnt — derselbe junge Mann kam jetzt aus seinem einfachen Zimmer im fünften Stockwerk und brauchte mehrere Minuten, ehe er die Straße erreichte.

Dennoch hatte er nie besser, nie ruhiger ausgesehen. Der bescheidene, einfache Anzug, der zugeknöpfte Rock standen ihm sehr gut und trotz der Einfachheit lag gerade jetzt in seinem Wesen jenes Etwas, das auf den ersten Blick errathen ließ, man befinde sich einer außergewöhnlichen Persönlichkeit gegenüber. Sein Gang war männlich stolz, sein Blick ruhig und offen, die Farbe seines Gesichts heiter und gesund. Es war weder der sorglose Jüngling, der mit Wohlgefallen die Freuden von Paris genossen, noch der von Schmerz zerrissene Abenteurer, der durch die Straßen Londons streifte, noch der schwer niedergebeugte, finstere Don Lotario von Berlin. Es war ein schöner, ernster, junger Mann, dem man es wohl ansah, daß er mit dem Leben kämpfte, der aber in diesem Kampfe Freude und Genuß zu finden schien.

Er lenkte seine Schritte nach einer etwas abgelegenen, aber freundlichen Straße. Von Zeit zu Zeit sah er nach den Nummern und endlich stand er vor einem Hause still.

Es war ein sehr sauberes, kleines Haus, so einladend und frisch durch den kleinen Garten vor der Thür blickend, daß Don Lotario sich unwillkürlich zu Gunsten derer eingenommen fühlte, die in diesem Hause wohnen mußten. Er

öffnete das Gartengitter und trat in den kleinen Garten. Ueber dem Hause sah er eine Inschrift. Aber ehe er sie noch lesen konnte, trat ein Herr auf ihn zu.

Er hatte in dem kleinen Garten gearbeitet, denn er legte soeben ein Gartenmesser bei Seite. Don Lotario war überrascht von der Schönheit und dem Wesen dieses Mannes. Sein Anzug war der eines einfachen Bürgers, nur etwas freier nnd weniger steif. Aber er trug ihn mit dem leichten Selbstbewußtsein und der ruhigen Eleganz eines vollendeten Kavaliers. Gein Gesicht war ächt männlich schön. Das lange schwarze Haar kontrastirte deutlich mit dem zarten Teint des Gesichts, dessen energischer Ausdruck durch einen kleinen schwarzen Bart auf der Oberlippe gehoben wurde. Don Lotario wußte nicht, ob er diesen jungen Mann für einen Künstler oder für einen Edelmann aus gutem, altem Hause halten solle. Er fühlte augenblicklich eine Art von Sympathie für ihn.

Aehnlich schien es dem jungen Manne zu gehen, denn mit einer artigen Verbeugung sagte er:

— Zu wem wünscht der Herr?

— Ich habe heut Morgen einen Brief erhalten, der mich hierher beschied, antwortete Don Lotario. Die Nummer ist richtig. Es handelt sich um eine spanische Sprachstunde.

— Ah, dann sind Sie Herr Lotario! rief der junge Mann. Ganz richtig! Treten Sie ein. Es ist mir angenehm, daß Sie meinen Wunsch so schnell erfüllt haben.

Don Lotario trat in einen Korridor, der im einfachsten aber auch reinsten Geschmack möblirt war. Dann öffnete der Herr des Hauses eine Thür zur Rechten und Don Lotario trat in ein freundliches Zimmer, in welchem eine Dame an einem Tische saß und las. Sie erhob sich, als sie die Beiden eintreten sah.

Don Lotario war überrascht von der Schönheit dieser Frau. Er hatte in dieser Art nie etwas Aehnliches gesehen.

Zum erste Male sah er eine jener Schönheiten, von denen die alten Maler so begeistert waren und welche die Maler unserer Tage so oft vergebens suchen. Ihr wunderschönes, goldblondes Haar wogte in freien Locken auf den weißen Nacken nieder, und wie sie sich so erhob und ihre hohe, volle Gestalt sich auf dem dunklen Hintergrunde der Tapete klar und deutlich abzeichnete, glich sie mehr einem Bilde, als einem lebendigen Wesen.

— Ich wußte nicht, daß Du hier warst, Amelie! sagte der junge Mann. Sonst hätte ich Dich nicht gestört. Meine Frau — Herr Lotario! fügte er dann hinzu, die Beiden einander flüchtig vorstellend. Bitte, wollen wir in dieses Zimmer treten?

Er öffnete eine Thür und Don Lotario befand sich nun in dem Arbeitszimmer des Herrn. Ein großer, breiter, schöner Zeichnentisch bildete den Hauptbestandtheil desselben. An den Wänden befanden sich schöne Kupferstiche und ein Gypsabguß des Frieses von Parthenon. Don Lotario schloß daraus, sowie aus den Zeichnungen auf dem Tisch, daß sein neuer Bekannter Architekt sei.

Er folgte nun der Einladung desselben und setzte sich ihm gegenüber.

— Herr Lotario, sagte der junge Mann, ich las gestern eine Annonce in der Zeitung, in der Sie sich zu Lehrstunden in der spanischen Sprache empfehlen. Ich bin mit derselben allerdings nicht ganz unbekannt, möchte sie aber vollständig kennen lernen. Ich beabsichtige nämlich im nächsten Frühjahr mit meiner Frau eine Reise nach Spanien zu machen, und mich dort einige Monate, vielleicht ein halbes Jahr, aufzuhalten. Glauben Sie, daß es mir und auch meiner Frau möglich sein wird, bis dahin so viel von Ihrer Sprache zu erlernen, um bequem in Spanien reisen zu können?

— O gewiß! antwortete Don Lotario. Obwohl Sie zu einer solchen Reise kaum die Kenntniß der spanischen

Sprache nöthig haben, denn man spricht dort viel Französisch.

— Ja, aber ich wünschte einige Orte zu besuchen, in denen doch wohl weniger Französisch gesprochen wird, zum Beispiel Granada, Toledo und andere Hauptstädte der Provinzen. Da ich Architekt bin, so will ich die dortigen Bauwerke studiren, ehe ich nach Italien gehe. Auch liebe ich die spanische Sprache überhaupt um ihrer selbst willen; sie ist sehr schön.

— Ja. Da Sie es aber so gewissenhaft nehmen, so muß ich wohl auch gewissenhaft sein! sagte Don Lotario. Ich muß Ihnen also bemerken, daß das Spanische zwar mein Muttersprache ist, daß ich es aber mit dem Accent der Mexikaner spreche.

— Ah! Sie sind also ein Mexikaner! sagte der Architekt. Nun, der Unterschied wird wohl nicht so groß sein. Ich werde das Spanische ohnehin doch immer mit fremdem Accent sprechen. Dieser Grund soll mich also nicht hindern, um so mehr, da mir Ihre Persönlichkeit sehr zusagt und ich schon deshalb meine Studien bei Ihnen machen möchte.

Don Lotario verbeugte sich artig, aber ohne Unterwürfigkeit.

— Dann liegt es nur in Ihrer Hand, die Stunden zu beginnen! sagte er.

— Auf morgen, denke ich, und dann täglich, wenn es Ihre Zeit erlaubt! sagte der Architekt, den die Persönlichkeit seines zukünftigen Lehrers mehr zu interessiren schien, als die Sprachstunden. Sie sind übrigens wahrscheinlich jünger, als ich, Herr Lotario?

— Daß ist wohl möglich, antwortete dieser lächelnd. Ist Ihnen ein junger Lehrer unangenehm?

— Im Gegentheil, sagte der Architekt. Nur, Sie wissen ja, stellt man sich unter einem Lehrer gewöhnlich eine ältere Persönlichkeit vor, und als ich Ihre Anzeige in der

Zeitung las, dachte ich mir unter Ihnen einen bejahrten, etwas pedantischen Spanier, nicht einen so jungen, durchaus fashionablen Kavalier.

— O, Sie wollen mir schmeicheln! sagte Don Lotario. Es ist allerdings wahr, daß ich nicht zum Sprachlehrer geboren bin. Indessen, was schadet das? Ich bin augenblicklich in der Lage, von meiner Kenntniß der spanischen Sprache Gebrauch machen zu müssen, und ich thue es. Arbeit schändet nicht.

— Gewiß nicht! rief der Architekt mit Wärme. Eine Zeit lang wollte ich auch nicht arbeiten, ich war ein hochmüthiger Patron. Aber jetzt ist das vorüber. Ich kenne kein größeres Glück, als ruhige, frei gewählte Arbeit.

— Ja, das ist es! sagte Don Lotario mit einem leichten Seufzer. Wer sich seine Arbeit selbst wählen könnte! Nun, vielleicht kommt auch für mich noch einmal die Zeit.

— Gewiß! sagte der Architekt. Ich muß Ihnen gestehen, Herr Lotario, im ersten Augenblick, als ich Sie sah, glaubte ich, Sie seien ein Spanier, den die politischen Verhältnisse veranlaßt hätten, sein Vaterland zu verlassen.

— Nein, obwohl die Verhältnisse, die mich aus Meriko trieben, abenteuerlicher waren, als die manches politischen Flüchtlings, sagte Don Lotario.

— In welchem Theile Meriko's wohnten Sie, wenn ich fragen darf? fragte der Architekt.

— In Kalifornien, erwiederte Don Lotario.

— Ah, dann bin ich einmal ganz in Ihrer Nähe gewesen, sagte der Architekt. Ja, damals, als ich die Bekanntschaft des grimmigen Lords auf dem Berge der Wünsche machte —

— Auf dem Berge der Wünsche? unterbrach ihn Don Lotario überrascht. Lord Hope?

— Derselbe! Ei, Sie kennen ihn? rief jetzt auch Wolfram. Da haben wir ja ganz eigenthümliche Anknüpfungs-

punkte gefunden. Lieber Himmel, wenn ich mich jener Zeit erinnere! Was war ich damals für ein Mensch! Also Sie kennen den Lord?

— Leider ja! antwortete Don Lotario. Ohne ihn wäre ich noch glücklich auf meiner Hacienda. Doch nein! Ich bin durch ihn glücklich geworden. Ohne ihn wäre ich nicht nach Berlin gekommen, ohne ihn hätte ich —

— Ah, ich verstehe, sagte Wolfram lächelnd, als Don Lotario sich unterbrach. Sie sprechen von einer Dame! Also Sie waren auch in Berlin?

— Ich komme von dort hierher, antwortete der Mexikaner. Aber es ist allerdings eigenthümlich, daß Sie so nahe bei meiner Heimath waren. Wie hätte ich glauben können, als ich zu Ihnen kam, daß ich einen Herrn finden würde, der einst dieselbe Luft geathmet hat, in der ich groß geworden bin.

— Und für was einen Landsmann halten Sie mich? fragte Wolfram. Gewiß für einen Franzosen. Nein, ich bin ein Berliner. Doch mein Name hätte Ihnen schon sagen müssen, daß ich kein Franzose bin.

— Verzeihen Sie, sagte Don Lotario lächelnd, er war so undeutlich geschrieben, daß ich ihn mit dem besten Willen nicht entziffern konnte.

— Ja, ja, das glaube ich, sagte Wolfram lachend. Nun, ich heiße Wolfram Büchting.

— Büchting? rief Don Lotario, auf's Höchste überrascht. Wolfram Büchting aus Berlin?

— Nun ja, sagte Wolfram, befremdet von dem Erstaunen Don Lotario's. Es ist unmöglich, daß Sie diesen Namen kennen. Ich habe Berlin seit langen Jahren verlassen.

— Aber Sie haben eine Schwester, Thereſe Büchting? rief Don Lotario.

— Um des Himmels willen, ja! rief Wolfram, nun

seinerseits auf's Höchste überrascht. Was wissen Sie von ihr? Kennen Sie meine Schwester? Wo ist sie?

— Sie ist in Paris! antwortete Don Lotario lebhaft. Und mehr noch, sie ist die Dame, von der ich sprach. Sie ist meine Braut, meine Geliebte, in Kurzem meine Gattin?

— Mein Gott, ist es möglich? rief Wolfram aufspringend. Und Sie täuschen sich nicht? Es ist wirklich dieselbe Therese Büchting, meine Schwester, eine Waise?

— Sie ist es! Sie hat mir gesagt, daß ihr Bruder Wolfram heiße, vor sechs Jahren nach Paris und von dort wahrscheinlich nach Amerika gegangen sei —

— Dann ist sie es! Gott sei Dank! rief Wolfram jubelnd und den jungen Spanier an sein Herz drückend. Herr Lotario, tausend, tausend Dank! Sie fügen zu meinem Glücke das Einzige hinzu, was mir noch fehlte. Sie geben mir meine Schwester wieder, die ich verloren glaubte, nach der ich vergebens forschen ließ!

— Ich gebe sie Ihnen nicht wieder, nein! rief Don Lotario unter den Umarmungen und Händedrücken des stürmischen jungen Mannes. Ich will sie für mich behalten, Sie hören ja, sie ist meine Braut und wird meine Gattin werden!

— Gut, gut, ich verlange es ja nicht besser, denn ich liebe Sie bereits wie einen Bruder! rief Wolfram. Aber ich kann sie doch sehen! Ich kann mit ihr sprechen! Wo ist sie? Allein hier in Paris? Lassen Sie uns zu ihr gehen, sogleich!

— Wohl, ich bin bereit! sagte Don Lotario. Und nichts macht mich glücklicher, als daß Therese nun endlich ihren besten, ihren natürlichen Beschützer gefunden hat — so lange wenigstens, bis sie meine Frau ist. Aber sind Sie denn nicht begierig, zu hören, wie wir uns gefunden haben? O, es ist eine abenteuerliche Geschichte!

— Nun ja, ich bitte Sie, ich beschwöre Sie, erzählen

Sie! rief Wolfram. Ich will Sie ruhig anhören. Aber Sie sind doch überzeugt, daß ihr nichts widerfährt, während wir hier sitzen und plaudern? Wäre es nicht besser, wir gingen zu ihr?

— O, es ist ihr in dem letzten halben Jahre unter meinem Schutze nichts widerfahren und es wird hoffentlich auch jetzt nicht der Fall sein! sagte Don Lotario lächelnd. Machen Sie sich bereit, eine seltsame Geschichte zu hören — einen Roman!

— Nun, fangen Sie nur an! Ich habe Ihnen nachher einen ähnlichen zu erzählen! rief Wolfram. O, ich bin zu glücklich! Und wie wird Amelie sich freuen!

Don Lotario war ebenso erfreut, in diesem jungen Manne, zu dem er sich auf den ersten Blick hingezogen gefühlt, den Bruder seiner Therese zu finden. Er begann nun mit der ihm eigenthümlichen Lebendigkeit zu erzählen, wie er Kalifornien verlassen. Wolfram hörte aufmerksam zu, namentlich, als Lotario von Lord Hope sprach. In fast athemloser Spannung lauschte er, als der junge Mann sein erstes Zusammentreffen mit Therese erzählte, und er schien tief bewegt, als Don Lotario ihm das Verhältniß schilderte, in welchem Therese einst zu Paul Wedell gestanden. Seine Aufmerksamkeit mußte noch wachsen, als ihm Don Lotario die Intriguen enthüllte, in die Ratour-Rablasy das unglückliche Paar verwickelt. Er ballte die Faust, seine Augen schienen dem Schurken Rache zu drohen. Dann aber, als Don Lotario sein letztes Zusammentreffen mit dem Grafen Arenberg schilderte, als er die letzten Worte desselben erwähnte, wurde sein Blick finster.

— Nein, der Fluch ruht nicht auf unserer Familie! murmelte er vor sich hin. Das Verbrechen des Vaters erbt nicht fort auf die Kinder. Aber erzählen Sie weiter!

— Ich verließ also mit Therese Berlin, fuhr Don Lotario fort. In dieser Stadt konnte meines Bleibens nicht

mehr sein. Thereſe konnte dort nicht allein leben und auch mir war der Aufenthalt dort verhaßt geworden. Wir kamen in Paris an. Ich miethete für mich eine beſcheidene Wohnung. Für Thereſe fand ich eine alte, anſtändige Dame, bei der ſie ſehr gut bleiben konnte, ohne ihren Ruf zu gefährden.

Mein erſter Gang war zum Abbé Laguidais. Er war überraſcht, mich zu ſehen, und ſagte mir, daß er an den Grafen geſchrieben und dieſem die ganze Verrätherei Ratour's mitgetheilt habe. Er hoffte alſo auf eine Ausſöhnung zwiſchen Thereſe und ihm. Ich meinerſeits kümmerte mich wenig darum. Das Mißtrauen des Grafeu hatte mich beleidigt, ſein Abſchied von Thereſe erſchien mir wie eine Beſchimpfung und ich war feſt entſchloſſen, ihm nicht ſo ohne Weiteres die Hand zum Frieden zu reichen.

— Ich danke Ihnen! Sie ſind ein Mann! rief Wolfram, in dem der alte Trotz aufleuchtete.

— Der Abbé hatte ſich nicht geirrt, fuhr Don Lotario dann fort. Schon zwei Tage darauf kam der Graf Arenberg mit Valentine Morrel hier an. Sein erſter Gang war zu mir. Ich muß geſtehen, ich war erſchüttert von dem Auftreten des alten Mannes. Er war tief bewegt, bat mich mit Thränen um Entſchuldigung und ſagte mir, er habe es für unmöglich gehalten, daß ein Menſch ein ſolcher Schurke ſein könne, wie Ratour. Er beſchwor mich, ihn zu Thereſe zu führen, damit er ſie um Verzeihung bitten könne. Er habe immer die Abſicht gehabt, ſie zu adoptiren. Es ſolle nun ſogleich geſchehen, da er die Erlaubniß ſeiner Regierung bereits beſitze und deshalb um ſo trauriger von dem vermeintlichen Verrath Thereſens berührt worden ſei.

Ich konnte ihm ſeinen Wunſch, Thereſe zu ſehen, nicht abſchlagen und führte ihn zu ihr. Aber ich habe bei dieſem erſten Wiederſehen bemerkt, daß eine Frau nicht ſo leicht vergiebt, wie ein Mann. Thereſe blieb kälter bei den Bit-

ten des Grafen, als ich erwartet hatte. Sie konnte ihm seine letzten Worte nicht verzeihen.

— Es liegt in unserem Charakter! flüsterte Wolfram. Wir sind trotzig und sie ist meine Schwester.

— Alles, was der Graf trotz seiner inständigen Bitten von ihr enthielt, fuhr Don Lotario dann fort, war die Erlaubniß, daß er sie wöchentlich zwei Mal besuchen dürfe. Von einer Adoption war nicht mehr die Rede, um so mehr, da Thereſe bald denjenigen Namen annehmen sollte, der ihr gewiß der schönste scheint, den meinigen nämlich. Ueber unsern Aufenthalt in Paris war damals noch nichts bestimmt. Ich wollte mich nur vorübergehend hier aufhalten, mich nur nach den Verhältnissen meines Vaterlandes erkundigen, Verbindungen mit einigen Franzosen anknüpfen, an den Lord Hope schreiben und dann nach meinem Vaterlande zurückkehren.

Die dringenden Bitten des Abbé Laguidais bewogen mich jedoch, meinen Aufenthalt hier auszudehnen. Er sagte mir, daß Lord Hope nicht mehr auf dem Berge der Wünsche sei, sondern bald nach Paris zurückkehren werde. Er sagte mir auch, daß die Verhältnisse des Lords sich günstiger gestaltet hätten und daß er mir wahrscheinlich den vollen Betrag der Summe, für die er meine Hacienda gekauft, würde auszahlen können. Ich möchte ihn also auf jeden Fall in Paris erwarten. Außerdem sei es ein gewichtiger Umstand, daß meine Braut den Namen Büchting führe, also den Namen einer Familie, für welche der Lord das lebhafteste Interesse fühle und deren einzelne Glieder er lange vergebens gesucht habe.

— Unbegreiflich! Was will nur dieser Mann von uns? unterbrach ihn Wolfram.

— Ich weiß es nicht, sagte Don Lotario. Aber der Lord Hope, oder der Graf Monte-Christo — denn das ist eine und dieselbe Person — ist eine so bedeutende und außer-

ordentliche Persönlichkeit, daß man ihm zu Liebe wohl einige Monate warten kann. Da es sich nun auch für mich um die mögliche Auszahlung einer bedeutenden Summe handelte, so gab ich nach und beschloß, bis zur Ankunft des Grafen Monte-Christo in Paris zu bleiben. Zur gleicher Zeit aber beschloß ich, mich von allem Einfluß, den man möglicher Weise auf mich üben könne, frei zu halten und mir meine vollständige Unabhängigkeit zu bewahren. Andererseits hatte ich auch einsehen gelernt, daß nichts trügerischer sei, als augenblicklicher Besitz, und ich beschloß deshalb, den letzten Rest meines kleinen Vermögens nicht anzugreifen, sondern hier in Paris von dem Ertrage meiner Lehrstunden zu leben. Das habe ich auch gethan und ich habe gefunden, daß Arbeit süßer ist, als man glaubt, und uns über viele Schmerzen triumphiren läßt, denen ein Unbeschäftigter unterliegt. Freilich stand mir jetzt ein tröstender Engel zur Seite, der mir früher gefehlt hatte — Ihre Schwester, deren Liebe mich so glücklich macht, daß ich mit Niemand auf der Welt tauschen möchte und daß ich gern mein Leben lang in Paris ein armer Sprachlehrer bleiben möchte, wenn ich denken sollte, daß mich Therese in einer andern Lage weniger lieben könnte!

— Sie sind mein Mann, ja! rief Wolfram in aufrichtiger Freude und schüttelte ihm die Hand. Da hat die Therese Glück gehabt, einen Mann wie Sie zu finden! Ah, und sie muß jetzt sehr verändert sein. Freund Lotario, ich muß sie sehen, heut noch!

— Das sollen Sie auch, heut noch! antwortete Lotario. Glauben Sie, ich sei so eifersüchtig, daß ich Therese ihrem Bruder vorenthalten würde? Aber das muß ich Ihnen sagen, Wolfram, das Glück ist auch gegen Sie nicht karg gewesen. Eine Frau —

— Wie Amelie, finden Sie nicht auf der ganzen Welt! unterbrach ihn Wolfram jubelnd. Ja, das weiß ich. Und

was hat sie meinetwegen gelitten! Nun, das will ich Ihnen ein ander Mal erzählen, es würde mich sonst traurig machen. Und heut soll ein Freudentag sein — ein Fest, ein Weihnachtstag! Amelie! he, Amelie!

Er hatte die Thür des Zimmers geöffnet und rief nach seiner Frau. Sie kam eilig und fast erschreckt herbei. Sie möchte fürchten, es sei irgend etwas geschehen.

— Höre, Amelie, sagte Wolfram mit dem glücklichsten Gesicht von der Welt und indem er ihren Arm ergriff — höre! Gieb diesem Herrn eine Kuß, einen herzlichen Kuß!

Die junge Frau erröthete bis in das Weiße der Augen und glühte vor Verwirrung.

— Nun ja, es ist Theresens Bräutigam — der Geliebte meiner Schwester!

— Theresens? Ah! rief Amelie, und jetzt glühte das Roth der Freude auf ihrem Gesicht. Wie ist es möglich? Und Du wußtest das? Du kanntest diesen Herrn?

— Nichts habe ich gewußt, gar nichts! Aber Therese ist in Paris und Don Lotario ist ein prächtiger Mensch. Auf mein Wort, nie hat mir ein Mensch so gefallen!

Unterdessen hatte Amelie dem jungen Spanier die Hand gereicht, die er ehrerbietig und warm küßte. Don Lotario schien in der That sehr glücklich zu sein. Nichts ist angenehmer, als Freunden und Verwandten der Geliebten zu begegnen und in ihnen herrliche, liebenswürdige Menschen zu finden, denen wir unser ganzes Herz schenken können.

— Sage Jeanne, daß sie uns einen Wagen bestellt! wandte sich darauf Wolfram zu seiner Frau. Wir fahren zusammen zu Therese. Nicht wahr, Amelie?

— Mit Freuden! Und wir nehmen sie sogleich mit hierher?

— Ja natürlich, sie muß jetzt bei uns wohnen, das versteht sich ja von selbst! rief Wolfram und er machte einen Entrechat durch das Zimmer, jubelnd vor Freude.

Welcher Unterschied zwischen dem Wolfram auf der Felseninsel des Salzsees oder am Hafendamm von New-Orleans und diesem heiteren, fröhlichen Manne, dessen Augen von Freude und Wohlsein glänzten!

Welcher Unterschied zwischen jener Amelie bei dem Grafen Monte-Christo und bei den Mormonen und dieser glücklichen jungen Frau, deren Wangen von Gesundheit strahlten und die in dem einen letzten Jahr ihres Lebens um fünf Jahre jünger geworden!

Bis der Wagen vorfuhr und Amelie sich angekleidet hatte, flogen natürlich Fragen und Antworten zwischen Wolfram und Don Lotario hin und her. Wolfram entwarf im Augenblick zwanzig Pläne, wie Lotario und Therese in Paris bleiben und leben könnten. Er hatte Geld genug verdient, er hatte mehr Arbeit, als er wünschte — Don Lotario und Therese sollten bei ihm wohnen. Oder Don Lotario sollte ein Landgut bei Paris kaufen und was dergleichen Pläne mehr waren, über die der junge Spanier lächelte, die aber ein herrliches, aufopferndes Gemüth verriethen.

Jetzt erschien Amelie, so einfach gekleidet und doch so fein und einnehmend, daß Don Lotario seine Bewunderung kaum unterdrücken konnte, und Wolfram sie so zufrieden und glücklich ansah, daß jeder Sterbliche ihn hätte beneiden können. Die Drei stiegen in den Wagen und Don Lotario gab die Adresse von Theresens Wohnung.

— Ist es wirklich Ihre Absicht, sie so plötzlich zu überraschen? fragte Lotario den Architekten. Wäre es nicht besser, wenn ich Sie wenigstens vorher ankündigte?

— O, hat sie so schwache Nerven? rief Wolfram heiter. Nun, wie Sie wollen. Aber Sie können mich ihr ja als einen Verwandten von Ihnen vorstellen. Erkennen wird sie mich doch nicht sogleich. Ich habe mich sehr verändert seitdem.

— Gut, so wollen wir es machen! sagte Don Lotario. Wir sind übrigens vor der Thür.

Thereſe wohnte im dritten Stock. Don Lotario hatte dafür geſorgt, daß ihre Wohnung beſſer und bequemer war, als die ſeinige, obgleich Thereſe nur ungern in eine ſolche Bevorzugung gewilligt hatte. Das Haus gehörte zu den guten Mittelhäuſern.

Die Wohnung beſtand aus einem Vorzimmer, aus einem daranſtoßenden Empfangszimmer und aus einem anderen Zimmer, in dem ſich Thereſe gewöhnlich mit der alten Dame, bei der ſie wohnte, aufhielt. Die Dienerin, die öffnete, erhielt von Don Lotario den Auftrag, ihn nicht weiter anzumelden, und der junge Mann führte Wolfram und Amelie in das Empfangszimmer und bat ſie, dort zu warten.

Er ſelbſt klopfte an die andere Thür und trat ein, als man herein rief.

— Ah, Lotario! rief Thereſe, von ihrem Seſſel am Fenſter aufſpringend und ihm entgegeneilend. So früh kommſt Du heut? Das iſt ja herrlich! Tauſend Dank!

Er nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie herzlich auf die Stirn.

War dies dieſelbe Thereſe, die Don Lotario damals auf dem Pont neuf kennen gelernt und die er in Berlin geſehen, jenes blaſſe, kränkliche, erregte Mädchen? Sie war es und ſie war es auch nicht. Keine Spur von Kränklichkeit zeigte ſich mehr auf ihrem feinen, geiſtreichen Geſicht. Ihre Wangen waren friſch, ihre Augen ſtrahlten von Glück und Geſundheit, ihre Bewegungen, ihr Gang waren friſch und elaſtiſch, ihre Stimme hell und klar. Auch ſchien Thereſe ſtatt älter jünger geworden zu ſein. Die kranke Roſe, die im Erbrechen ihre Blätter vor dem rauhen Winde der Leiden geſchloſſen, hatte ſich wieder geöffnet und prangte in der ganzen Pracht jugendlicher Schönheit. Don Lotario bewunderte ſie mit jedem Tage mehr. Er hatte geſehen, wie ſie mit jedem Tage froher und glücklicher wurde, und dieſe Gewißheit hatte unendlich viel dazu beigetragen, auch ihn

glücklich zu machen und ihm das Schwierige seiner jetzigen Existenz zu erleichtern.

Thereſe mochte an Don Lotario's Augen ſehen, daß er ihr etwas Freudiges mitzutheilen hatte.

— Nun, was haſt Du? fragte ſie. Was bedeutet Dein frühes Kommen? Es ſcheint mir, als hätteſt Du mir etwas zu ſagen. Was iſt Dir widerfahren?

— Ein großes Glück! antwortete Don Lotario. Ein Glück für Dich und mich. Ich habe heut durch einen Zufall liebe und nahe Verwandte in Paris entdeckt, Verwandte, auf die ich ſtolz ſein kann und die ſich unendlich freuen werden, Dich zu ſehen!

— Ah, das iſt wirklich ein unerwartetes Glück! rief Thereſe. Wo ſind ſie? Wie haſt Du ſie gefunden? Erzähle mir doch!

— Ich habe ſie mitgebracht, ſie ſind im Empfangszimmer, ſagte Don Lotario. Ich fand ſie durch einen Zufall. Und wie ich Dir ſage, Thereſe, auch für Dich iſt dieſer Fund in mancher Hinſicht ein großes Glück. Willſt Du ſie ſehen?

— Gewiß! rief Thereſe, flüchtig in den Spiegel blickend, um zu ſehen, ob ſie ſich auch wohl Fremden zeigen dürfe. Und Du hatteſt keine Ahnung davon, daß ſie in Paris lebten?

— Keine Ahnung! Aber wenn Du ſie nun ſehen willſt — ſie ſind im Empfangszimmer!

Er öffnete die Thür zu demſelben und Thereſe eilte ihm voran. Ihre Wangen waren noch geröthet von der Freude über ſein frühes Kommen und ſo trat ſie mit lächelndem Munde und glänzenden Augen ein.

Wolfram ſtand mit ſeiner Gattin mitten im Zimmer. Als er Thereſe eintreten ſah, konnte er einen Ruf freudiger Ueberraſchung nicht unterdrücken.

Thereſe ihrerſeits, die den Beiden einige Schritte ent-

gegengeeilt war, stand plötzlich zögernd still — ob aus Ueberraschung über die Schönheit Amelie's oder aus einem andern Grunde, das ließ sich jetzt noch nicht unterscheiden. Dann aber wandte sie sich plötzlich zu Don Lotario und seine Hand fast eeschreckt ergreifend, fragte sie:

— Wer ist dieser Herr? Ich muß ihn schon gesehen haben! Wer ist es?

— Nun besinne Dich ein wenig, Therese! sagte Wolfram in deutscher Sprache.

— Mein Bruder! Wolfram! mein lieber Bruder! rief das junge Mädchen mit einem freudigen Aufschrei und die Beiden lagen sich in den Armen.

Die nächste Viertelstunde verging im Fluge über all den sich kreuzenden Fragen und Antworten. Vier Glückliche waren beisammen, zwei Paare, die es wohl verdienten, glücklich zu sein. Mitten in diesem Jubel meldete man die Ankunft des Grafen Arenberg.

— Sollen wir ihn jetzt empfangen? fragte Therese mit einem leichten Anfluge von Trauer.

— Warum nicht? sagte Wolfram. Wir müssen mit ihm ins Reine kommen.

— O, Wolfram, ich bitte Dich, sei nicht etwa hart gegen ihn, bat Therese. Vergiß nicht, daß er mir ein liebevoller Vater gewesen ist, daß er mich aus einer Lage gerettet hat, in der ich leicht untergehen konnte. Er hat stets mein Bestes, mein Glück gewollt, und nur die Verrätherei eines elenden Menschen konnte ihn bewegen, mir zu zürnen —

— Nun ja, ich werde es nicht vergessen! unterbrach sie Wolfram. Aber —

Hier wurde er selbst durch den Eintritt des Grafen unterbrochen. Auch mit dem Grafen war eine Veränderung vor sich gegangen. Seine Miene war nicht mehr so ruhig, gütig und freundlich, wie sonst. Ein Schatten schien auf

seinem Gesicht zu schweben und es zu verdunkeln. Seine Haltung war etwas gebückter geworden.

Er war sichtlich überrascht, bei seinem Eintreten statt Therese, die er wohl allein zu sehen erwartet, vier junge Leute und unter diesen zwei ganz Fremde zu finden. Auch die Anwesenheit Don Lotario's mochte ihn überraschen. Er hatte den jungen Mann seit seiner Abreise aus Berlin nur einmal wiedergesehen. Er hatte Therese stets nur dann besucht, wenn Don Lotario nicht bei war.

— Ah, Don Lotario! sagte er, nachdem er sich gegen Alle mit der Höflichkeit, die ihm eigen war und die einen etwas alterthümlichen Anstrich hatte, verbeugt. Ich freue mich herzlich, Sie einmal zu sehen, und ich freue mich noch mehr über Ihre blühende Gesundheit.

— Ich danke Ihnen, Herr Graf! sagte Don Lotario, auf den die bekümmerten, wehmüthigen Züge des Grafen einen gewissen Eindruck machten. Erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Wolfram Büchting, den Bruder Theresens, und seine Gattin, Amelie de Morcerf vorzustellen. Ich machte durch Zufall heut die Bekanntschaft unserer Verwandten.

— Wie? Sie sind der Bruder Theresens? rief der Graf, mit Mühe den Eindruck verbergend, den diese Mittheilung auf ihn machen mußte. O, wie freue ich mich, Sie zu sehen! Man hielt Sie für verschollen, man glaubte, Sie seien in Amerika. Aber um so besser! Und wie ist es möglich, daß wir nichts von Ihnen erfahren?

— Das ist ganz einfach, Herr Graf, erwiederte Wolfram, der vielleicht die Absicht gehabt hatte, ein wenig streng gegen den Grafen zu sein, der aber diesen Vorsatz aufgab, als er in das milde, sanfte Gesicht desselben blickte. In Amerika führte ich ein zu wildes Leben, um Nachforschungen anstellen zu können, und hier in Paris, wo wir erst vor einigen Monaten angelangt sind, konnte ich Therese nicht vermuthen. Ich wandte mich nach Berlin, aber dort sind

alle diejenige Bekannten, die mir Auskunft über Thereſe geben konnten, geſtorben, und ich habe erſt jetzt erfahren, daß Sie an meiner Schweſter die Stelle eines Vaters und Freundes vertreten haben. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Sie haben —

— O, ſprechen Sie nicht davon! rief der Graf, der tief bewegt zu ſein ſchien. Sagen Sie mir lieber, wie es Ihnen geht, ob Sie ſich hier in Paris am rechten Ort befinden.

— Ja, Herr Graf. Ich brachte ein kleines Vermögen von Amerika mit herüber, und wie es nun einmal geht: hat man erſt etwas, ſo findet ſich das andere dazu. Die Pariſer wollen mir ſehr wohl. Ein deutſcher Architekt, der außerdem die günſtigſten Zeugniſſe aus Amerika, dieſem Lande der praktiſchen Menſchen mit ſich bringt, und der mit dem Scheine eines gewiſſen Wohlſtandes auftreten kann — ein ſolcher findet in Paris immer Beſchäftigung. Man hat mir mehr angeboten, als ich ausführen kann. Aber ich bin nicht unzufrieden damit.

— Nun, es freut mich von ganzem Herzen, das zu hören! ſagte der Graf. Aber wie haben Sie Thereſe hier in dem großen Paris ausfindig gemacht?

Wolfram erzählte dem Grafen ſein eigenthümliches Zuſammentreffen mit Don Lotario. Dann nahm das Geſpräch einen allgemeinen Charakter an. Thereſe, Don Lotario und Wolfram hatten ſich ja ſo viel zu erzählen. Der Graf war nur ein ſchweigender Zuhörer. Er ſaß auf dem Sopha, in einer Ecke, und ſein Auge ruhte faſt unverwandt auf Thereſe. Auch dieſe ſah manchmal mit einem eigenthümlichen Blick zu ihm hinüber. Die Anweſenheit des Grafen bildete das einzige wehmüthige Element in dieſer Gruppe glücklicher Menſchen. Es war klar, daß er jetzt den ſicheren Verluſt Thereſens vorausſah.

In der That begann auch Wolfram gleich darauf, The-

reſe energiſch aufzufordern, nun ſogleich mit ihm zu kommen und für immer bei ihm zu wohnen. Thereſe war natürlich mit Freuden bereit. Dann ſprach Wolfram von ihrer Vermählung mit Don Lotario und von den Reiſen, die ſie zuſammen machen wollten; er ſchilderte das glückliche Leben, das ſie zuſammen führen würden, und malte die Zukunft der beiden Paare in den glänzendſten Farben. Scherze und Gelächter klangen durch das freundliche Zimmer.

Während deſſen ſaß der Graf mit unverkennbarer Traurigkeit in ſeiner Ecke. Zuweilen fuhr er ſich mit der Hand über die Stirn, oder über die Augen. Endlich erhob er ſich, ging auf Thereſe zu und reichte ihr die Hand.

— Wie, Herr Graf, rief Wolfram, Sie wollen gehen? Ich dachte, Sie würden mir die Ehre erweiſen, Thereſe und uns nach meiner Wohnung zu begleiten?

— Nein, ich danke, erwiederte Arenberg mit zitternder Stimme. Ich will Ihnen Allen Adieu ſagen, Adieu für immer! Ich reiſe nach Berlin zurück.

— O, doch nicht ſo bald! ſagte Wolfram, während die Anderen in peinlichem Schweigen daſaßen. Sie werden doch noch einmal mit uns zuſammen ſein?

— Ich fürchte, daß wir uns nicht wiederſehen werden, ſagte der Graf, immer noch Thereſens Hand feſthaltend. Adieu, Fräulein Thereſe. Behalten Sie mich in ihrer Erinnerung —

Die Thränen traten ihm in die Augen. Seine Stimme erſtarb. Raſch nahm er ſeinen Hut und wollte aus dem Zimmer eilen.

— Vater, mein lieber Vater! rief Thereſe, ihm nacheilend. Nein, Sie dürfen uns nicht verlaſſen!

Und dabei ſchlang ſie, ſelbſt weinend, die Arme um ihn und hielt ihn zurück.

Der Graf weinte jetzt in der That. Mit gebeugtem Haupte ſtand er ſchluchzend da.

— Thereſe, mein Kind, ſagte er dann mit gebrochener Stimme, ich kann nicht ohne Sie leben, ich weiß es. Ich werde bald ſterben. Ich habe Ihnen bitteres Unrecht gethan, ich weiß es, und es iſt ganz allein meine Schuld. Ich hätte meinem Herzen folgen und nicht die Lügen jenes Menſchen glauben ſollen. Ich bin ſchwach geweſen, ich hatte den Glauben an die Güte des menſchlichen Herzens verloren — und das iſt meine Strafe! Ich habe keine Tochter mehr, ich werde einſam und verlaſſen ſterben. Aber verzeihen Sie mir wenigſtens, Thereſe, verzeihen Sie mir von ganzem Herzen, damit dieſer Kummer nicht auf mir laſte. Sagen Sie mir, daß Sie keinen Groll mehr gegen mich haben!

Es ſchien, als wolle der alte Mann vor Thereſe niederknieen; aber dieſe hielt ihn in ihren Armen auf.

— Mein lieber Vater, rief ſie, es iſt Alles längſt vergeſſen! Eine kurze Zeit zürnte ich Ihnen, ja, aber nicht um meinetwillen, ſondern Lotario's wegen. Nun laſſen Sie Alles gut ſein! Wir ſind Alle ſo glücklich! Bleiben Sie bei uns und theilen Sie unſer Glück! Was wollen Sie in Berlin? Dort leben Sie einſamer, als hier. Ich weiß nicht, wohin Lotario mich führen wird, aber Sie können uns überall hin begleiten und ich weiß, Sie werden es thun. Nicht wahr, Lotario, Du zürnſt meinem Vater nicht mehr?

— Nein, nein, Herr Graf! rief der junge Mann lebhaft die Hände des Grafen ergreifend. Bleiben Sie bei uns. Laſſen Sie uns die Vergangenheit vergeſſen! Wer wollte an jene ſchmerzlichen Tage zurückdenken, jetzt, wo wir ſo glücklich ſind!

Thereſe vereinte ihre Bitten abermals mit den ſeinigen. Auch Amelie bat den alten Herrn, den ſie lieb gewonnen, zu bleiben. Und als nun Wolfram auf ihn zutrat, ſeine Hand ergriff und ſagte:

— Herr Graf, hören Sie, einen Augenblick lang zürnte ich Ihnen, wegen der letzten Worte, die Sie zu meiner

Schwester gesprochen. Aber ich sehe, daß Sie das Herz auf dem rechten Fleck haben. Also bleiben Sie bei uns und Thereſe soll ganz wieder in das alte Verhältniß zu Ihnen eintreten. Schlagen Sie ein!

Als Wolfram das sagte und ihm die Hand reichte, da umarmte ihn der alte Graf mit jugendlicher Wärme und mit glückseligem Gesicht.

— Ja, so will ich denn bleiben! rief er. Und Ihr sollt Alle meine Kinder sein! Nehmt mich in Wohlgefallen auf und verzeiht mir meine Schwächen! Ach, ich bin in dem letzten halben Jahre so unglücklich gewesen, daß mir diese glückliche Stunde wohl noththut! —

Und nun war er der Gesprächigste, der Heiterste von Allen. Zuerst wollte er die ganze Gesellschaft bei sich in seiner Wohnung sehen. Da aber Wolfram seinen Wunsch wiederholte, Thereſe noch an demselben Abend bei sich einzuführen und ihr seine Häuslichkeit zu zeigen, so gab er nach und begleitete die beiden Paare nach Wolframs Wohnung.

Dort feierten diese fünf Glücklichen einen jener Abende, wie sie den meisten Sterblichen leider nur zu selten gewährt werden. Freilich hatten fast alle diese Glücklichen einst andere Tage des Unglücks verlebt, wie sie vielleicht auch nur Wenigen beschieden worden. Doch davon war an jenem Abende nicht mehr die Rede. Die Gläser klangen, Amelie und Thereſe ließen ihre fröhlichsten Lieder ertönen und Thereſe gewährte an diesem Tage ihrem Lotario den ersten öffentlichen Kuß. Den alten Grafen aber begleitete Don Lotario nach Hause, und wie er Wolfram am anderen Tage im Vertrauen erzählte, sollte der Tritt des Grafen, als er die Treppe hinaufstieg, ein wenig schwankend gewesen sein — aber doch wohl nur vor Aufregung und Freude!

Der Herr der Welt.

Acht Tage darauf hielten fast zu gleicher Zeit eine Reihe von Equipagen vor dem Hotel des Herzogs***, im Faubourg St. Germain. Die Personen, die aus ihnen stiegen und in einzelnen Gruppen die Treppen hinaufgingen, sind dem Leser ohne Ausnahme bekannt und kannten sich auch der Mehrzahl nach untereinander.

Die Diener des Herzogs, nicht in Gala-Livré, sondern im einfachen schwarzen Anzuge, wiesen die Eintretenden in den großen Saal. Alle hatten eine dringende Einladung von dem Herzog erhalten, sich an diesem Abend um die bestimmte Zeit einzufinden. Der Herzog hatte hinzugefügt, daß sie dort den Grafen Monte-Christo sehen würden, und dieser Grund hatte genügt, Alle ohne Ausnahme herbeizuführen.

Sie waren überrascht, als sie in den großen Saal traten. Nichts deutete darauf hin, daß hier eine elegante Gesellschaft sich versammeln solle. Die großen Kronen brannten nicht, sondern nur die Armleuchter an den Wänden, die kaum hinreichten, den großen Saal zu erhellen. Aller Schmuck schien absichtlich aus demselben entfernt zu sein und die grauen Wände mit ihren weißen Stuckatur-Verzierungen machten einen einförmigen und traurigen Eindruck. An der einen Seite des Saales erhob sich eine Art von Kanzel oder Pult, die mit schwarzem Tuch verhangen war. Hinter dieser standen zwei Stühle.

Jeder, der in diesen Saal eintrat, mußte unwillkürlich zum Ernst und Nachdenken gestimmt werden. So verstummten denn auch augenblicklich die lauten und lebhaften Worte, die zum Theil noch auf der Treppe und im Korridor getönt hatten, und schweigend, sich gegenseitig fragende Blicke zuwerfend, ordnete sich die Gesellschaft auf den Sesseln, die in mehreren Reihen in der Mitte des Saals aufgestellt waren.

In der ersten Reihe saßen Don Lotario, Thereſe, Wolfram und Amelie — in der zweiten Kapitän Morrel, Valentine, Villefort und der alte Noirtier de Villefort, deſſen Rollſtuhl man in den Saal geſchoben — in der dritten der Abbé Laguidais und Graf Arenberg.

Man hatte vielleicht erwartet, daß der Herzog die Ankommenden empfangen werde. Dem war aber nicht ſo. Er erſchien erſt, als Alle beiſammen waren und Platz genommen hatten. Dann grüßte er die ganze Geſellſchaft im Allgemeinen ehrerbietig und ſetzte ſich neben den Grafen Arenberg und den Abbé Laguidais.

Kaum war dies geſchehen und die allgemeine Verwunderung dadurch noch erhöht worden, als an dem einen Ende des Saales, hinter dem ſchwaren Pult eine Thür ſich öffnete und zwei Perſonen erſchienen; ein Herr, der eine Dame am Arme führte.

Beide waren ganz ſchwarz gekleidet. Die Dame war verſchleiert, und zwar ſo tief, daß Niemand auch nur einen Schein ihres Geſichtes zu erhaſchen vermochte. Der Herr führte ſie einige Schritte weit vor, zu dem einen Seſſel und ließ ſie darauf Platz nehmen.

Dann trat er ſelbſt noch weiter vor, bis hinter das Pult. Alle Anweſenden ſchienen von einem tiefen Schauer ergriffen zu werden, als ſie jetzt das Geſicht dieſes Mannes deutlicher erblickten. Es war weiß, weiß wie Marmor oder wie das Antlitz des Todes, und das lange ſchwarze Haar, das bis auf die Schultern niederfiel, hob dieſe entſetzliche Bläſſe. Seine Augen waren tief eingefallen, ſeine Wangen ſchmal, ſeine Lippen bleich.

Don Lotario und Wolfram, Morrel, Valentine und Amelie bemühten ſich vergebens, in dieſem Manne jenen Grafen Monte-Chriſto oder Lord Hope wiederzuerkennen, der ihnen vor verhältnißmäßig kurzer Zeit in der vollen Kraft und Schönheit des Mannesalters, mit der Rüſtigkeit und

Behendigkeit der Jugend gegenübergetreten war. Die Veränderung wurde noch bemerkbarer dadurch, daß der Graf keinen Bart mehr trug. Aber dieser Umstand allein hätte eine solche Umwandlung nicht hervorrufen können. Jeder sah auf den ersten Blick, daß eine furchtbare, entsetzliche Veränderung mit dem Grafen vorgegangen sein mußte, eine Veränderung, die ihn in der kurzen Zeit weniger Monate in einen Greis umgeschaffen, die jede Spur von seinem früheren Dasein vernichtet hatte.

Das große Auge des Grafen schweifte eine halbe Minute lang über die Versammelten.

— Ich danke Ihnen Allen, daß Sie gekommen sind! sagte er dann mit seiner tiefen, sonoren Stimme. Es freut mich, daß ich alle die Gesichter wiedersehe, die mir lieb und werth sind. Das ist ein Trost, ein großer Trost für mich. Ich habe Sie durch den Herzog*** bitten lassen, hierher zu kommen, weil ich mit Ihnen Allen zu reden habe und weil meine Zeit mir zu abgemessen ist, als daß ich mit jedem Einzelnen hätte sprechen können. Auch mögen es Alle zusammen hören, denn ich glaube und wünsche, daß Jeder von Ihnen Theil an dem Schicksal des Anderen nimmt. So hören Sie denn die Worte eines Mannes, dessen Reue ebenso groß ist, als sein Streben stolz und vermessen gewesen.

Ob und wie weit mein vergangenes Leben den hier Versammelten bekannt ist, darüber will ich in diesem Augenblicke nicht weiter sprechen. In früher Jugend durch den Verrath hinterlistiger Freunde zu ewiger Gefangenschaft verdammt, des Liebsten auf der Erde beraubt, verließ ich meinen Kerker nur, um mich zu rächen. Darin, daß ein Zufall mir unermeßliche Schätze zur Verfügung gestellt, sah ich eine Fügung des Himmels, der Vorsehung. Es schien mir, als ob Gott selbst meine Rache billige und mich zu seinem Werkzeuge mache. Meine Feinde waren mächtig geworden,

aber ich war noch mächtiger, als sie. Es gelang mir, mich zu rächen, empfindlich zu rächen. Aber meine Rache ging weiter, als sie sollte. Sie traf auch die Unschuldigen. Sie traf Albert de Morcerf, sie traf das Weib und die Kinder Villeforts. Sie traf selbst Morrel.

Schon damals, als ich Europa verließ, stieg der Gedanke in mir auf, daß ich weiter gegangen, als ein Mensch gehen dürfe. Ich bemühte mich, das wieder gut zu machen, was ich noch ändern konnte. Ich nahm Villefort mit mir, um ihn zu heilen. Ich vereinigte Morrel und Valentine. Ich suchte für Albert de Morcerf zu sorgen. Aber die Festigkeit des Letzteren wies alles zurück, was ich zu seinem Gunsten unternahm.

Ich ging nach Amerika, nach Kalifornien. Unterwegs führte mich der Zufall mit einem Sterbenden zusammen, der mir mittheilte, daß er in Kalifornien Goldgruben entdeckt habe. Es war der Vater Wolframs und Thereſens. Als ich in Kalifornien angekommen war, fand ich, daß diese Schätze weit bedeutender seien, als ich geglaubt hatte. Die Ausbeutung dieser Goldgruben machte mich zum reichsten Manne auf der Erde.

Von jeher bin ich bemüht gewesen, mir meine eigenen Gedanken und die Gefühle meines Herzens klar darzulegen. In der letzten Zeit habe ich es mehr als je gethan. Was ich also jetzt hier zu Ihnen Allen spreche, ist der reine und klare Abglanz dessen, was ich denke, ist die lautere Wahrheit, wie Gott selbst sie nicht anders in meinem Herzen lesen kann.

Meine Rache, die mir gelang, der Reichthum, den ich gefunden, die ungeheuren Schätze, die mir ein Zufall in Kalifornien gab, die Menschenkenntniß, die ich erlangte, die Macht, die ich, wie ich selbst deutlich bemerkte, selbst auf hervorragende Geister ausübte, alles das ließ allmählich einen Plan in mir entstehen, wie er wohl noch nie in der

Brust eines Menschen gereift. Ich wollte von meinem verborgenen Sitze in Kalifornien aus die Menschheit umgestalten. Ich hatte Gelegenheit gehabt, zu sehen, an welchen Uebeln sie leide. Ich hatte eingesehen, daß die Grundprinzipien der Sittlichkeit und Gerechtigkeit falsch und fehlerhaft geworden. Ich faßte also den Gedanken, durch die ungewöhnlichen Mittel, welche die Vorsehung in meiner Hand vereint, an die Stelle der Vorsehung selbst zu treten und die jetzige Menschheit umzubilden. Wie ich meinen Plan ausgeführt, welche Mittel und Wege ich dazu gebraucht, darüber kann ich mich hier nicht aussprechen. Aber es schien mir, als ob ich meinen Zweck erreiche, als ob wirklich ein Mensch das thun könne, was Gott bisher selbst gethan. Mein Wille, mein Wink leitete die Geschicke von Staaten, nicht nur von Tausenden, sondern von Millionen Menschen. Fürsten und Könige machten sich zu Werkzeugen meiner Pläne, ohne daß sie wußten, wem sie dienten. Ich kann es sagen, daß ich meinem Ziele nahe war, dem Ziele: die civilisirte Welt zu beherrschen und Einfluß selbst in den Einöden und Wildnissen roher Naturmenschen zu erlangen.

Ich habe gesagt, daß das, was ich hier ausspreche, die volle Wahrheit sei. Ebenso sage ich auch, daß Alles, was die Menschen gewöhnlich Ehrgeiz oder Eitelkeit nennen, von meinen Bestrebungen durchaus fern war. Nie fiel es mir ein, an das Licht des Tages zu treten. Ich hielt mich mit Vorliebe in der Verborgenheit und war entschlossen, sie nie zu verlassen. Ebenso wenig dachte ich daran, meinen Reichthum, meinen Einfluß zu persönlichen Zwecken zu benutzen. Ich war so reich, so mächtig, daß ich nicht reicher, nicht mächtiger werden konnte. All mein Streben, mein Ehrgeiz war der, das zu verwirklichen, was ich für den Gedanken Gottes, für den Willen der Vorsehung hielt. Dieses Streben mag frevelhaft gewesen sein, ich gebe es zu. Damals aber hielt ich mich für vollkommen rein und frei von allem Fehl.

Ich hielt mich für berechtigt, das zu thun, wozu mir Gott selbst, wie ich glaubte, die Mittel an die Hand gegeben.

Ich glaube auch jetzt noch, daß mein Hauptfehler nicht in jenen anmaßenden Bestrebungen lag. Ich habe erst später eingesehen, daß er in anderen Dingen zu suchen ist. Es mag jedem Menschen freistehen, für das Beste seiner Mitmenschen zu sorgen — und nur das hatte ich im Auge. Aber es steht dem Menschen nicht frei, über das Schicksal seiner Mitmenschen zu verfügen, an die Stelle der Vorsehung zu treten und ihnen ihr Schicksal selbst vorzuschreiben und selbst zu bereiten. Ich ging so weit, das zu thun, und das war mein Fehler.

Zu der Ausführung meiner Pläne gebrauchte ich außerordentliche Menschen, Menschen, die durch Leiden und Unglück geläutert und geistig so sehr gereift waren, um auf meine Ideen einzugehen. Ich fand solche Menschen in dem Abbé Laguidais, in dem Herzog*** und in dem Professor Wedell. Aber es lag mir daran, auch jüngere Leute für mich zu gewinnen, junge Männer zu Trägern meiner Gedanken zu machen. Und dazu schien es mir nöthig, diese jungen Männer zu bilden, sie eine bestimmte Schule der Prüfung durchlaufen zu lassen, mit einem Worte: ihr Leben ganz nach meinen Gedanken zu gestalten und an die Stelle der Vorsehung zu treten.

Ich will zuerst von Ihnen sprechen, Don Lotario. Ich erkannte sogleich in Ihnen das gute Herz, den energischen Charakter, die edle Seele. Ich begriff, daß Sie, am rechten Orte und durch die rechte Schule geläutert, Außerordentliches leisten würden, während Sie in Kalifornien auf Ihrer Hacienda ein gutmüthiger, gewöhnlicher Mensch geblieben wären. Es galt also, Sie von dort loszureißen. Als ich Donna Rosalba zum ersten Male sah, begriff ich, weshalb diese Dame Ihre Gattin werden wollte. Ich ließ Ihre Hacienda zerstören, ich ließ Donna Rosalba glauben, daß ich Ihre

Stelle bei ihr einnehmen könne — und Sie verließen Kalifornien. Aber das sollte nur der Anfang Ihrer Prüfungen sein. Ich wollte Sie in das große Meer, das man die Welt nennt, hinausschleudern und allmählich aller Stützen berauben, so daß Sie zuletzt ganz auf Ihre eigene Kraft angewiesen wären. Ich sah voraus, daß einzelne Umstände mich in meinen Plänen unterstützen würden, und als ich Ihr Verhältniß zu Thereſe erfuhr, konnte mir nichts erwünschter erscheinen, als diese Liebe, deren Beginn nothwendig ein unglücklicher sein mußte. In Paris ließ ich Ihnen noch den Gedanken, daß Sie reich seien; in London fing ich bereits an, Ihnen die Hauptstütze Ihres Reichthums zu entziehen. In Berlin wollte ich Sie des letzten Restes Ihres Vermögens berauben. Da kam jener Zwischenfall, von dem ich später sprechen werde, und mein Einfluß auf Sie hörte auf — wohl zu Ihrem Glücke, wie ich jetzt glaube.

Aehnlich verfuhr ich mit Ihnen, Wolfram Büchting. Damals, als ich Sie zum ersten Male sah, wußte ich nicht, daß Sie der Sohn jenes Mannes seien, dem ich den größeren Theil meines Reichthums verdankte. Aber ich erkannte in Ihnen eine energische Natur, die nur auf den rechten Weg gelenkt werden brauche, um Wunder zu wirken. Daß Amelie de Morcerf in jener Nacht zu mir kam, daß sie zu Ihnen in so nahen Beziehungen stand, das hielt ich abermals für einen Fingerzeig der Vorsehung, der meinen Bestrebungen günstig sei, und ich beschloß, Ihrer Beider Schicksal in Zukunft zu lenken. Ich bat Amelie, bei den Mormonen zu bleiben, denn eine Verbindung, wie die Ihrige, durfte auf keinen Fall getrennt werden. Sie wissen selbst, wie Alles später gekommen. Mein Werk war es, daß die Mormonen Sie in die Acht erklärten, was sie ohne den Einfluß meines Agenten, des Franzosen Bertois nicht gethan haben würden. Mein Werk war es, daß man Amelie zwingen wollte, Wipky zu heirathen, und sie auf diese Weise zur

Flucht drängte. Daß Sie Beide damals auf eine so außergewöhnliche Weise fliehen würden, konnte ich allerdings nicht voraussehen. Unser Zusammentreffen aber in der Wüste schien mir ein neuer Beweis, daß ich meinen Einfluß auf Ihr Leben fortsetzen solle. Ich schickte Sie nach New-Orleans und ließ es durch Mr. Nathan bewerkstelligen, daß Sie in das größte Elend, die größte Armuth geriethen. Ihre Verwundung war der erste Fingerzeig der Vorsehung für mich selbst, auf meinem Wege inne zu halten, und jetzt noch, in diesem Augenblicke, danke ich Gott von ganzer Seele dafür, daß Sie damals nicht starben. Ich hätte mich als Ihren Mörder betrachten müssen und nichts würde dieses Verbrechen gesühnt haben. Sie sind später Ihren Weg allein gegangen, Sie haben meine Vermuthungen bestätigt. Sie sind ein braver Mann geworden und werden es auch in Zukunft bleiben. Ich weiß es.

Was Sie nun anbetrifft, Maximilian Morrel, so habe ich Sie ebenfalls zum Werkzeug meiner Pläne gemacht und über Ihr Schicksal verfügt. Daß es so traurig werden würde, wie es in der That der Fall war, konnte ich nicht ahnen, konnte ich mit meiner menschlichen Berechnung nicht voraussehen. Meine Absicht war es nur, Sie aus Ihrer Unthätigkeit aufzurütteln, Sie zum Theilnehmer, zum Träger einer bestimmten Idee zu machen, und da die Erinnerungen Ihrer Familie stets bonapartistisch gewesen waren, so konnte diese Idee nur die des Napoleonismus sein. Für diesen sollten Sie leiden, diesem sollten Sie mit Leib und Seele angehören. Sie sollten gezwungen werden, Frankreich zu verlassen, Sie und Valentine sollten noch einmal die Prüfungen des Lebens erfahren. Die Folge war, daß Zufälligkeiten, die ich nicht berechnen konnte, dazwischen traten. Sie wurden schwermüthig, Valentine entging nur durch die Hülfe der wahrhaft göttlichen Vorsehung dem Unglück, von einem elenden Schurken geopfert zu werden. Mein lieber Max,

ich habe freventlich an Ihnen gehandelt, ich gestehe es ein. Aber verzeihen Sie mir und bedenken Sie, daß ich den Rest meines Lebens damit hinbringen werde, für ihr Glück zu beten und meine Fehler zu bereuen.

Auch noch von einem Anwesenden muß ich hier sprechen, von Albert de Morcerf. Auch ihn wollte ich in den Bereich meiner Pläne ziehen, auch er sollte einer meiner Auserwählten werden. Aber er allein wußte sich meinen Bemühungen zu entziehen und an seiner Festigkeit scheiterten meine Pläne. Ich sah mich gezwungen, ihn sich selbst zu überlassen, und dennoch war gerade er es, der durch die Fügung der Vorsehung und durch seine eigene Kraft den größten und erhabensten meiner Pläne ausführte, in das Innere Afrika's eindrang und dort ein Reich des Christenthums und der Liebe schuf. Ja, in ihm stellte mir die himmlische Vorsehung ein Beispiel auf, wie sie es verstehe, zu wirken, und wie ihr gegenüber die Weisheit eines Menschen zu Schanden werde. Ich erkenne es in Demuth an und werde es bereuen.

Dennoch — dennoch sage ich mit derselben Offenheit, daß diese Beweise des himmlischen Zornes, daß der Tod Wolframs, der Wahnsinn Morrels, der Erfolg Morcerfs mich vielleicht nicht in meinen Plänen beirrt hätten und daß ich auf meinen Wegen weiter geschritten wäre, hätte mich nicht ein Ereigniß aufgehalten, in dem sich Alles vereinigte, um mich mit einem Male den ganzen Frevel erkennen zu lassen, den ich begangen.

Damals, als ich mich an Villefort und Danglars rächen wollte, bedurfte ich eines Menschen, eines lebenden Wesens. Durch einen Zufall hatte ich erfahren, daß der frühere Pflegesohn meines Intendanten Bertuccio ein natürlicher Sohn Villeforts und der Baroneſſe Danglars sei. Diesen Menschen wollte ich zu meinem Zwecke benutzen. Er war ein Galeerensträfling, ein Verbrecher gemeinsten Ranges. Ich ließ ihn nach Paris kommen, als er entflohen war, ich

beschloß, seine Vorsehung zu sein und ihn ganz nach meinen Zwecken zu leiten. Ich ließ ihn als Prinz auftreten, ich führte ihn mit der Familie Danglars zusammen, und erst in dem Augenblicke, als er sich mit Eugenie Danglars verbinden sollte, ließ ich ihn entlarven, ihn als Mörder verfolgen, und auch das nur, damit er dem Staatsanwalt Villefort einst gegenübertreten und ihm sagen könne, daß er sein Sohn sei.

Dieser Mensch, in dessen Leben ich auf eine für immer entscheidende Weise eingegriffen — dieser sollte mich die ganze entsetzliche Sündhaftigkeit meiner Anmaßung begreifen lassen. Für Alles, was er später gethan, bin nur ich verantwortlich. Denn ich war es, der ihn von den Galeeren befreite, wo er sein Leben sonst beendet hätte, ohne Gefahr für die Menschheit, ohne weitere Verbrechen. Ich führte ihn in das große Leben, in die große Gesellschaft, ich gab ihm die Gelegenheit, Andere zu verderben. Zwar glaubte ich damals, daß die Justiz ihn verurtheilen würde. Aber ich unterließ es, die Beweise für seinen Mord beizubringen. Es gelang ihm, sich zu befreien. Er ermordete später seine Mutter. Auch das ist mein Werk. Ohne mich wäre er nie in Berührung mit dieser Frau gekommen. Dieser Mensch aber war es auch, in dem die Erkenntniß aufdämmerte, daß ich ein freventliches Spiel mit ihm getrieben, und in diesem verworfenen Gemüth stieg der Gedanke einer Rache auf, die er mit teuflischer Schlauheit und Geschicklichkeit ausführte. Er, den ich einst zu meinem Spielballe gemacht, er stieß mir den Dolch des tiefsten Schmerzes in die Brust — er tödtete mein Kind. Er schleuderte den Blitz der Erkenntniß in mein Herz — und anstatt ihm zu fluchen, muß ich ihn segnen. Er ließ mich alle meine Irrthümer, alle meine Fehler erkennen. Er führte mich wieder auf den Weg menschlicher Demuth. —

Bei diesen Worten senkte der Graf den Kopf. Die

tiefste Stille herrschte im Saale. Der Graf schwieg eine Minute lang. Dann begann er von Neuem:

— Ihnen Allen, die Sie klaren Geistes sind und ein Menschenherz zu begreifen verstehen, Ihnen Allen brauche ich nicht zu sagen, wie tief ich die ganze Schwere meiner Irrthümer empfunden habe. Ich war gebrochen, gebrochen nicht nur geistig, sondern auch körperlich. Die Hand Gottes hatte mich von meiner mühsam errungenen Höhe, von meiner Höhe, nach der ich dreißig Jahre lang mühsam emporgestiegen — von einer Höhe, auf der ich die Welt zu überschauen und zu beherrschen glaubte — von dieser Höhe hatte mich die Hand Gottes in einem Augenblick in den Abgrund des Nichts, in den Abgrund der Erkenntniß meiner ganzen menschlichen Schwäche gestürzt. Mit einem Hauche vernichtete Gott den, der mit ihm zu wetteifern trachtete, und er benutzte eins seiner elendesten Geschöpfe dazu, ein Geschöpf, das einst vor meinen Blicken gezittert hatte und mich nun vernichtete. O, Sie Alle, Sie Alle, ich weiß es, haben mich einst angestaunt, haben mich bewundert, haben mich für unbesiegbar gehalten, für einen Gott. Und ich war mehr als gewöhnliche Menschen sind, ja! Aber selbst ich konnte mich von der Vermessenheit nicht fernhalten, die gewöhnlich das Herz der Menschen erreicht, wenn sie eine große Höhe erreicht haben. Ich spielte mit dem Herzen, mit dem Glück, mit dem Schicksal Anderer — die Vorsehung warnte mich, und dennoch ließ ich nicht ab. Nun endlich ist es dahin gekommen, wohin es kommen mußte. Ich bin ebenso tief gestürzt, als ich hoch gestiegen war.

Meine Freunde — Sie werden mich wahrscheinlich nicht wiedersehen und wahrscheinlich sind dies die letzten Worte, die Sie aus meinem Munde vernehmen. Verzeihen Sie mir Alle! Sie wissen, weshalb ich fehlte — also verzeihen Sie mir und beten Sie für mich. Den Himmlischen dort oben zu versöhnen, den, den ich so schwer beleidigt, das wird

meine eigene, meine letzte und schwerste Aufgabe sein! Vereinigen Sie Ihre Gebete mit den meinigen. Ihre Seelen sind rein. Gott wird Ihre Bitten erhören. Der Graf von Monte-Christo ist todt für diese Erde. Als Edmond Dantes wird er ein neues Leben beginnen und Anfang und Ende desselben werden sein, Gott zu versöhnen und die Vergangenheit zu bereuen!

Der Graf schwieg, neigte sein Haupt und betete. Alle Anwesenden neigten ebenfalls das Haupt und beteten mit ihm. Die Frau im schwarzen Gewande schluchzte.

Dann, als die Versammelten wieder aufblickten, war die Stelle leer, auf der Monte-Christo gestanden. Auch die Dame, seine Gattin Haydee, war mit ihm verschwunden.

Das Testament des Grafen.

Es währte Minuten lang, ehe die Versammelten sich so weit fassen konnten, um einander anzublicken und mit einander zu flüstern. Man hörte kein lautes Wort. Wie wäre es auch möglich gewesen, sich sogleich über das auszusprechen, was man soeben gehört! Der Herzog war der Erste, der sich erhob.

Er hatte ein Papier in der Hand und mit diesem trat er vor die Versammlung hin.

— Unser aller Freund, der Graf von Monte-Christo, hat mich beauftragt, Ihnen, ehe Sie mich verlassen, noch dieses Dokument vorzulesen. Ich hoffe, daß Sie bereit sein werden, es anzuhören, da es für Sie Alle von großer Wichtigkeit ist.

Die erwartungsvollen Mienen der Anwesenden galten als eine klare Antwort.

— Wohlan denn! sagte der Herzog. Sie werden das Testament des Grafen hören!

Und er las:

„Ich Endesunterzeichneter, Edmond Dantes, Graf von Monte-Christo, Lord Wilmore und Lord Hope, verfüge hiermit in Anwesenheit der unterzeichneten Notare und des Herzogs ***, sowie des Abbé Laguidais, wie folgt:

Wolfram Büchting und Therese Büchting, Kinder des Herrn Theodor Büchting aus Berlin, erhalten ein Jeder die Summe von fünfundzwanzig Millionen Francs in gültigen französischen, englischen und nordamerikanischen Staatspapieren. Diese Summe beträgt allerdings nicht den ganzen Gewinn, den ich aus der Benutzung der Goldminen in Kalifornien gezogen habe. Ich bin aber bei der Bestimmung dieser Summen von dem Gedanken ausgegangen, daß es ihrem Vater, Herrn Theodor Büchting, bei seinen beschränkten Mitteln nicht möglich gewesen wäre, seit jener Zeit und seit dem Tage der Entdeckung der Mine ein größeres Resultat aus derselben zu gewinnen, glaube sogar, daß seine Ausbeutung den Werth von fünfzig Millionen noch nicht erreicht hätte, und hoffe demzufolge, daß Herr Wolfram Büchting und Fräulein Therese Büchting sich mit der obigen Summe begnügen werden.

Verheirathet sich Fräulein Therese Büchting mit Don Lotario de Toledo, so erhält sie außerdem noch fünf Millionen Francs als Heirathsgut und als eine freiwillige Schenkung.

Don Lotario de Toledo erhält fürs Erste die vollständige Kaufsumme für seine Hacienda, im Betrage von dreimalhundertundachtzigtausend Dollars — da ihm zwanzigtausend Dollars bereits ausgezahlt sind — und außerdem die Summe von zehn Millionen Francs in gültigen Staatspapieren. Ferner überlasse ich demselben meine Besitzung auf dem Berge der Wünsche, jedoch nur unter der Bedingung,

daß er alsdann wenigstens drei Monate im Jahre auf derselben zubringt und in demjenigen Sinne wirkt, den ich für nöthig halte. Meine Ansichten darüber sind in einem Dokumente enthalten, das der Herzog *** dem Don Lotario mittheilen wird.

Fräulein Amelie de Morcerf erhält die Summe von fünf Millionen Francs in gültigen Staatspapieren. —

Desgleichen der Kapitän Maximilian Morrel, in dessen Besitze auch, wie es sich von selbst versteht, die Insel Monte-Christo, das Schloß in Tréport und die Wohnung in den Champs Elysées verbleiben. —

Desgleichen erhält die Summe von fünf Millionen Francs Fräulein Eugenie Danglars. Der Herzog *** wird es übernehmen, dieselbe in meinem Namen um Verzeihung zu bitten für die Beleidigung, die ich ihr früher angethan.

Ferner stelle ich eine Summe von fünfundzwanzig Millionen Francs zur unbedingten Verfügung des Herrn Albert de Morcerf. Der Abbé Laguidais und der Herzog *** werden es übernehmen, ihm dieselbe ganz oder theilweise und entweder baar oder in Papieren auszuzahlen. Dieselben Herren werden es ferner übernehmen, die Verpflichtungen zu erfüllen, die ich früher gegen Herrn Albert de Morcerf eingegangen und die sich auf die Lieferung von Waffen, Werkzeugen und Instrumenten und auf die Sendung geeigneter Persönlichkeiten nach dem Innern Afria's beziehen.

Vierzig Millionen Francs bestimme ich, ferner zur Vertheilung unter meine Dienerschaft, sowohl diejenigen, die sich augenblicklich auf Monte-Christo und dem Dampfboot, als die sich noch auf dem Berge der Wünsche befinden. Bertuccio wird das Dreifache, Bertois, Laurent und der Steuermann des Dampfers werden das Doppelte von dem erhalten, was auf jeden Einzelnen fällt. Ich bestimme jedoch,

daß Jeder nur den fünften Theil seines Antheis baar ausgezahlt erhält, und auch dies nur, wenn er es wünscht. Von dem Uebrigen beziehen sie die Zinsen des Vermögens, das bei sicheren Banquiers verwaltet werden wird. Sie verlieren auch diese Zinsen und das Vermögen überhaupt, sobald sie sich einer notorisch schlechten Handlung schuldig machen. Doch glaube ich nicht, daß dies der Fall sein wird. Ich hoffe, daß sie nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft sein werden. Der Herzog ***, der Abbé Laguidais und die Herren Wolfram Büchting, Don Lotario und Maximilian Morrel werden die Aufsicht über diese Leute führen und ihnen dazu verhelfen, einflußreiche Stellungen in der Gesellschaft einzunehmen. Sie sind ohne Ausnahme berechtigt dazu, da sie Kenntnisse, Charakter und ein gutes Herz besitzen.

Der Rest meines Vermögens, der ungefähr ebenso viel beträgt, als die hier angeführten Legate zusammen, und den ich augenblicklich nicht so genau feststellen kann, wird zu denjenigen Zwecken verwendet werden, die ich mein Leben lang verfolgt habe und die in der Hebung und Förderung der Sittlichkeit und in der Befestigung der Grundprinzipien des Christenthums bestehen. Zu diesem Zweck werden die Herren Laguidais, der Herzog ***, Don Lotario, Wolfram Büchting, Graf Arenberg, Kapitän Morrel und Professor Wedell ein Comité bilden, das sich mindestens alle drei Jahre einmal in Paris, Berlin oder London zu versammeln hat. Dieses Comité darf nur mit Einstimmigkeit über die ihm zu Gebote gestellten Summen verfügen und nie mehr als zwanzig Millionen für einen Zweck ausgeben. Die Verwaltung dieser Summe bleibt in den Händen des Herzogs *** und des Abbé Laguidais, sowie in denen des Banquiers Nathan in New-Orleans, der zu diesem Zweck ein Filial in Paris errichten wird.

Somit hoffe ich allen Ansprüchen, die von Einzelnen und von der Welt an mich gemacht werden können, genügt

zu haben. Von Wolfram Büchting und Don Lotario hoffe ich, daß sie den Reichthum, der sich nun in ihren Händen befindet, zum Besten des Allgemeinen und in dem Sinne, in dem ich selbst gewirkt, verwenden werden. Aber ich warne sie zu gleicher Zeit vor der Ueberhebung und Anmaßung, der ich anheimgefallen bin! Sie mögen Vielen oder Einzelnen Gutes thun. Aber sie mögen nie über den Einzelnen nach ihrem eigenen Willen verfügen. Gott allein darf über die Schicksale der Menschen bestimmen!

Und hiermit nehme ich Abschied von meinen Freunden. Mögen sie mir ein freundliches Andenken bewahren und bedenken, daß ich Gutes zu thun glaubte und daß meine Gedanken und mein Streben in ihren Anfängen gut waren und erst später den Charakter der Anmaßung und des Frevels annahmen!

Gott gebe seinen Segen zu diesen meinen letzten Bestimmungen.

Edmond Dantes.

Als Zeugen: Herzog ***. Abbé Laguidais.
Carreau, Notar. Villars, Notar.

Der Herzog hatte seine Vorlesung beendet. Auf allen Gesichtern malte sich die größte Ueberraschung.

— Sie haben den Inhalt dieses Testamentes vernommen! sagte der Herzog dann. Ich erwarte jeden Einzelnen, der in diesem Dokument erwähnt ist, in den nächsten Tagen bei mir, um mit mir nähere Rücksprache über die einzelnen Bestimmungen zu nehmen. Es versteht sich von selbst, daß Sie die Legate ablehnen können. Dann aber würden Sie, wie ich Ihnen bestimmt versichern kann, dem Wunsche des Grafen zuwider handeln und ihn tief betrüben. Er hat Alles reiflich überlegt. Thun Sie ihm also nicht den Schmerz an, das zurückzuweisen, was gut gemeint ist. Doch darüber werde ich mit jedem Einzelnen sprechen!

Der Herzog verbeugte sich, zum Zeichen, daß er Alles gesagt. Die Eingeladenen entfernten sich schweigend und langsam. Wer hätte auch in so kurzer Zeit den ganzen Inhalt dessen, was er gehört und empfangen, begreifen können!

Schluß.

Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, einen Blick auf die späteren Schicksale derjenigen Personen zu werfen, die wir im Laufe unserer Erzählung den Lesern vorgeführt haben. Wir wollen es in aller Kürze thun und bei demjenigen beginnen, dessen Handlungen wahrscheinlich gerechten Abscheu bei allen ehrlichen und guten Naturen erregt haben.

Ratour-Rablasy, der falsche Herr de Virey, bemühte sich vergebens, abermals ein Netz von Lügen um seine Persönlichkeit zu weben und sich dadurch zu retten, daß er Andere verleumdete. Die Gewalt der Gegenbeweise war zu groß. Graf Arenberg, Thereſe, Don Lotario, der Vicomte d'Epinay, Eugenie Danglars und vor Allem der Kapitän Morrel und Valentine wurden vor das Gericht gefordert, um ihre Aussagen über Rablasy abzugeben. Seine Schuld wurde dadurch so klar erwiesen, oder vielmehr seine Identität mit dem Räuber und Mörder Etienne Rablasy so klar festgestellt, daß der Ausspruch der Geschworenen einstimmig auf Schuldig lautete. Sein Haupt fiel unter der Guillotine und man erzählte nachher, daß selten ein Mensch mehr Feigheit und Schwäche im letzten Augenblicke seines Lebens bewiesen habe, als dieser Elende, der früher mit so kaltem Blute gelogen und gemordet hatte.

Der alte Danglars, der, wie ein Gerücht ging, sich in Paris aufhielt, wurde in der That ausfindig gemacht und wegen betrügerischen Banquerouts und Unterschlagung

von Geldern vor das Gericht gestellt. Da er aber keinen Sou in seinem Vermögen besaß und man die Erinnerung an jene Zeit vermeiden wollte, so hob man den Prozeß auf und ließ ihn im Schuldgefängniß. Dort befand er sich so wohl, daß er mit jedem Tage stärker und gesunder wurde. Leider konnte er sich dieses herrlichen und ihm durchaus zusagenden Lebens nicht lange erfreuen. Er bekam eine jener scheußlichen Krankheiten, an denen derartige Naturen gewöhnlich unterzugehen pflegen, und er starb, von Niemandem beweint, im Hospital des Schuldgefängnisses. Seine Tochter hatte damals schon Europa verlassen.

Eugenie Danglars war nicht allein abgereist, wie die Leser sogleich hören werden. Sie hatte bekanntlich in jener Nacht den Vicomte Franz d'Epinay wiedergesehen und dieses Wiedersehen war der Anfang einer allmählich wachsenden Verbindung gewesen. d'Epinay überzeugte sich aus den Bekenntnissen, die ihm Eugenie aufrichtig darlegte, daß sie besser sei, als ihr Ruf, und daß ihr Verhältniß zu Ratour ein anderes gewesen, als die Welt glaubte. Sie verschwieg ihm ihre Liebe zu Don Lotario nicht. Da aber d'Epinay ebenfalls einst Valentine geliebt hatte und da sie Beide über den Schmerz der ersten unglücklichen Liebe hinaus waren, so bildete diese frühere Liebe kein Hinderniß für die allmähliche Annäherung ihrer Herzen. Eugenie erkannte in Franz d'Epinay den achtbarsten, ehrenwerthesten Charakter; der Vicomte seinerseits errieth bald, daß Eugeniens Herz Schätze enthielt, die nur gehoben zu werden brauchten, um einen Mann zu beglücken; daß sie noch eine ursprüngliche, reine, kraftvolle Natur sei, aus der sich Alles, das Beste und Schönste bilden lasse.

Außerdem war der Vicomte entschlossen, Europa zu verlassen und zu Albert de Morcerf zu gehen. Er fragte Eugenie, ob sie seine Gattin werden und ihn nach Afrika begleiten wolle. Eugenie war glücklich darüber. Sie hatte ohnehin

den Entschluß gefaßt, die Bühne zu verlassen und sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nichts konnte ihr also erwünschter sein, als dieser Antrag, den sie mit einem gemischten Gefühl von Dankbarkeit und Liebe annahm. In diese Zeit fiel auch die Nachricht, daß ihr der Graf von Monte-Christo ein Legat von fünf Millionen ausgesetzt. Sie nahm es an, schon um ihrem künftigen Gatten ein Vermögen mitbringen zu können. Ihre Vermählung fand in aller Stille statt, und nachdem Franz d'Epinay die sämmtlichen umfangreichen Vorkehrungen getroffen, die für eine solche Reise nothwendig waren, reiste er mit seiner jungen Gattin nach dem Innern Afrika's, sehr wenig bekümmert um die Glossen seiner Pariser Bekannten, die eine solche Hochzeitsreise ein wenig zu weit und zu gefahrvoll fanden. Es versteht sich von selbst, daß d'Epinay von Morcerf mit Jubel begrüßt und bald mit Muley zusammen die rechte Hand des jungen Kaisers wurde.

Die Familie Morrel führte ihr ruhiges und glückliches Leben in Paris und in ihren schönen Besitzungen auf Monte-Christo und in Tréport weiter. Dem kleinen Edmond folgte bald eine kleine Haydee und dieser ein kleiner Eduard, dem der alte Villefort mit besonderer Vorliebe zugethan war. Zwischen dieser Familie und derjenigen Wolframs und Lotario's gestaltete sich das innigste und freundschaftlichste Verhältniß. Wenn die drei Familien in Paris versammelt waren — allerdings ein seltener Fall — so gab es nichts, als Freudenfeste, und daß von diesen Emanuel und Julie Herbault nicht ausgeschlossen waren, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen. Später, als der Kapitän die Freude hatte, den Prinzen, für den er einst gelitten, an der Spitze Frankreichs zu sehen, trat er wieder in die Armee und der bescheidene Name Morrel wich bald dem eines Baron de Tréport. Unter diesem Namen hat der Kapitän in dem letzten Feldzuge wacker mitgekämpft, ihm zur Seite der vierzehnjährige Edmond de Tréport, während Eduard bittere Thrä-

nen weinte, daß er zurückbleiben mußte, obwohl er den Degen so gut zu führen verstand, wie sein älterer Bruder. Maximilian Morrel de Tréport ist jetzt General.

Was nun die Zukunft Wolframs anbetraf, der sich so plötzlich zu einem der reichsten Männer erhoben fühlte, so war dieselbe der Gegenstand sehr langer und ausführlicher Berathungen zwischen Wolfram, Lotario, dem Grafen Arenberg und Amelie und Thereſe. Sollte er mit Amelie in Paris zurückbleiben, während Don Lotario nach Amerika ging? Sollte er sich so lange von seiner Schwester und von seinem Schwager, der sein einiger und bester Freund geworden, trennen? Unmöglich! Schließlich kamen sie immer darin überein, daß sie vereinigt bleiben müßten. Und so geschah es denn auch!

Don Lotario und Thereſe wurden in Paris mit einander vermählt. Graf Arenberg, der Herzog ***, der Abbé Laguidais und Morrel waren ihre Trauzeugen. Dann reisten die beiden jungen Paare zusammen auf ein Vierteljahr nach Spanien. Während dieser Reise traf der Herzog die geeigneten Anordnungen für das enorme Vermögen der beiden Familien, das in eins verschmolzen worden war. Der größte Theil desselben wurde so fest angelegt, daß er nie erhoben werden konnte. Allerdings betrugen auch die Zinsen desselben über vier Millionen Francs jährlich und einzelne Theile des Vermögens waren so gelegt, daß sie sich fortwährend um ein Bedeutendes vermehren mußten. Darauf wurde bestimmt, daß die fünf Personen, nämlich Wolfram, Don Lotario, der Graf Arenberg und Amelie und Thereſe immer beisammen bleiben sollten. Graf Arenberg verkaufte seine Besitzungen in Preußen, jedoch erst nachdem er Don Lotario adoptirt und es trotz der Vorstellungen desselben durchgesetzt hatte, daß er den Namen Lotario de Toledo-Arenberg führte. Der Graf ließ sich das einmal nicht ausreden, und am Ende war der Wunsch auch erklärlich, seinen Namen nicht aussterben

zu lassen. Außerdem setzte er das Kind seines Adoptivsohnes zu seiner Erbin ein. Es war ein Mädchen.

Regelmäßig jeden Februar reiste die Famile Büchtings und Lotario's, die sich im Laufe der Zeit um eine nicht unbedeutende Anzahl jüngerer Mitglieder vermehrt hat, nach Kalifornien. Dort hat Don Lotario seine Hacienda nicht wieder aufgebaut, sondern sein Gut an eine Anzahl von Pächtern abgegeben. Er selbst wohnt mit der ganzen Familie auf dem Berge der Wünsche, der einen Palast bildet, wie ihn kaum ein Fürst besitzt.

Seine frühere Geliebte, Donna Rosalba, sah er nicht wieder. Er schrieb an den alten Ramirez und bot demselben hunderttausend Dollars für die Abtretung seines Besitzthums, unter der Bedingung, daß er die Gegend verlasse. Der Alte war klug genug, auf dieses glänzende Gebot einzugehen und verließ mit seiner Tochter Kalifornien.

Dort wirken nun Lotario und Wolfram den Sommer über gemeinschaftlich und hauptsächlich nach den Ideen, die ihnen Monte-Christo in seinem Dokumente hinterlassen. Sie kaufen fruchtbare Ländereien, verpachten sie, ziehen Kolonisten in das Land, namentlich Nord-Amerikaner, vergrößern die Kolonie auf dem Berge der Wünsche und erheben diesen Theil des Landes zu einer nie geahnten Höhe der Kultur. Sie waren es auch, die den Anschluß Kaliforniens an Nord-Amerika bewirkten, und Don Lotario hat Sitz und Stimme im Senate der Vereinigten Staaten.

Auch mit den Mormonen sind sie in Verbindung getreten und bei dieser Gelegenheit wollen wir erwähnen, daß Dr. Wipky endlich auch seinen Lohn fand. Man ertappte ihn bei einem Versuche, Fortery zu vergiften, und wollte kurzen Prozeß mit ihm machen und ihn hinrichten. Es gelang ihm jedoch, die Hinrichtung aufzuschieben, und während der Haft erhängte er sich in seinem Gefängniß.

Fortery wurde bald darauf zu dem Grade eines zweiten

Sehers erhoben und an seine Stelle trat Bertois, der auf den Wunsch des Grafen oder vielleicht auch in Folge geheimer Instruktionen von Paris aus bei den Mormonen blieb. Was übrigens die Geschichte dieser Sekte anbelangt, so verweisen wir die Leser auf dasjenige, was täglich darüber zu lesen ist. Jedenfalls glauben wir, die Aufmerksamkeit auf diese Sekte gerichtet zu haben, deren Anhänger wahrscheinlich einst den Westen Amerika's beherrschen werden.

Regelmäßig im Anfang Juli wird die Rückreise nach Europa angetreten, und da die Familie sich zu diesem Zweck eines sehr schönen und gut gebauten Dampfers bedient, so wird die Reise immer sehr schnell und ohne Gefahr zurückgelegt. In Paris besitzt die Familie ein herrliches Hotel auf dem Boulevard. Große Gesellschaften werden jedoch in diesem während des Winters nicht gegeben. Ueberhaupt hält sich die Familie von der Geldaristokratie fern, unter der sie, wenn sie sonst wollte, einen der ersten Plätze einnehmen könnte. Wolfram baut Häuser nach seiner Idee und Don Lotario studirt.

Außerdem ist Wolfram ein eifriger Politiker, aber nicht, wie sein Freund Morrel, Napoleonist, sondern, wie sich auch leicht aus seinem Charakter erklären läßt, starrer Republikaner. Zur Zeit der Februar-Revolution war Alles zur Abreise nach Kalifornien vorbereitet. Büchting aber ließ dieses Mal Don Lotario und Therese allein reisen und blieb mit Amelie zurück. Er stand auf Seiten des General Cavaignac und war nicht so zufrieden, wie Morrel, als Louis Napoleon Präsident wurde. Er gehörte sogar zur Opposition, und nur sein Reichthum und seine im Grunde geringe Theilnahme an der praktischen Politik retteten ihn bei dem Staatsstreich vor dem Schicksal seines Freundes Cavaignac.

Er geht jetzt mit dem Gedanken um, ganz nach Nord-Amerika überzusiedeln, um eine Rolle auf dem Kongreß der Vereinigten Staaten zu spielen. Kenntnisse, Energie und

scharfer Blick befähigen ihn allerdings zu einer hervorragenden Stellung und es wäre nicht unmöglich, daß sein Name eines Tages auf der Kandidatenliste für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten stände. Ein Hinderniß ist ihm jedoch im Wege. Er ist ein erbitterter Feind der Sklaverei und deshalb dürfte er fürs Erste wenig Anklang in den südlichen Staaten der Union finden. — — — — — — — — — —

Und der Graf? — Selbst seine besten Freunde, selbst der Herzog*** und der Abbé, haben fast gar nichts mehr von ihm gehört und ihn nie mehr gesehen. Er verließ Paris mit seiner Gattin in der Kleidung eines Pilgers. Von seinem Vermögen hatte er nichts für sich zurückbehalten, als jährlich eine Rente von zwanzigtausend Francs, also weit weniger, als der letzte seiner Diener jetzt besaß.

Er reiste nach Tripolis und ließ seine Frau dort zurück. Dann wendete er sich nach dem Innern Afrika's, zu Morcerf, und blieb ein ganzes Jahr lang bei diesem, oder machte vielmehr fortwährend Reisen in das Innere von Afrika und predigte das reine Christenthum. Seine Beredtsamkeit und die Wirkungen derselben sollen ebenso außerordentich sein, wie seine Erscheinung, sein Muth, seine Ausdauer, seine Energie. Er ist ein gottbegeisterter Missionär in der wahren Bedeutung des Wortes, ein Verkünder des reinen Christenthums, dem alle Konfessionen huldigen.

Nachdem er von dort zurückgekehrt, weiß man nicht mehr genau, wohin er sich mit seiner Gattin, die ihn nur dann verläßt, wenn es ihr unmöglich ist, ihn zu begleiten, gewendet. Man hat von ihm am Kap und im Süd-Osten Afrika's gehört, auch in Neu-Holland und in Asien, auf den Inseln und dem Kontinent ist er gewesen. Seine Freunde in Paris erhalten nur selten Briefe von ihm, in denen er sie bittet, ihm seine Rente nach bestimmten Orten zu schicken. Diese Orte waren bis jetzt Tripolis, die Kapstadt, Calcutta, Sidney, Batavia, Canton und der letzte Brief war aus

Vandiemensland datirt und wünschte eine Geldsendung abermals nach Sidney.

Im Herbste des vergangenen Jahres brachte ein französischer Kapitän, der von Sidney kam, einen Knaben von zwölf Jahren mit einem Briefe nach Paris, zu dem alten Herzog***. Es ist ein Sohn des Grafen Monte-Christo, ein bildschöner, verständiger und gefühlvoller Knabe, der unter der Obhut des Herzogs seine Erziehung erhalten soll, eine einfache bürgerliche Erziehung. Der Knabe soll eine wunderbare Auffassungsgabe besitzen, aber die Aerzte fürchten für seine Gesundheit, da er kränklich ist. Er ist ein fleißiger Spielkamerad und Freund des jungen Eduard Morrel und alle Freunde des Grafen behandeln ihn mit einer Sorgfalt und Rücksicht, als wäre er ein Wesen aus einer anderen Welt. Hoffen wir jedoch, daß er noch lange auf dieser Erde bleibe! Er sagt, daß er noch eine schöne jüngere Schwester habe, die bei der Mutter sei. Vielleicht wird auch sie nach Paris gesendet. Er sehnt sich sehr nach ihr und der Mutter. Den Vater hat er selten gesehen. Er schildert ihn als einen sehr ernsten, aber ungemein liebevollen Mann mit grauem Haar und tiefen Falten. Von der Mutter aber spricht er wie von einem Engel an Schönheit und Güte.

Der Abbé Laguidais ist vor zwei Jahren gestorben. Nach seinem Tode schrieb der Herzog***, der sich in Folge dieses Trauerfalls sehr vereinsamt fühlte, an den Professor Wedell, bat ihn, nach Paris zu kommen und bot ihm eine ehrenvolle und einträgliche Stellung an. Paul Wedell willigte ein. Jetzt lebt er glücklich und zufrieden mit seiner Gattin in Paris. Marie hat ihm dort das erste Kind geboren.

123387.